



Georg von der Gabelentz
Von Heiligen
und Sündern

ngiyaw eBooks

Georg von der Gabelentz
Von Heiligen und Sündern
Erzählungen

Verlag von L. Staackmann, Leipzig, 1919

Bibliothek von ngiyaw eBooks
Transkription von Christine Weber

Illustration: Sylvia Bremer by May Moore

Die Nacht des großen Pan.

Über der Kuppe des Monte Gennaro verglühete das Rot der untergehenden Sonne. Die Schatten wuchsen und dehnten sich über Geröll und Gras. Aus Bachtälern stieg die Kühle und erfrischte uns nach den heißen Stunden einer langen Wanderung durch die Sabiner Berge. Wir hatten den Weg verfehlt, und die Gegend wurde uns fremd. Wohl eine Stunde lang waren wir auf und ab durch Wälder und über Wiesen gewandert und begannen müde zu werden. Da beschlossen wir, irgend wo, im ersten besten Haus oder Dorf zu übernachten.

Unser Pfad war kaum zu erkennen, er wand sich in mutwilligen Bogen bald um bewaldete Kuppen herum, bald stieg er steil durch Eichendickichte und Dorngebüsch empor, um dann wieder über kleine Lichtungen zu laufen, auf denen im Dämmer uralte Bäume ihre Arme reckten und die silberbleichen Blätter bewegten. Es war unmöglich die Gegend zu bestimmen, waldige Hügel wechselten mit gestrüppbewachsenen Tälern, und ein Hügel, ein Tal glich vollkommen dem anderen. Von einem breiteren

Wege oder gar einem Dorfe war noch immer nichts zu sehen.

Unter den Bäumen kroch in dunklem Kleide die Nacht heraus. Der Himmel überzog sich erst mit gelber, dann mit lila Farbe und legte einen wunderbaren Widerschein auf weiße Kalkfelsen, auf das Grün der Matten und das Laub der Eichen und Ölbäume. Hin und wieder schrillte der Schreckruf einer Amsel auf, die vielleicht von einem schleichenden Fuchs gestört worden war. Dann wieder klang irgendwo im Dickicht das letzte, schon etwas schläfrige Zwitschern eines Vogels. Ein Nachtschatten flog auf uns zu, stand eine Weile gespenstisch mit zitternden Flügeln über uns und schoß dann lautlos zur Seite in das Dunkel des Waldes.

Immer weniger war es möglich, Einzelheiten der Landschaft zu unterscheiden. Die höheren Bäume schoben sich zu vermeintlichen Hügeln zusammen, leichte Nebel täuschten uns Wasserspiegel vor. Einzelne Büsche oder Steine wuchsen wie menschenähnliche Gestalten aus dem Dunkel oder glichen einem auf der Weide grasenden Stier, einer Ziege, einem ruhenden Schaf. Blauschwarz war der Himmel geworden, und schon schimmerten die ersten Sterne auf.

Da hörten wir Schritte über Geröll näher kommen und erkannten ein menschliches Wesen, das aus einem der Täler gegen uns heraufstieg. Wir riefen es an. Es war ein junger Bursche, und er erklärte, nach der Hütte von Ziegenhirten zu wollen. Mein Freund erkundigte sich über das nächste Dorf.

»Sie werden es nicht finden,« antwortete der junge Kerl mit Bestimmtheit. »Und dann können Sie die ganze Nacht hier herumirren.«

»Warum meinen Sie,« fragte mein Freund, »daß wir das Dorf nicht finden werden?«

Der junge Bursche, dem wir uns unwillkürlich angeschlossen hatten, erwiderte: »Es ist die Nacht des großen Pan. Da werden die alten Götter wieder lebendig, und Pan geht umher. Er lockt die Wanderer in die Wildnis. Wer sich nicht auskennt hier, tut gut, in solcher Nacht nicht im Wald umherzulaufen.«

Wir freuten uns am Aberglauben des Burschen und hielten mit ihm, schließlich konnten wir auch einmal in der Hütte von Hirten übernachten. Geschmeidig wie eine Katze wand unser Führer sich vor uns her durch den dämmernden Wald. Nach einiger Zeit blinkte zwischen Stämmen gastlich ein Licht. Der Wald öffnete sich, und bald danach standen wir vor einer halbverfallenen Steinhütte, die mit Binsen gedeckt war. Vor ihr brannte am Boden ein Feuer.

Trockenes Holz nährte es, und über den Flammen hing ein Kupferkessel, in dem ein junges Mädchen Polenta, die Maisspeise italienischer Hirten bereitete. Während ein Bursche von etwa dreizehn Jahren, er wurde uns als Giuseppe, der Bruder des Mädchens vorgestellt, mit einem frischen Ast im Feuer umherstocherte, hockte die Großmutter der beiden, eine blindäugige alte Hexe auf einem Stein zur Seite.

Wir fragten, ob es erlaubt sei, die Nacht hier zuzubringen.

Das Mädchen nickte und lachte uns an. »Warum nicht? In der Hütte ist Platz genug. Freilich, Betten haben wir nicht. Wer wenn den Herren das Stroh genügt — — —.«

Das Hirtenmädchen war die echte Römerin, schwarzhaarig, mit schönen nachdenklichen Augen. Es wurde von der Großmutter Agnese genannt.

Wir lagerten uns am Boden neben das Geschwisterpaar, Francesco, unser Führer, setzte sich neben Agnese. Seine Blicke hafteten am Antlitz der jungen Römerin. Im Anfang ging das Gespräch ein wenig zögernd, denn wir beiden Fremden störten wohl die Gemeinschaft der jungen Leute. Doch als wir mit ihnen teilten, was wir noch an Vorräten und kleinen Leckerbissen in unseren Rucksäcken

vorfanden, gewannen wir uns schnell das Zutrauen der hübschen Agnese und ihres Bruders.

Das Feuer zog die Umgebung in seine rote Helligkeit. Wir lagerten inmitten einer Herde von Ziegen und Schafen, und hin und wieder trat eins der Tiere langsam heran, stieß uns mit der Nase an die Schulter und leckte die Hand, die man ihm hinhielt. Agnese lockte eine der Ziegen mit Namen, melkte sie und bot uns die warme Milch. Über einen Bergrücken klomm der Mond herauf, und sein bleiches Licht erhellte allmählich auch weiter hinaus die Gegend. Wir waren an einen seltsamen Ort gelangt und erkannten jetzt erst, daß wir uns vor gestrüppüberwachsenen Ruinen befanden. Behauene Steinblöcke lagen hier und da, Spuren von Mauern waren zu erkennen. Werkstücke aus weißem Marmor hatten die Hirten achtlos in die Wand der Hütte eingefügt. Seitwärts ragte ein starker Ölbaum, und an ihn gelehnt schimmerte eine gespenstische Steingestalt, sie hatte nicht Arme, nicht Füße und keinen Kopf mehr, und auf ihrer weißen Frauenbrust spielte das Mondlicht.

»Was habt Ihr da?« fragte ich unseren Führer Francesco.

»La Santa Venere, die heilige Venus«, gab er zurück. »Sie lag lange hier am Boden, aber wir haben

sie aufgerichtet und an den Baum gelehnt. Es ist immer klug, sich mit solchen Geistern gut zu stehen.«

La Santa Venere, diese Kinder der einsamen Berge hatten aus einem harmlosen weiblichen Torso ein Bild der Venus, und die alte Liebesgöttin zu einer Heiligen gemacht.

»Findet man hier noch mehr solchen Marmor?« fragte mein Freund.

»Mag sein,« erwiderte der Bursche, »wenn man nachgraben wollte. Unter den Wurzeln der Bäume und da im Gebüsch liegt vielleicht noch manches.«

»Vor tausend Jahren,« warf Giuseppe wichtig ein, »hat hier der Palast eines alten Dichters gestanden.«

»Du verwechselst das«, berichtete ihn seine Schwester, »man sagt, die Villa des Dichters stand weiter unten. Hier oben war der Tempel einer Göttin.«

»Nun ja,« bemerkte der Knabe, »es ist ja schrecklich lange her, wie sollte ich's da nicht verwechseln! Mag sein, daß hier ein Tempel war.«

»Und Ihr glaubt,« bemerkte mein Freund, »daß die alten Götter bisweilen wieder lebendig werden?«

Das Mädchen nickte und suchte mit den Augen das Antlitz der Großmutter. »Man sagt so, ja. In der Nacht des großen Pan ist es hier oben nicht geheuer.

Man behauptet, daß er einem im Walde begegnen kann.«

»Das tut er,« warf die Alte mit tiefer Stimme ein.

»Und wie soll der aussehen?« fragten wir belustigt.

»Wie ein echter Waldmensch,« antwortete das Mädchen, »Er trägt einen langen Bart und hat Hörner wie ein Ziegenbock und liebt es, die Leute zu erschrecken. Bald ruft er einen bei Namen wie ein Mensch. Bald wimmert er hinter Steinen vor, daß man denkt, da weint ein Kind. Bald schreit er wie eine Eule, oder er meckert wie eine verirrte Ziege. Aber wenn man nachgeht, ist immer nichts zu sehen.«

Die Alte nickte lebhaft: »Und es heißt, nie hat jemand so schön Flöte spielen können, als der große Pan. Er soll einst ein fröhlicher Gesell gewesen sein, und seine Lieder waren sehr lustig, die Menschen haben sogar danach getanzt. Jetzt aber ist er böse und spielt nur noch traurige Lieder. Und man hört ihn ganz selten.«

»Ich weiß wohl,« warf Francesco ein, »warum er nur noch traurige Lieder spielt. Er hat alle Heiterkeit vergessen, seitdem man die vielen Kirchen ins Land baute und mit den Glocken läutete.«

Eine Weile lagen wir schweigend um das knisternde Feuer. Der Mond schwebte langsam

immer höher über die Berge empor und flocht feine, silberne Strahlen in das Laub der Bäume. Weiter zurück stand die dunkle Mauer des Waldes und öffneten sich die Tore enger Täler. Sie schienen voller Geheimnisse. Es war wunderbar warm, und die Stille der Nacht wurde nur selten durch einen Laut unterbrochen. Die Äste unterm Kupferkessel knisterten und knackten. Ab und zu blökte eins der schwarzen Lämmer.

Das junge Mädchen setzte sich plötzlich auf und legte ihre Hand auf den Arm Francescos. »Was denken wir da an Pan,« sagte sie, »willst du uns nicht wieder mal ein Lied singen?«

Francesco erhob sich, reckte sich mit selbstbewußter Miene, stemmte die Linke in die Seite und begann zu singen, indem er sein Lied mit einigen Bewegungen der Rechten begleitete.

Es war ein schwermütiges, doch feuriges Liebeslied, ein Lied, das gewiß schon zu vielen Geschlechtern römischer Hirtenmädchen gesprochen. Der Bursche dehnte die Endreime in die Länge und ließ den Klang weit hinaushallen über die Lichtung bis zum Wald und zu den ansteigenden Bergen. Seine Stimme war stark und schön.

Es war ein merkwürdiges Bild, dieser braungebrannte Bursche in der Tracht der Hirten,

vom flackernden Feuer beleuchtet, wie er seine leidenschaftliche Liebesklage in die schweigende Nacht hinausschmetterte. Und wir saßen ihm zu Füßen vor knisternden Flammen, das Mädchen hatte den Arm um den Hals eines schwarzen Schafes gelegt, aus dunkeln Augen glotzte das Tier ins Feuer. Eine Fledermaus umzuckte in raschen Flügen den leichten Dampf, der von den kohlenden Holzstücken aufstieg.

Der Bursche hatte geendet. Agnese und ihr Bruder klatschten in die Hände.

»Wie viele Lieder mögen wohl schon gesungen worden sein, seit jener römische Dichter auf den Bergen hier seine Verse in Wachstafeln schrieb,« flüsterte mein Freund.

Und plötzlich, als hätte der Gesang des Burschen ein Echo geweckt in der Wildnis der Berge, klang aus der Ferne ein ganz leiser Flötenton und ein anderes Lied aus rauher Männerkehle zurück. Waren irgendwo hinter einem der Hügel gleich uns Hirten beim Feuer versammelt? Die langgezogenen Töne, nur hörbar in der Stille jener Sommernacht, wurden von leichtem Winde dahin getragen und entschwanden.

Das Mädchen horchte ein wenig ängstlich hinaus und raunte: »Das war Pan, Francescos Lied hat ihn

geweckt.«

Doch der Bursche lächelte, und indem er einige knorrige Äste in die Glut schob, sagte er: »Sei nur nicht bange, Agnese. Seitdem drunten das Kloster steht, ist's aus mit der Macht des großen Pan.«

Und der kleine Giuseppe, stolz auf seine Knabenweisheit, behauptete eifrig: »Uns hat der Pater gesagt, daß der große Pan eigentlich überhaupt niemals gelebt hat. Und das sei nur ein dummes Gerede, eine Sage, und man braucht nicht daran zu glauben. Und wenn man das Kreuz schlägt, kann er einem auch nichts antun.«

»Der Pater hat recht,« bemerkte mein Freund, »das sind alte Sagen, kein Mensch wird heute daran glauben.«

Die Großmutter wackelte auf ihrem Steine mit dem Kopfe hin und her und murmelte: »Tot ist Pan noch nicht.«

Wir schwiegen. Die Fledermaus irrte unaufhörlich im pfeilschnellen Fluge über unseren Köpfen her und hin. Eine zweite gesellte sich zu ihr, und die beiden Tiere machten Jagd auf Nachtschmetterlinge, die der rote Feuerschein aus dem Dunkel hervorlockte.

Da erscholl mit einmal ein kurzes, wildes Jauchzen aus der Ferne, ein sieghafter Aufschrei, und er klang aus wie in einem langen Seufzer. Es war einer jener

Töne, die aus der Nacht geboren werden, niemand weiß, wie sie entstehen, und von wo sie herkommen. Sie können ebensogut aus der Luft herabschweben, wie aus dem Boden steigen, aus Wolken kommen wie aus Felsklüften.

Wir sahen uns an und fragten unwillkürlich: »Was war das?«

»Der Wind, der zwei Stämme aneinanderreibt,« so suchte mein Freund den Ton zu erklären.

»Ich denke eher, daß irgend ein großer Vogel geschrieen hat,« sagte ich.

Francesco sah um sich. »Ja, die Vögel haben sonderbare Stimmen, zumal in der Nacht. Aber dies, ich glaube nicht, daß es ein Vogel war.«

Agnese schauerte zusammen und schüttelte den Kopf: »Das war kein Vogel,« sagte sie, »ich weiß doch, wie die Vögel in der Nacht schreien. Auch hätte man dann gehört, von wo der Ton kam. Aber dieser Ton konnte ebensogut vor uns, wie rechts oder links oder hinter uns im Tal ausgestoßen worden sein.«

Francesco faltete die Hände über den emporgezogenen Knien. »Geht doch! Warum sich den Kopf zerbrechen?«

Da bewegte die Alte den zahnlosen Mund und raunte: »Ich weiß, was es ist. Pan hat eine Nymphe

umarmt.«

Der kleine Giuseppe lächelte altklug. »Ach was, Großmutter, es sind ja doch nur Märchen.«

»Nun, sag das nicht mein Freund,« warf Francesco ein, »der Einsiedler von Monte Rotondo hat Pan wirklich einmal gesehen.«

Die Augen des kleinen Giuseppe leuchteten. »Was denn? Hat er gesehen, wie Pan eine Nymphe jagte?«

»Etwas Ähnliches war es wohl,« sagte Francesco. »Der Einsiedler hat mir erzählt, wie er als Kind droben am Gennaro Ziegen gehütet hat, da ist er einmal eingeschlafen, weil es heiß war. Und plötzlich wacht er auf und sieht, daß seine Herde in wilder Flucht durch die Bäume und die Steine daher gestürmt kommt. Und zwischen den Steinen und Bäumen fliegt eine Gestalt hin, so wie aus Nebel geformt, wenn die Sonne hindurchschimmert. Der Einsiedler sagte, er habe gleich gewußt, daß dies weiße, zarte Ding nur eine Nymphe sein könnte. Und hinter ihr her ist in mächtigen Sätzen etwas Schwarzes, Wildes mit Gelächter hergesprungen und gerannt und gepoltert. Und eh sich der Junge so recht besonnen hat, warum seine Herde so ängstlich davonstürmt, und was da für eine Jagd im Walde ist, da ist auch alles schon zwischen den Bäumen weg gewesen. Wie er aber dann aufgesprungen ist, den

Hund gerufen hat und seine Herde zu beruhigen versucht, da ist plötzlich aus dem Walde von weitem ein unterdrückter Hilfeschrei zu ihm gedrungen. Er sagt, es habe geklungen, wie wenn ein Singvogel piept, den der Kater faßt. Er hat sich nicht hingetraut nachzusehen und ist froh gewesen, als er die zitternde Herde wieder beisammen hatte. Ihm selbst ist auch nichts geschehen.«

»So eine arme kleine Nymphe,« flüsterte Agnese, lächelte und schaute gegen den Sternhimmel.

Francesco warf einen bewundernden Blick auf das schöne Mädchen an seiner Seite und fragte: »Sag Agnese, möchtest du einmal wissen, wie schön solch eine Nymphe ist.«

Agnese nickte. »O, ich möchte schon.«

»Ich will dir das Mittel verraten,« gab Francesco zurück.

»Ach ja, sag's mir doch,« bat Agnese lachend.

»Gut, also in der Nacht des großen Pan, wenn so wie heute der helle Mond scheint, so brauchst du bloß hinabzugehen an die Quelle drunten, die in der Villa des römischen Dichters fließt. Sie rinnt durch ein marmornes Becken, und wenn du dich davorstellst und hineinschaust, dann siehst du eine Nymphe im Spiegel. Versuch es mal?«

Das Mädchen schlug ihm auf die Schulter. »Und du Gauner, du möchtest den Pan spielen? Aber du würdest bei mir schlecht ankommen. Die Haare würde ich dir ausreißen!«

Der Bursche sah sie an. »Ist das dein Ernst, Agnese?«

»Mein bitterer Ernst,« gab das Mädchen zurück, »ich laß mich von niemand küssen.«

Der Bursche runzelte die Stirn, dann stand er auf und dehnte sich. »Ach,« warf er neckend hin, »du brauchtest auch gar nicht zu fürchten, daß ich dich küssen würde. Früher dachte ich anders, aber jetzt ——. Ich könnte nur ein Mädchen lieben, das so schön ist wie die Venus da.«

Er trat an die steinerne Figur, die gegen den Ölbaum lehnte. »So schön zum Beispiel wie diese,« sagte er, »ach, so schön ist ja leider heute auf der ganzen Welt kein Mädchen mehr.«

Und der Bursche schlang die Arme um den im Mondlicht schimmernden Marmor, und küßte die steinerne Brust der Göttin.

Mit einmal aber sprang das Mädchen empor und rief leidenschaftlich: »Was sagst du da, was? Ich wär' nicht ebenso schön wie dies Wesen, das nicht einmal Kopf und Glieder mehr hat?«

»Bestimmt nicht! Sieh doch diesen Hals,« sagte Francesco, lächelte seltsam und liebte mit der Hand die weiße Gestalt der Venus.

Da riß das Mädchen mit schneller Bewegung das Hemd über der Brust auseinander, warf den Kopf stolz zurück und rief: »Sieh her, bin ich nicht schöner als die da?«

Francescos Augen glühten auf, er starrte auf den lebendigen Busen des wilden Mädchens, löste seine Arme vom Marmor und trat wieder zu uns heran ans Feuer.

»Ha, wir sind noch eben so schön als die alten Römerinnen,« triumphierte die Kleine.

»Nein,« rief Francesco, »du bist viel schöner als die toten Römerinnen, schöner als die Nymphen.« Er umfaßte ihre Hüfte und raunte ihr ins Ohr: »Laß mich dich küssen du Allerschönste! Die alten Götter freuen sich, wenn man sich liebt.«

Agnese aber entwand sich ihm. Sie trat zurück, schloß das Hemd über ihrer weißen Brust, lachte und rief: »Was kümmert's mich, was die alten Götter lieben! Ich lieb's nicht! Du weißt übrigens wohl, daß ich ins Kloster gehn will.«

Sie kauerte sich wieder ruhig neben das Feuer. Es machte ihr augenscheinlich Freude, nun ihrerseits den verliebten Burschen zu quälen.

»Aber ich will davon nichts hören! Warum willst du ins Kloster gehn?« fragte Francesco finster. »Kennst du denn die Nonnen?«

»Gewiß,« erwiderte Agnese, »ich habe sogar eine Freundin unter ihnen, Schwester Agatha. Ich kenne sie seit zwei Jahren, sie lebt im Kloster von Castelmadonna. Als ich sie einmal nach einem Besuche bei einer kranken Bäuerin heimbegleitete, es war wie heute, in der Nacht des großen Pan, da sagte mir die Schwester: ›Du solltest zu uns ins Kloster kommen, Agnese. Die Welt ist voller Schlechtigkeit. Und in einer Nacht wie diese, da ist der Teufel frei, und die Seelen der Verdammten, die sich von Pan zu irdischer Liebe verlocken ließen, die irren umher.«

Ich fragte: ›Wo sind denn die Seelen?« Doch ich hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da wimmerte es schon ganz seltsam über uns in der Luft. Wir blickten hin, aber es war nichts zu sehn.«

»Das waren Käuzchen,« warf Giuseppe ein. »Es gibt viele hier im Gemäuer.«

Aber Agnese fuhr unbeirrt fort: »Nein, nein, es war zu schaurig. Und Schwester Agathe faßte mich am Arm und raunte: ›Hörst du sie klagen?« — — Nein wirklich, ich will von der Liebe nichts wissen. Verliebtheit bringt Unglück. Ich gehe ins Kloster. Ich möchte nicht einst des Nachts, wenn ich tot bin,

durch die Berge flattern und Menschen erschrecken müssen.«

Der kleine Giuseppe lachte: »Ihr glaubt ja nur solche Sachen, weil ihr immer von Pan sprecht. Ich sag euch, mir hat der Pater versichert, daß Pan lange tot ist.«

Die Alte malte mit einem Stecken, den sie in der zittrigen Hand hielt, allerlei Striche auf den Boden. »Kann sein,« murmelte sie, »kann auch nicht sein. Gelebt hat er sicher. Sogar die Madonna ist ihm einmal begegnet.«

Ich lachte. »Die Madonna dem großen Pan? Wie ging denn das zu?«

»Erzähl es nur den Herren, Großmutter,« bat Agnese.

Und die Alte begann. »Es war lang, eh wir geboren wurden. Aber man spricht noch heute davon, denn es ist eine wunderbare Geschichte, wie die heilige Jungfrau den wilden Pan überwand, so daß er jetzt fast ohne Macht mehr ist. Ihr kennt das Nonnenkloster von Castelmadonna, dort saß die Madonna mit dem Christusknaben über dem Altar, und sie hatte ein seidnes Kleid und eine kleine goldne Krone mit silbernen Sternen auf dem Kopf. Und man erzählte sich mancherlei Wunder von ihr.

Damals waren böse Zeiten. Die großen Herren führten alle Krieg gegeneinander, und die Banden plünderten und raubten, wo sie etwas fanden. Auch in das Kloster waren einst Räuber eingebrochen und hatten mancherlei weggeschleppt, und man berichtet, daß einer der dreisten Burschen sogar nach dem Seidenkleid der heiligen Jungfrau gefaßt habe, um es von ihrem Leibe zu zerren und sich daraus ein neues Wamms zu schneiden. Da aber hat die Madonna ihn mit ihrem Zepter so über den Kopf geschlagen, daß dem Burschen die Eisenhaube aufs Pflaster heruntergeklirrt ist, er ihr Gewand schnell fahren gelassen hat und mit lautem Schrei davon gerannt ist. — Seitdem hielt man im Kloster die Madonna besonders wert, weil sie gewagt hatte, was diesen wilden Gesellen gegenüber so leicht kein Mann sich herausgenommen hätte.

Die Herden des Klosters waren teils geraubt, teils hatten sie sich verlaufen bis in die unwegsamsten Schluchten der Berge. Ihre Hirten waren ausgerissen oder totgeschlagen worden. Es gab weder Fleisch noch Milch, kurz, es herrschte große Not bei den heiligen Frauen, waren doch die Herden ihr Hauptreichtum. Und umsonst suchten sie nach einem Hirten. Da trat eines Tages ein seltsam aussehender Kauz aus dem Wald und bot der Schwester-Äbtissin

seine Dienste an. Es war nicht leicht damals einen tüchtigen Hirten zu finden, denn das herumlärmende Kriegsvolk pflegte ihnen die Herden wegzunehmen und sie selbst ohne Gericht und Spruch an die Bäume zu hängen, wenn sie sich nicht zeitig genug davon machten. Nun kurz, die Äbtissin fragte nicht erst lange nach Name und Herkunft des Fremden, sie meinte, schlechter als andere wird der Kerl ja auch nicht sein und nahm ihn in den Dienst des Klosters. Dann dachte sie an die versprengten Herden und erkundigte sich.

›Aber sag, wie willst du es anfangen, unsere Ziegen und Hammel aus dem wüsten Wald wieder zusammenzulesen?‹

Der fremde Schalk lachte und gab zur Antwort: ›Hochwürdige Mutter, wenn Ihr erlaubt, so will ich Euch gleich eine Probe meiner Kunst zeigen.‹

Und er zog unter einem Ziegenfell, das er sich als Kleid zurechtgeschnitten, eine goldne Flöte hervor, setzte sich auf die Wiese vor dem Kloster und begann zu blasen. Er blies ein ganz wunderbares und fremdes Lied, wie es im Kloster keine der Nonnen je gehört hatte. Der Äbtissin gefiel es so gut, daß sie sich an seine Seite ins Gras setzte, und bald kamen auch die Nonnen, eine nach der andern, erst die jungen, dann die alten, und alle horchten auf das Lied, das der

fremde Hirt blies. Der war kein schöner Mann. Er hatte struppiges Haar und eine gebogene Nase und einen zottigen Bart. Aber seine Augen, in denen war ein ganz seltsames Feuer, sie konnten jetzt verliebt, jetzt böseartig wild, nun traurig und nun wieder schelmisch blicken, daß man bald hätte glauben können, es sind die Augen eines unschuldigen Kindes, bald, es sind die eines alten Sünders.

Und der fremde Hirt blies, daß die süßen Töne weit über das Land schallten. Die liebe Sonne guckte aus ihrem Wolkenkragen hervor, und ihr Gesicht glänzte vor Freude. Die Blätter im Wald fingen an ungeduldig zu zittern, als möchten sie sich von ihren Stielen losreißen und daher tanzen, wie sie es im Herbst tun. Und die Nönnlein faßten sich mit einmal an der Hand und begannen um den dasitzenden Kerl einen Ringelreihen zu tanzen. Auch die Äbtissin erhob sich und drehte sich ein paarmal herum. Aber sie war schon alt und wurde bald schwindlig und rief, die Schwestern sollten sich doch fassen und endlich das heidnische Herumspringen bleiben lassen. Nur ungern gehorchten die Nonnen. Mit roten Gesichtern und klopfenden Herzen hielten sie inne. Und als sie sich umsahen, da merkten sie, daß die ganze Wiese vor der Tür des Klosters sich mit Hammeln und Ziegen füllte, die das Flötenspiel des Hirten von den

Bergen und aus den Schluchten herangelockt hatte. Und alle drängten sich um den zottigen Gesellen.

Die Äbtissin freute sich. Da hatte sie einen vortrefflichen Gesellen gefunden. Sie nahm dem Hirten die Flöte vom Mund und sagte ihm, er solle es für heute gut sein lassen und sich mit der wiedergewonnenen Herde in den Wald trolten. Abends möge er dann ans Tor des Klosters kommen, da würde man ihm durch die Schwester-Pförtnerin Essen und Lohn zustellen lassen. Und so geschah es. Der Hirt kehrte täglich, sobald es dämmerte, für kurze Zeit vor das Tor des Klosters, seine Herde folgte ihm, der Flöte blasend voranging. Und es kam sogar vor, daß sich ihm junge Wölfe anschlossen, ohne seinen Hammeln auch nur das Geringste anzutun. Und der Hirt ließ sich jeden Abend von der Pförtnerin das Essen herausreichen, setzte sich auf einen Stein vors Tor, verzehrte es und gab dann am Schluß ein Lied zum besten.

Soweit wäre das ja ganz in der Ordnung gewesen, aber mit den Nonnen ging eine seltsame Wandlung vor sich. Wenn der Bursche spielte, huschten und liefen sie alle aus ihren Zellen hervor und guckten zu den Fenstern heraus und hingen ihre Hände an die Eisengitter und hörten zu. Wunderbare Unruhe erfüllte ihr Blut. Sie lauschten dem Hirten, sie

meinten, noch nie etwas Süßeres gehört zu haben, als den Klang seiner Flöte. Bald weinten sie heimlich darüber, bald war ihnen wie Singen und Tanzen zumute. Tag und Nacht lag ihnen der Ton seiner Lieder im Gedächtnis, sie sprachen von nichts anderem, sie hörten darüber nicht mehr das Läuten der Glocken, sie vergaßen den Rosenkranz zu beten, ja, sie versäumten Vesper und Ave Maria.

Wenn der Beichtvater im Stuhl saß und ihnen die Beichte abnahm, hörte er von allen, von alt und jung, immer nur den einen Seufzer: ›Ach, ich kann es nicht vergessen, wie süß dieser Hirt draußen singt, von Sonne und Vogelliedern, von blühenden Blumen, silbernen Quellen und der Schönheit der nackten Nymphen.‹

Als eines Tages der hochwürdige Bischof zu einer Visitation ins Kloster kam, bemerkte er, daß eine häßliche Spinnwebe am Arm der Madonna in der Kirche hing, und daß das Krönlein auf ihrem Kopf wohl seit Monaten nicht mehr geputzt war. Und weil keine ihn so recht ins Auge sehen konnte, da witterte er, daß irgend etwas im Kloster nicht in Ordnung sein müsse. Er nahm die Nonnen und die Äbtissin ins Gebet, und jedes Mal, wenn er mit väterlichen Worten forschte, wie es denn komme, daß Zucht und

Ordnung vergessen seien, da erröteten die Nonnen und wurden verlegen und flüsterten:

›Hochwürdigster Bischof, wir wissen nicht, was es ist. Aber hört nur einmal selbst das Flötenspiel unsres Hirten an!‹

›Potz Teufel!‹ schalt der Bischof. ›Das wäre mir etwas Schönes, wenn ihr euch gar in euren Hirten vergaffen wolltet! Ruft mir den Burschen mal herbei!‹

Und sie gehorchten. Man schickte eilig einen Boten, der Hirt kam. Der Bischof trat vor das Tor des Klosters und schnitt ein grimmiges Gesicht, was ihm nicht recht gelingen wollte, denn er war im Grunde ein freundlicher und lebensfroher Herr. Dann fuhr er den Hirten an und schalt ihn, und zum Schluß sagte er:

›Du hast fortan dieses gotteslästerliche und weltliche Blasen und Pfeifen und Singen zu unterlassen, wenigstens soweit man es vom Kloster hören kann.‹

Der fremde Hirt stand breitbeinig und täppisch vor dem geistlichen Herrn und blinzelte ihn an und lächelte und antwortete gar nichts. Da dachte der Bischof: Ich kann an dem garstigen Kerl nichts Verführerisches für Weiber finden. Im Gegenteil, er

schaut mir aus, wie ein abgefemter, alter Spitzbube. Möchte bloß wissen, was die Nonnen an ihm haben.

Und er stemmte die Hände in die Seiten und rief dem fremden Hirten zu: ›So, nun laß dir's gesagt sein, und daß ich nichts wieder von dir zu hören bekomme! Und jetzt, ehe du wieder deiner Wege gehst, zeig mir mal deine Kunst, ob sie denn wirklich der Rede wert ist.‹

Der Hirt setzte sich behaglich in die Sonne mitten hinein auf die Wiese, langte aus der Tasche in seinem Ziegenfellrock die Flöte hervor und blies. Da ging mit des Bischofs rundem Gesicht eine merkwürdige Veränderung vor sich. Die zornigen Falten auf seiner Stirn legten sich, seine Augen fingen an, staunend auf den Fremden zu schauen. Ja, der konnte blasen! So was hatte er sein Lebtag noch nicht gehört. Die Musik zuckte dem frommen Mann durch die Glieder, er hob bald das eine, bald das andre Bein, faßte schließlich mit zierlich gespreizten Fingern seinen Rock, machte wie zur Probe einige kleine Sprünge, und war eben im Begriff in Erinnerung an die Zeiten, da er noch ein toller junger Strick gewesen war, einen fröhlichen und derben Tanz aufzuführen, als er bei der ersten Drehung die Gesichter der Nonnen und das weiße Haar der Äbtissin hinter den Klosterfenstern gewahrte. Da fiel ihm seine Wichtigkeit und Würde

ein, er raffte schnell den Rock zusammen, kehrte dem Spieler den Rücken und schoß wie ein Ballspornstreichs auf das Klostertor zu. Ohne sich aufzuhalten, rannte er in die Kirche, fiel vor der Madonna in die Knie, wischte mit dem Rockärmel den Schweiß vom Gesicht, bekreuzigte sich und rief:

›Heilige Jungfrau, verzeih deinem schwachen Knecht, aber der Teufel selber sitzt draußen und spielt die Flöte. Ich habe mit eigenen Augen auf seinem Kopfe zwei kleine Hörner gesehn. Geh hinaus, heilige Jungfrau, und sieh du selbst einmal nach dem Rechten. Ich bitt dich heilige Jungfrau, geh hinaus!‹

Er stopfte sich dann die Finger in die Ohren, da die leisen Flötenklänge auch bis zu ihm in die Kirche drangen und betete und betete.

Da geschah ein Wunder. Die Madonna hörte sein Gebet, stieg herab, gab dem erschrockenen Bischof einstweilen das Christuskind zu halten, legte ihr Szepter auf den Altar und ging, sich den seltsamen Hirten anzusehn. —

Der seltsame Hirt war unterdessen mit seiner Herde in den Wald zurückgezogen. Er glaubte, sein Lied habe dem Bischof nicht recht gefallen, weil der so plötzlich davongelaufen war. Die Madonna mußte eine ganze Weile nach ihm suchen. Schon fing es an

dunkel zu werden, da trat sie auf eine Waldlichtung heraus und fand da einen Kerl am Boden hingelümmelt unter allerlei Schafen und Ziegen. Auch der große Pan, denn er war jener Hirt, gewahrte die in ihrem schimmernden Seidenkleid aus den Büschen Tretende. Er dachte: ›Ei, wer mag denn die schöne Frau sein? setzte sich auf und starrte unbefangen und neugierig auf die Madonna hin.

Die heilige Jungfrau erkannte sofort den heidnischen Gott, marschierte auf ihn zu und schalt ihn einen Taugenichts, einen Verführer ehrsamer Klosterfrauen und leichtsinnigen Teufel. Pan, der nicht wußte, wer vor ihm stand, weil er sich sein Lebtag um die heilige Gottesmutter nicht gekümmert und in keine Kirche gekommen war, ließ sie ruhig zanken, erhob sich, schmunzelte, breitete die Arme aus und tappte auf die schöne Unbekannte zu, wobei er sich nichts Böses dachte.

Sie aber floh nicht, wie Pan es von den Nymphen gewohnt war, wenn er einmal auf sie zusprang, sondern sie streckte rasch ihren Arm aus, griff eine Hand voll Sterne aus der Milchstraße, die eben am Himmel angezündet worden war, und schmiß sie kräftig dem Dreisten an den Schädel.

Das hatte Pan nicht erwartet. Die Sterne brannten ihn wie lauter Nesseln, und er bog die Arme

schützend über den Kopf. Und da er sah, wie die heilige Jungfrau noch einmal nach der Milchstraße langte, da merkte er, daß er es mit einer großen Göttin zu tun hatte, wartete die zweite Ladung nicht ab, sondern machte kehrt und rannte davon.

Als er über einen Stein setzte, entfiel seinem Rock die goldne Flöte, aus der so schöne Lieder gequollen waren. Die Madonna sah das blinkende Ding, hob es auf und kehrte damit nach dem Kloster zurück. Unterwegs betrachtete sie sich die Flöte und setzte sie einmal zur Probe spielend an ihren göttlichen Mund. Zu ihrem Erstaunen aber klang kein heiliges Lied heraus, sondern es kamen fremde, heidnische und übermütige Töne. Da beschloß sie, die goldne Flöte einzuschmelzen und gedachte, sich an Stelle ihrer silbernen daraus eine neue und reichere Krone fertigen zu lassen.

Als sie in die Kirche zurückkehrte, ihr Weggehn hatte niemand bemerkt, war es ganz finster geworden. Sie schaute sich nach dem Bischof um. Der hatte sich's indessen in einem Kirchenstuhl bequem gemacht und schnarchte, denn es war ein schwüler Tag gewesen. Das Christkind war ihm aus dem Arm geglitten und lag auf seinen Knien.

Die Madonna lächelte, sie legte die Flöte auf den Altar, nahm das Kind vom Schoß des Bischofs und

ihr Zepter auf und setzte sich wieder in ihren Thronessel.

Der Bischof wachte in der Nacht auf, weil ihm eine Maus übers Knie lief, befühlte sich erschrocken und fand das Kind nicht mehr. Endlich aber sah er beim Leuchten der ewigen Lampe die Muttergottes wieder heimgekehrt auf dem Stuhl sitzen und fand zu ihren Füßen die Flöte Pans. Als kluger Mann erriet er den Zusammenhang. Er dankte der Muttergottes, daß sie den fremden Teufel verjagt und ihm die verfluchte Flöte genommen und bat um Verzeihung, daß er ein wenig genickt habe. Wie es die Madonna gewünscht, wurde das gefährliche Ding eingeschmolzen, und man machte eine goldne Krone daraus. Die Madonna trägt sie noch heute auf dem Haupt. Der große Pan aber ließ die Herden der Äbtissin im Stich und soll seit dem Erlebnis mit der schönen, doch so streitbaren Frau im Seidenkleid, die Nähe des Klosters meiden.«

Ohne die Alte zu unterbrechen, hatten wir ihrer Erzählung gelauscht. Sie schilderte alles mit der wunderbaren Lebhaftigkeit, die den alten Italienerinnen im Erzählen von Sagen und Wundern eigen ist. Über uns flimmerte das Licht des Mondes. Aus der Weite des nächtlichen Landes kamen die

Klänge von Hirtenliedern zu uns. Nach einer Weile warf der kleine Giuseppe ein:

»Nun und wie kommt es, daß man den großen Pan auch jetzt noch immer hört, wenn ihm doch damals die Madonna die Flöte weggenommen hat?«

Francesco vermochte das zu erklären. »Jeder Mensch weiß doch, daß die Sage geht, Pan spielt nur noch auf hölzernen Flöten oder auf einer Flöte, die er sich aus Rohr schneidet.«

Die Alte stand schwerfällig auf, sie gähnte, meinte, es sei spät, wünschte uns gute Nacht und schlurfte in die Hütte hinein. Giuseppe folgte ihr. Mein Freund und ich, wir zogen es vor, in der herrlichen Sommernacht draußen auszuharren, benutzten die Rucksäcke als Kopfkissen und hüllten uns in unsre Lodenmäntel.

Francesco und Agnese blieben neben dem Feuer sitzen. Agnese sagte dem Burschen: »Geh doch schlafen, Francesco. Auf was wartest du noch?«

Der Bursche sah das schöne Mädchen mit verliebten, brennenden Blicken an. »Laß dich noch ein wenig betrachten, Agnese, so lang sie dir im Kloster noch nicht das Haar abgeschnitten haben«

Er tastete nach ihrer Hand, sie aber schob ihn zurück und flüsterte: »Laß das! Du weißt, ich habe es verredet. Mich soll kein Mann küssen.«

Mein Freund war neben mir eingeschlafen und schnarchte. Auch ich streckte mich lang aus. Leise klang von fern eine Hirtenflöte. Ein Wasserquell plätscherte. Im Auge behielt ich den silbernen Glanz des Mondes, der über die Bäume, die Berge und die Lichtung hinlief und die weiße Brust der marmornen Liebesgöttin am Ölbaum umschmeichelte. Die Luft fächelte warm und wohligh mir über die Stirn. Ich fing an zu träumen.

Ob ich lang geschlafen, weiß ich nicht. Ich wachte auf, vielleicht, weil das Lagern auf dem harten Boden mir ungewohnt war, vielleicht, weil ein leiser Seufzer mich weckte, der an mein Ohr drang. Da öffnete ich die Augen und schaute um mich.

Unser Feuer war fast ganz herabgebrannt, aber der Mond erhellte noch immer die Gegend. Wenige Schritte von uns entfernt lag die schöne Agnese mit geschlossenen Augen am Boden. Sie hatte ihre Arme um den Nacken Francescos geschlungen. Der junge Bursche kniete neben ihr. Er beugte sich tief auf sie herab, und die Lippen der beiden preßten sich in einem langen Kusse aufeinander.

Zwei Fledermäuse jagten sich in verliebtem Spiel über mir im fahlen Glanz des Himmels, der Quell murmelte, — da, mit einmal klang durch die Nacht von neuem ein wilder Jubelschrei, ein Siegesruf, ein

triumphierendes Evoe. — Es war die Nacht des großen Pan.

Das Messer des Woiwoden.

Was geht euch der Name an? Ich war nach langer Fahrt endlich bei dem Freunde angekommen, ihn und seine Frau zu besuchen. Man führte mich in mein Zimmer im ersten Stock des Herrenhauses, ein altmodisch aber behaglich eingerichtetes Zimmer, mit gestreifter Tapete, tiefem Himmelbett und breitlehnigen Holzstühlen, die sicher schon mehr als hundert Jahre im Hause standen.

Ein Strauß vielfarbiger Feldblumen duftete auf dem runden Tisch. Sonst war der Raum ohne jeden besonderen Schmuck bis auf ein Ölbild an der Wand, das schon etwas gedunkelte Porträt eines jungen Weibes, halb Kind, halb Frau.

Aber Welch einer Frau! Bewundernd blickte ich auf das feine Oval des Gesichts, dem schwermütige Augen mit dunklen Wimpern und wunderbar gezeichneten Brauen etwas von der Milde einer Heiligen verliehen. Der kleine rote Mund war ein wenig geöffnet, und in der vollen Unterlippe, in den Grübchen der Wangen, dem niedlichen Kinn, lag ganz verborgen und in seltsamem Gegensatz zum

unschuldigen Ausdruck der Augen ein heimlicher Zug frohen Sinnengenusses. Seiner Jugend und Anmut zum Trotz redete das Antlitz eine zwiefache Sprache, es war das Gesicht einer Frau, die wohl auch Tränen gekannt hatte. Und doch war es von bezauberndem Liebreiz, ein Gesichtchen, in das sich jeder Mann verlieben mußte.

Ich wandte mich mit einer Frage an meinen Freund. Er aber faßte mich unter den Arm und lachte:

»Aha, wieder einer! Ja, du, jeder, der dies Zimmer betritt, fragt nach dem Bilde. Alle sind gleich verliebt in das süße Geschöpf.«

»Ihr kennt den Namen?«

»O gewiß!« antwortete er. »Es ist eine junge Frau von Wallhausen. Ihr Mann erbaute dies Haus und legte den Park an. Du wirst später sein Bild unten im Eßzimmer sehen. Er war Offizier in österreichischen Diensten und focht bei Chotusitz, Prag, Hohenfriedberg und weiß der Teufel, wo noch. Krieg und Jagd waren ihm die liebste Unterhaltung. Ein Wunder, daß er daneben Zeit fand, dies nette Haus zu bauen.«

Ich trennte mich nur ungern von dem Bilde, um hinabzugehen.

Nach dem Mittagessen wurde ich durch Wohn- und Schlafräume, nach Küche und Keller geleitet.

Endlich führte man mich auch nach einer kleinen, dem Herrenhause angebauten Kapelle. Helles Licht flutete durch schmale Fenster und fiel auf die weißen Bänke und weißgetünchten Wände. Holz- und Steinwerk, Mauern und Decke, alles war ganz einfach und schmucklos.

Nur der Altar erhob sich im Hintergrund in reicherer Verzierung. Eine fast lebensgroße, aus Holz geschnitzte und bemalte Madonnenfigur krönte ihn. Sie hielt den Christusknaben im Arm und hätte sich in nichts von den tausend Madonnenfiguren anderer kleiner Kirchen unterschieden, wenn nicht das Kind am Arm einen seltsamen und fast unheimlichen Schmuck gehabt hätte. An einem rostigen Kettchen, das dem Kinde durch die geöffneten Finger lief, hing — ein großes Messer.

Das Licht funkelte auf dem Stahl der Waffe. Es war ein gekrümmtes, scharf geschliffenes Messer, seine Klinge zeigte, eingelegt in Gold, das Bild einer sich ringelnden Schlange.

Und mein Freund erklärte lächelnd: »Dies Messer ist unser Hausgeheimnis sozusagen. Niemand weiß mit Bestimmtheit, wer es dorthin gehangen. Eins ist sicher, seit vielen Geschlechtern schwebt es schon über dem Altar am Arm des Christuskindes. Mag's dort in alle Ewigkeit bleiben!«

»Ein Weihgeschenk?« fragte ich.

»Wahrscheinlich,« bekam ich zur Antwort. »Die Leute behaupten, der Dolch habe dem Erbauer des Hauses gehört.«

Wir verließen die Kapelle, und meine Freunde geleiteten mich an den Bosketts des Parks entlang, zwischen Bäumen, in denen der Wind rauschte, und an die Ufer eines Baches, dessen klare Wellen geschwätzig über dunkle Kiesel rannen. Weiter wandernd trafen wir am Ende einer schattigen Lindenallee auf einen Pavillon. Bis ans Dach lag er versteckt unter buntem Gewühl blühender Rosen und duftenden Flieders.

Man öffnete die knarrende Tür und ein Raum nahm uns auf, der zugleich als Wohn- und Schlafzimmer geplant war. Ein geschnitztes Bett streckte sich versonnen in einem Alkoven, zeltartig spannte sich ein verblaßter, seidener Himmel darüber, und die kleine Hand eines Amor mit Bogen und Köcher hielt oben die Vorhänge zusammen. Zwischen den Fenstern waren Spiegel in die Stuckornamente der Wand eingelassen. Eine Bronze, Venus mit dem Liebesgott auf dem Schoß lächelte uns aus einer halbrunden, von einer Muschel überwölbten Nische an. Stühle und Tische zeigten den Stil lebensfroher längst vergangener Zeiten.

Der Pavillon erhob sich auf einer sanften Anhöhe, etwas tiefer plätscherte der Bach unter Flieder, Goldregen und Rotdorn, Sonnenwärme und Rosenduft fluteten durch das Gemach, und in den alten Bäumen sangen die Vögel um die Wette. Es war so recht ein Ort, geschaffen zum Träumen und Lieben!

Doch alles Heitere jenes Gartenhauses konnte nicht hindern, daß mir immer wieder das in die Hand des Christuskindes gehängte Messer einfiel. Warum schwebte diese Waffe gerade über dem Altar?

Unwillkürlich knüpfte ich ein unsichtbares Band zwischen ihr und dem einstigen Besitzer. Das Bild des Herrn von Wallhausen im Speisesaal hatte mir nicht gefallen. Die Augen blickten kalt und fast grausam, und die fest geschlossenen, schmalen Lippen schienen dazu geschaffen, ein Geheimnis bis zum Tod zu bewahren. — — —

Da mir die Anstrengung der Reise noch in den Gliedern lag, begab ich mich zeitig nach meinem Zimmer. Noch einmal betrachtete ich das Porträt der Frau von Wallhausen.

Nein, ich hatte noch nie so herrliche Augen gesehen, solch reine, weiße Stirn, solch entzückenden Mund. Ein Mund zum Küssen! Ein Mund, auf den es

eine Wonne gewesen sein muß, in Leidenschaft die Lippen zu pressen.

Und welche feinen Schultern, welch voller, schön geformter Hals! Die Linie vom Haaransatz über die linke Schulter herab war einfach berückend.

Wenn man doch die alten Bilder zum Leben erwecken könnte! Mit welcher Stimme, in welcher Sprache würden sie reden? Wieviel würden wir nicht von ihren gemalten Lippen erfahren? Was mögen jene toten Augen an der Wand alles gesehen haben! Freud und Leid werden auch vor ihnen gewechselt haben, aufsteigend, niedergehend, wie Tage, Monate, Jahre einander folgen, eine ewige Kette.

Wer das Zauberwort besäße, solchen Bildern die Sprache zu verleihen, würde sich in den Galerien alter Schlößer nicht langweilen, er würde heimlich erschauernd den fremden Tönen halb verklungener Mundarten und ganz verwischter Begebenheiten lauschen.

Ich konnte schließlich dem Wunsche, den Maler eines so entzückenden Werkes kennen zu lernen, nicht mehr wehren. Ob das Bild nicht irgendwo, vielleicht auf der Rückseite, gezeichnet war? Nicht ohne Mühe hakte ich es von der Wand, wischte mit dem angefeuchteten Taschentuch den Staub ab und stellte es neben die hell brennende Lampe. Aber

umsonst suchte ich in allen Ecken nach einem Namen oder Künstlerzeichen.

Schon wollte ich das Bild wieder zur Seite lehnen, als ich auf der Brust der jungen Frau ein merkwürdiges Zeichen entdeckte, das sich kaum kenntlich von der weißen Haut abhob. Erst glaubte ich Risse in der Farbe oder die Darstellung des Geäderts zu erkennen, das durch die zarte Haut hindurchschimmerte, doch nein, dies Zeichen, es lief über die linke vom Gewand frei gelassene Brust der Gemalten, glich einer sich windenden Schlange. Und diese Schlange streckte den Kopf nach der Stelle, wo sich unter der Schwellung des Busens das Herz befinden mußte. Ich schob die Lampe näher, und blickte länger hin, reinigte die Stelle mit einem Lederlappen, sonderbar, dies Bild einer Schlange stimmte mit dem überein, das in Gold auf dem Messer in der Kapelle eingelegt war.

Es schien dieselbe Schlange, deren Rachen weit geöffnet und deren gespaltene Zunge hervorgestreckt war.

Unterlag ich am Ende doch einer Augentäuschung, oder war es wirklich an dem? Wiederholte sich das goldene Zeichen auf der Klinge tatsächlich hier auf der Brust der jungen Frau? Und hatten diese beiden Zeichen etwas miteinander zu tun? Lagen dem

Ganzen irgend ein geheimnisvolles Ereignis oder nur ein Zufall zugrunde?

Immer mehr verstrickte ich mich in allerlei Gedanken, die ich schließlich immer wieder als unsinnig verwarf. Über eins nur blieb mir kein Zweifel, ich täuschte mich nicht, jener gekrümmte, blasse Streifen auf dem Busen meiner Zimmergenossin war das unendlich zarte Bild einer kleinen Schlange.

Hätte ich das Gemälde nicht von der Wand genommen und sehr genau untersucht, nie hätte ich jenes merkwürdige Mal entdeckt, und ich war sicher, daß meine Freunde nichts von seinem Dasein wußten, denn der Staub von Geschlechtern mußte es ihnen verborgen haben.

Am andern Morgen war mein Freund aufs Feld geritten, seine Frau in der Wirtschaft beschäftigt, ich stöberte unterdessen in der Bibliothek herum. Auch diese Büchersammlung war in ihren Anfängen einst von Herrn von Wallhausen angelegt worden und enthielt eine ganze Reihe französischer Kupferstichwerke aus dem achtzehnten Jahrhundert. Ein Band Molière fiel mir in die Hände. Auf dem ersten Blatte las ich mit graugelb gewordener Tinte in zierlicher Handschrift eine Widmung. Frau von Wallhausen hatte das Buch ihrem Gatten zum

Geschenk gemacht. Unter dem letzten Satze standen gesondert die drei Worte: *Toujours a vous!* Immer dein Eigen.

Ein wehmütiges Gefühl überkam mich bei dem Gedanken, daß jene schöne Verstorbene einst dies Buch besessen, daß ihre Augen auf dieser ersten Seite geruht, ihre Hände liebend diese Worte niedergeschrieben hatten. —

Als ich beim Frühstück meinen Freunden von der Entdeckung der kleinen Schlange auf dem Bilde erzählte, betrachteten sie noch einmal das Porträt, konnten sich aber nur schwer entschließen, mir recht zu geben und meinten, jene Zeichnung habe sicher nur zufällig Ähnlichkeit mit der Gravierung auf dem Messer.

Zufällig? Nein, ich vermochte mich mit dieser einfachen Auslegung nicht abzufinden. Das Schicksal knüpft tausend Fäden, die unseren Sinnen nicht sichtbar werden. Stehen dann einmal zwei Dinge scheinbar völlig zusammenhanglos nebeneinander, so meinen wir, es sei der Zufall im Spiel gewesen, denn wir können den unendlich feinen Faden nicht fassen, der sie verbindet.

So wollte mir das Rätsel des Messers nicht aus dem Sinn. Was hatte es mit jenem Ehepaar zu tun, dessen Bilder seit Menschenaltern stumm und

verschwiegen im Herrenhause hingen, dessen Gebeine auf dem Friedhof des Dorfes unter schweren Steinplatten moderten?

Wie kam dies häßliche Schlangenbild auf die Brust der lieblichen Kleinen?

Die Freunde lachten mich aus.

»Du wirst so wenig hinter die dunkle Geschichte kommen, wie irgend ein anderer.«

»Habt Ihr denn keinerlei Dokumente oder Briefe der beiden mehr?« fragte ich.

»Doch, im Archiv,« hieß es. »Aber sie seien völlig belanglos, einige wenige Briefe voll alltäglicher Kleinigkeiten, wie sie ein Ehepaar austauscht. Einmal bedauere Wallhausen, daß ihn der Kriegsdienst so lange fernhalte, ein andermal erzähle er nebenbei, daß er in Ungarn von einem umherziehenden Händler eine seltene Waffe gekauft habe, das Jagdmesser eines Woiwoden. Es werde vielleicht jenes Messer in der Kapelle sein. Nirgends aber finde sich auch noch der geringste Anhalt, weshalb es gerade im Arm des Christuskindes aufbewahrt worden sei.«

Ob man noch etwas vom Schicksal der beiden wisse, erkundigte ich mich.

»Nicht viel!« erwiderte mein Freund. »Sie soll jung und durch einen Unfall gestorben sein. Er aber scheint seine Frau um viele Jahre überlebt zu haben,

und die Sage will wissen, daß er seine letzten Lebenszeiten hier in tiefster Zurückgezogenheit verbracht hat.« —

Am selben Tage wanderte ich gegen Abend mit dem Molière hinaus nach dem Pavillon. Unter dem runden Dache war es kühl und einsam, ich brauchte nicht zu berichten, daß man mich stören werde, denn meine Gastgeber schienen das abgelegene Häuschen nur selten aufzusuchen.

Und während ich ihr Buch in den Händen hielt, stieg das Bild der vor mehr als hundert Jahren verstorbenen Frau vor mir auf. Hier hatte sie sicher oft mit ihrem Gatten gesessen, auf dieser Ruhebette hatte sie ihre Glieder in süßen Träumen gedehnt, an jenes verschossene, gelbe Seidenkissen ihre Schulter gelegt, mit jener Quaste des Vorhangs hatten ihre Finger gespielt, während draußen vor dem Pavillon die Rosen geduftet und das Glück Wache gestanden hatte.

Der Gedanke, der Schatten jenes lieblichen, verführerischen Weibes gehe noch immer im Häuschen hin und wieder, wurde so lebhaft, daß ich plötzlich dicht vor mir das leise Knistern ihres Kleides zu hören glaubte.

Ich fuhr auf und horchte. — Nein, es war keine Täuschung! Ich vernahm deutlich in meiner nächsten

Nähe ein feines Rascheln, wie das Schleifen eines seidenen Rockes über den Parkettboden. Erstaunt wandte ich mich um und suchte nach dem Grunde des sonderbaren Lautes. Lange blickte ich vergebens nach allen Seiten, immer auf das Geräusch lauschend, das bald leiser, bald lauter klang und zuweilen ganz verstummte. Endlich gewahrte ich einen großen Käfer, der sich an der Seitenwand einer eingelegten Kommode in eine breite Ritze einzwängte. Er war die Ursache des vermeintlichen Spukes.

Mich ärgerte das schwarze, langbeinige Tier, das mich so genarrt hatte, und sich eilig vor mir in der Fuge zu verbergen suchte. Schnell zog ich mein Taschenmesser hervor und bohrte seine Klinge in die Öffnung, das Insekt zu verjagen. Es wollte mir aber nicht gelingen, der Käfer kroch tiefer, und ich drückte den Stahl mit einem Fluche kräftig hin und her. Da mußte ich bei meinen Bemühungen wohl auf eine verborgene Feder gestoßen sein, die Seitenwand des Kastens klappte plötzlich auf, und ein geheimes Fach zwischen doppelten Wänden wurde dadurch geöffnet. Ein kleines Paket Briefe, mit einem vergilbten, blauen Bande zusammengehalten, fiel mir entgegen und glitt mir über die Hände zur Erde.

Ich hob es eilig auf. Es waren zwei verschiedene, ganz verblaßte Handschriften. In der einen erkannte ich die nämliche, die eine Widmung mit den Schlußworten: »Toujours a vous« in den Molière eingetragen hatte, das waren die zarten Schriftzüge der Frau von Wallhausen. Ein anderes Paket enthielt Schreiben von männlicher Hand.

Warum waren diese Briefe so sorgfältig aufgehoben und versteckt worden, daß sie über hundert Jahre unentdeckt hier ruhen konnten?

Vorsichtig breitete ich die Briefe der jungen Frau auf dem Tische aus und entfaltete die Blätter. Ein merkwürdiger Duft entströmte ihnen, es waren feine Reste eines Parfüms vermischt mit einem starken Modergeruch.

Langsam las ich die Seiten durch, alle, der Reihe nach, hier in dem Raume, in dem die Schreiberin geweilt, auf dem nämlichen Stuhle mit gelbseidenem Bezuge sitzend, auf dem sie wohl einst gerastet hatte.

Zeile für Zeile, Blatt für Blatt las ich sie durch, während hinter mir die Gestalt aus dem Bilde in meinem Zimmer, diese längst verstorbene Frau wieder lebend durch ihren Pavillon zu schreiten schien, so daß ich von neuem das Knistern ihres Kleides, ja ihre leisen Atemzüge zu hören glaubte.

Die Briefe enthielten eine Geschichte wehmütig und rauh und absonderlich. Wie ein wildes Waldmärchen klang sie herüber in unsere Tage.

Ich schrieb die letzten vier Briefe der Frau von Wallhausen in mein Notizbuch. Hier sind sie, in die Sprache unserer Zeit übertragen.

Der erste Brief:

»Mein geliebter Hans! Einen langen Brief laß ich dir heute ins Lager senden, denn ich meine, so lange ich die Feder halte, um dir zu schreiben, so lange müßtest du besonders stark an mich denken, als reichte ich dir damit eine Brücke, auf der dein Herz leicht und rasch zu meinem wandern kann. Wie lang sind wir getrennt! Ach, du hast das Küssen gewiß ganz verlernt! Sollen die schrecklichen Kriegsläufe denn niemals ein Ende nehmen? Kannst du nicht Urlaub erbitten? Ich suche wohl auf der Karte alle diese Orte auf, die du mir als deine Quartiere angibst, aber ich finde mich nicht hinein in eure vielen Märsche und Gegenmärsche. Mein Gott, welche Mühe geben sich die großen Herren, um einander Schaden zu tun! Nun, wenn ich auch nicht den rechten Ort finde, so schaue ich doch lange auf die Karte in dem Gedanken, irgendwo auf diesem Papier müsse mein Geliebter jetzt kampieren. Ich tue das heimlich im Pavillon, damit es niemand sehen möge.

Dort sitze ich alle Tage, um von dir zu träumen. Ich verstecke mich, denn mein Gatte darf mich bei solchem Sinnen nicht finden.

Ich fürchte mich und bin so feig. Wenn sein Mißtrauen doch einmal wach würde? Ach, und seit nun gar unser Kind in der Nähe ist, hab ich zwiefach Angst vor ihm, und ich muß so acht geben, daß er nichts merkt, wenn ich es aufsuche. Du schiltst mich, daß ich es kommen ließ, aber ich konnte nicht anders, das Land ist durch den Krieg so unsicher, und ich will es bei mir haben, es wenigstens heimlich sehen und herzen können, da ich's vor den Leuten nicht darf. Verstehst du, was das für eine Mutter bedeutet? Das eigene, einzige Kind verleugnen müssen! — Mein Gatte hat mir neulich große Angst eingejagt. Er spielte mit dem Messer, das er im Zuge nach Ungarn von einem Händler erstanden, und ich fragte, zum zehnten Male, welche Bedeutung er jenem goldenen Schlänglein auf der Klinge gebe. Da hat er mich auf seine Kniee genommen und eine kleine Weile karessiert, dann aber mich plötzlich scharf angesehen und mir erzählt, wenn ich es durchaus wissen wolle, es sei das Waidmesser eines polnischen Woiwoden gewesen. Der habe seine untreue Frau damit getötet und dann auf die Klinge eine Schlange zeichnen lassen.

Du weißt, daß die Jäger zuweilen auf ihre Waffen das Bild desjenigen Wildes gravieren lassen, dessen Erlegung ihnen am meisten Freude und Ehre eingebracht hat. Jener Mensch ist vielleicht ein schrecklicher Mensch gewesen.

Das Messer will mir seitdem nicht aus dem Sinn. Ich muß immer daran denken. Vielleicht ist jene Geschichte gar nicht wahr, mein Mann ist wohl imstande, sich so etwas auszudenken! Einerlei, ich sehe das Messer nur noch mit Grauen an, als werde es sich im nächsten Augenblick in meine Brust bohren, wie es die Brust jener armen durchschnitten hat. Schreibe recht bald und vertreibe mir die schlimmen Gedanken. Ich küsse dich viel, viel tausendmal. Elisabeth.«

Der zweite Brief vierzehn Tage später geschrieben:

»Ich freue mich über alle Maßen, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, ich bin selig, selig, daß du bald heimkehren willst! Wie oft blicke ich heimlich hinüber vom Pavillon nach dem Berg, hinter dem der Turm von Riegersburg steht, und wie froh werde ich sein, wenn dein Haus nicht mehr verödet sein wird! Komme rasch, rasch! — Wir haben neues Leben im Haus. Vor acht Tagen kam der Maler an, der unsere Porträts malen soll. Ich muß ihm jeden Tag viele Stunden sitzen, und wir plaudern zusammen. Er ist

sehr unterhaltend und klug, er scherzt gern und hat sogar Italien bereist. Wir fühlen uns schon wie gute Freunde, auch meinen Gatten versteht er aufzuheitern, wenn ihn seine sonderbare Melancholie erfassen will. Der Dorfmedikus meint, solche Melancholie käme wohl von einem Sturz vom Pferde.

Ich konnte nicht anders, ich mußte dem Maler eines Tages auch von dem Messer erzählen und der kleinen goldenen Schlange, und welche Sage mein Gatte daran knüpfte. Mir ist immer, sagte ich ihm, als sei ich so, wie ich auf dem Stuhle sitze, angekettet, und die kalte Schlange jener Klinge sei lebendig und krieche plötzlich über meinen Hals, und beiße sich an meinem Herzen fest. Er lachte mich aus, ich aber wische mir zehnmal mit der Hand über den Hals, damit ich mich überzeuge, daß das alles wirklich nichts als dumme Ideen sind. Zum Schluß brachte er mich selbst zum Lachen. Ja, ich bin eine Närrin! Denke dir, jetzt hat mir unser Maler scherzweise auf den Hals eine Ader gemalt, die genau wie eine kleine Schlange aussieht, denn er meint, meine kindischen Ideen müßten verewigt werden. Meinem Gatten haben wir auf meine Bitten nichts gesagt, und er wird sich wohl leicht überzeugen lassen, daß dies Zeichen, wenn es ihm auffällt, nur eine Ader darstelle.

Du fragst nach ihm? Er ist noch immer so sonderbar. Ich verstehe seine Art nicht, und sie jagt mir oft Furcht ein. Er kreuzt immer unversehens meinen Weg, er tritt plötzlich hinter mir aus dem Holz, wenn ich in der Dämmerung nach dem Jägerhaus eile, um den Buben zu umarmen. Er kommt leise hinter mir die Treppe hinab, wenn ich ausgehe. Nie sagt er ein Wort, nie fragt er, und er wird, er kann ja auch nichts wissen. Ganz unmöglich ist das. Nicht wahr? Deinen Namen habe ich in seiner Gegenwart nie wieder in den Mund genommen.

Ist's Zufall, daß er immer auf der Landstraße steht, sobald ich den Park verlasse, daß er mit seinen Hunden so oft gerade am Jägerhaus jagt?

Du solltest das süße, liebe Kind sehen, wenn es die Ärmchen nach mir streckt, wenn es mir entgegenläuft. Und es hat ganz deine Augen! Der liebe, einzige Schatz! Was wäre ich ohne ihn! Ich weiß gewiß, ich würde sterben!

Ach, ich möchte fort, ich möchte zu dir! Dürft ich doch vor dir knien und meinen Kopf auf deinen Schoß legen! Aber ich kann nicht! Ich bin ja gefesselt. Ich kann mich nicht rühren.

Es wäre mir lieber, der Maler hätte die häßliche Schlange nicht gemalt. Aber er will es nicht mehr

ändern, und ich wage nicht, in ihn zu dringen, um mich nicht zu verraten.

Ich schließe, denn unser braver Bote soll den Brief mitnehmen, auf ihn allein können wir uns verlassen, er hat dich ja schon als Knaben auf den Knien getragen. — —«

Zwei Wochen später ist der dritte Brief datiert.

Er lautet: »Ich kann es nicht erwarten, daß du heimkehrst, ich muß dich sehen und sprechen. Als ich neulich des Abends zu unserm Kinde wollte, trat, denke dir! mein Mann unversehens aus dem Hause des Jägers. Ich verbarg mich rasch hinter einen Baum, und er ging an mir vorbei, so dicht, daß ich sein Antlitz erkennen konnte. Er sah starr zu Boden, als sinne er gewaltsam über etwas nach. Soll ich dir's schreiben? — Ich fürchte, ach Geliebter, ich fürchte, er ahnt, er weiß alles.

Täglich, stündlich, jede Minute ruft mein Herz mir zu, daß sich irgend etwas Furchtbares begeben wird. Er spricht jetzt nie mehr mit mir über meine Spaziergänge, er fragt nie, wo ich so lange bleibe. Aber er steht zuweilen stumm und drohend neben mir, wenn ich ihn ganz wo anders vermute. Neulich traf ich ihn, wie er das Messer in der Hand hielt und lange darauf hinblickte. Er hörte nicht einmal, als ich zu ihm an den Tisch trat und ihn anredete.

Mein Gott, was plant er? Wenn er irgendwo untrügliche Beweise fände, daß ich dir angehört habe, daß unser Kind in seiner Nähe lebt? Unser Kind!

Nicht wahr, auf den Jäger kann man sich verlassen? Er verrät nichts.

Schicke mir meine Briefe zurück, man weiß nicht, was dir zustoßen kann, und in wessen Hände sie fallen können. Ich hebe sie im Pavillon auf in einem verborgenen Fach, das nur ich kenne. Unser Pavillon! Entsinnst du dich des Abends, als die Rosen und der Flieder so stark dufteten? Als du mich küßttest, als deine Lippen sich auf die Stelle meines Herzens preßten, da wo der Maler jetzt den Kopf der Schlange malte?

Komme bald! Mich quält die Angst, mich martert der Gedanke, daß er etwas sinnt, das ich nicht erraten kann. Wollte er doch sprechen! Sein lauter Zorn, sein Verdammen, selbst sein Verfluchen, wären mir tausendmal lieber als dies Schweigen. O, dies entsetzliche Schweigen und Grübeln! Was geht in ihm vor? Sucht er jemand? Sinnt er Rache an mir? Wird er mich mit seinen Jagdhunden eines Tages vom Hofe hetzen?

Ach, die Sorge tötet mich noch, wenn du nicht bald kommst! Ich weiß nicht, was ich tun werde! Zu

deinen Füßen lieg ich, deine Elisabeth. — — —«

Das letzte Schreiben war flüchtig, zu den anderen geworfen und nicht mit dem blauen Bande umschnürt. —

Es lautete: »Innigen Dank für die Rückgabe der Briefe! Also morgen, morgen kehrst du heim! Wie selig bin ich! Dann gehe ich mit dir weit, weit fort und sterbe bei dir, Elisabeth.

Mein Mann sucht mich, er hat das Messer des Woiwoden zu sich gesteckt. O Gott! — — Seine Schritte — —«

Der Brief war in das Fach geworfen und nie beendet worden. — —

Jener finstere Mann, der lange Zeit stumm und ingrimmig alle Qualen des beginnenden Mißtrauens, der Eifersucht, der verletzten Ehre, des Hasses in sich hineingefressen, hatte also eines Tages den Träumen der Sünderin ein jähes Ende bereitet.

Ich schrieb die letzten Briefe ab, wickelte das seidene Band von neuem um die Blätter und legte das Ganze an seine Stelle zurück, indem ich die geheime Feder wieder einspringen ließ. Die Blätter, die zwei Toten einst ein Schatz gewesen, den ihre Herzen in heißer Liebe gehütet, sollten nicht noch einmal von fremden Händen geöffnet werden.

Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, war mir's, als schauten die lieben, unschuldigen, falschen Augen Elisabeths bittend aus dem Rahmen auf mich herab. Nein, du arme, ich werde niemand sagen, wo die Briefe liegen, sie werden da weiter ruhen, wo dein zitterndes Händchen sie einst verborgen hat. Auch deinen wahren Namen soll niemand von mir erfahren.

Die Blumen der Madonna.

Nun war der Befehl gekommen, daß mit den älteren Wehrpflichtigen auch der Sohn der alten Christel, der Kuntnersepp droben aus dem Bergdorf von neuem bei seinem Regiment einrücken sollte. Zum Sonntag abend mußten sie im Etschtal eintreffen. Der Kuntnersepp hatte seinerzeit schon in Polen mitgefochten, aber da er einen bösen Schuß ins Bein bekommen, so war er gezwungen gewesen, lange im Lazarett zu liegen und dann Urlaub nach seinem Dorf zu nehmen. Nun aber, da der Welsche feige und verräterisch sich auf sein Vaterland stürzte, hatte er keine Ruhe gegeben, bis der Arzt losgepoltert war: »Nun denn, Sepp, in Gottes Namen zieh! Ich schreib dich gesund.«

Die alte Kuntnerbäuerin hatte nicht geklagt, nichts gesagt. Sie lebte beim Sohn im Austragstübel, sie wußte, halten, etwa mit Gewalt oder mit Tränen tät den Sepp keiner. Auch ihren Ahn hatten Weib und Mutter nicht gehalten, da er dazumal mit dem Sandwirt vom Passeier gegen den Napoleon gezogen. Jammern, weinen darüber? Nein. Aber sie wollte der

Madonna etwas recht Liebes und Wertes weihen, daß die ihren Sepp in ihren heiligen, mütterlichen Schutznähme. Die alte Christel suchte, aber sie fand nichts, hatte sie doch längst alles dem Sohn abgetreten. Da fiel ihr der verdorrte Blumenstrauß ein, den ihr Seliger vor Zeiten am Hochzeitstage lachend ihr ans Mieder gesteckt, da er noch frisch und duftend gewesen, und den sie in der Lade aufbewahrte. Sie hatte ihn dereinst als ihre einzige Kostbarkeit mit in den Sarg nehmen wollen. Den trug sie Samstagabend heimlich in die Kirche. Sie wagte nicht, ihn auf den Altar vor die Augen der Muttergottes zu tun, war diese doch an silberne und goldene Dinge gewöhnt, sondern legte ihn ein wenig zur Seite, nur auf die unterste der drei Stufen, die zum Altar emporführten. Dann kniete sie vor der Madonna, die im blauen, goldverbrämten Mantel vom Altar herabschaute, sprach mit ihr, frei von der Leber weg, wie sie mit jeder anderen Mutter gesprochen hätte und bat sie, die Blumen in Gnaden anzunehmen und in Erinnerung an ihre eigenen Schmerzen beim Tode des gekreuzigten Sohnes ja ihres Bubens nicht zu vergessen. Daß sie es wisse: Sepp Kuntner sei ergetauft, und er stehe bei den Landeschützen. Beruhigt kehrte sie heim.

Und nun war es Sonntag morgen, und der Herr Pfarrer hatte seine Gemeinde zusammengerufen, noch einmal vor dem Abmarsch der Kämpfer mit ihr zu beten. Draußen fiel der Schnee, und legte sich ein dicker, weißer Lammspelz über Wälder, Wiesen und Berghänge. Nur die Felsabstürze der Hochgipfel droben am Gletscher drohten trotzig und schwarz herab und wollten von solchen weichen Decken nichts wissen. Sie warfen sie hochmütig von sich.

Für die Bauern und ihre Weiber war's ein böser Weg von den verstreuten Höfen nach dem Kirchlein zu unserer lieben Frau. Sie mußten, die Männer voran, die Weiblein hinterdrein durch den tiefen Schnee sich Bahn stapfen. Aber sie kamen alle und hatten sogar ihre guten Kleider angetan. Damit wollten sie die hinausziehenden Soldaten ehren, auch schickte es sich so der Muttergottes gegenüber.

Als der Kuntnersepp und die alte Christel vor die Kirchtür traten, hörten sie mit einmal dumpfes Rollen. Das klang so abgerissen, so zornig. Es war nicht der Donner eines Hochgewitters, nicht das Poltern ferner Lawinen, sondern etwas anderes, das ihre Herzen schneller schlagen ließ. Der Großbauer Christian Ranggetiner trat heran und machte allem Zweifel ein Ende:

»Kanonen! Von Trient kommt's. Da san's schon seit Tagen hart aneinander.«

Das also war Kanonendonner, war Schlachtenlärm? Kuntners Mutter krampfte die arbeitgehärteten Hände ums Gebetbuch und horchte hinaus. Und mit einmal sah sie deutlich ein wunderbares Bild, eine zerstampfte und zerwühlte Weide und tobende Männer auf ihr und darüber tausend Feuerflammen aus fauchenden Rohren sprühen, und tausend rote Bäche über Steine und Wurzeln stürzen.

Sie hatte von einer Schlacht keine klare Vorstellung, aber sie wußte, daß dort, weit draußen hinter den kalten, ewigen Bergen etwas Furchtbares vor sich ging. Wenn sie auch die Augen schloß, sie wurde die Feuerflammen und roten Bäche nicht los.

Als sie die Augen wieder öffnete, stand sie allein. Die anderen waren schon hinein in die Kirche getreten. Und als sie ihnen folgen wollte, da bemerkte sie, wie über den blendenden Schnee des Weges noch eine verspätete Kirchgängerin, eine blasse, fremde Frau langsam gegen das Gotteshaus emporstieg. Die alte Christel wunderte sich, daß Zufall oder Neugier jetzt im Schnee eine Kirchgängerin vom Tal hier ins Bergdorf heraufführten. Aber es war hohe Zeit, und sie huschte

ins Innere des Gotteshauses, wo sie sich in die Ecke einer Bank setzte. Ihr trockner Blumenstrauß, das sah sie gleich, lag noch unbeachtet auf der Altarstufe, der Küster hatte das staubige, graue Ding wohl übersehen, sonst hätte er's beim Ausfegen sicher weggetan, denn er war ein Freund der Ordnung.

Während der Herr Pfarrer die Messe las, blickte die Alte auf die Madonna mit dem goldverbrämten Kleide und lispelte: »Muttergottes, denk an meinen Buben in diesem Feuer und Blutvergießen. Denk an meinen Buben!« Und immer wieder: »Ich bitt' dich, denk an meinen Buben!« Und Tränen sorgender Angst rannen ihr über die welken Wangen herab.

Als sie nun zufällig einmal um sich schaute, gewahrte sie, daß jene blasse Frau, die sie hatte gegen die Kirche ansteigen sehen, zur Seite vor der untersten Stufe des Altars kniete. Die Fremde hielt die gegeneinander gelegten Hände wie zum Gebet, und auch aus ihren Augen tropften Tränen hernieder, lautlos auf die trocknen Blumen des geweihten Straußes, an denen sie wie Perlen aus Bergkristall glänzten. Die alte Kuntnerchristel drehte erstaunt den Kopf zu ihren Nachbarinnen, aber weder der Pfarrer noch die Bauern und Bäuerinnen kümmerten sich um die Beterin, sie schauten gleichmütig über sie hinweg. Da wagte auch Christel nichts zu sagen,

wagte nicht einmal die Nachbarin anzustoßen und nach der fremden Frau zu zeigen. Sie tat's ein wenig aus Furcht, man möchte sie verlachen. Es war ihr schon öfters gegangen, daß man scherzte, sie sähe Gespenster am hellen Tage.

Als der Gottesdienst beendet, erhob sich auch die blasse Fremde und ging zwischen den Bauern gegen die Tür. Die alte Christel wollte die Davonschreitende draußen genauer beschauen, aber als sie sich neugierig ihr nach durch die Leute zwängte, da schob sie der Ranggetiner zur Seite, und brummte, es könne nur einer nach dem andern durch die Tür. Und wie sie nun endlich in den blendenden Schneetag gelangte, ja, da war die Fremde nicht mehr zu sehen. Doch nach dem Tal zu, in der Richtung, aus der sie heraufgestiegen, schwebte ein silberglänzendes Nebelwölkchen dahin, so glänzend wie ein Kleid, das man über und über mit blitzenden Schneesternen bestickt hätte.

Die Alte starrte dem Nebelschleier nach, wie er langsam zerflatterte, dann lief sie heimlich noch einmal in die Kirche zurück, nach der Sakristei. Das Erscheinen der Unbekannten war ihr doch zu wunderlich gewesen. Vielleicht kannten der Pfarrer oder der Küster sie. Doch die wußten nichts und hatten nichts bemerkt und meinten, sie habe wohl

geträumt. Nun trat sie ins Schiff, denn es war ihr, als würde sie zum Altar gezogen, zu der Stelle, wo ihr welker, verblaßter Strauß gelegen. Und da, die Blumen, die von den Tränen der Fremden benetzt worden waren, sie waren wunderbar aufgeblüht und dufteten, und waren bunt, wie damals, als ihr Seliger sie ihr von sommerlicher Wiese gebrochen. Als am nächsten Morgen die Einberufenen gemeinsam hinabwanderten, und die Gemeinde ihnen ein Stück das Geleite gab, wanderte auch die Alte mit, und die anderen Bäuerinnen wunderten sich, wie heiter sie dreinschaute. Der lange Ranggetiner klopfte ihr auf die Schulter und meinte:

»Na Christel, schaust ja so gewiß aus, als hätt'st für deinen Buben einen Schutzbrief eigens von der Muttergottes im Sack.«

Die Alte erwiderte nichts und nickte nur geheimnisvoll. Sie wußte wohl, wie seltsam der Muttergottes Schutzbrief für ihren Buben ausgesehen hatte.

Der gefangene Dämon.

Die Lagunen, das ist sterbendes Land, über dessen Öden der Tod geht, aus dessen fieberkranken Gliedern schon ein Hauch von Verwesung steigt. Die Sonne entzündet in ihnen brütende Gluten, die nur selten verlöschen. Zweimal am Tage drängt sich vom blauen Südmeer hinein die Flut in diese Felder von Schlick und Schlamm, aber wie durch einen Zauber schweigt drinnen das fröhlichstarke Spiel ihrer Wellen, scheu schleicht die Flut, und bald scheint auf den weiten Ebenen kein Wasser zu stehen, sondern geschmolzenes Blei, das in einem riesigen Tiegel sich dehnt und träge des Gießers harrt.

Oft wanderte ich über die Sanddämme, die hier und dort bald breiter, bald schmaler kilometerweit in das sagenstille Sumpfgebiet hineinreichen, es vom Meere scheiden und ein Gewand aus Strandgräsern und lila Heide tragen. Und ich erwartete, einmal noch einem der alten Heidengötter zu begegnen, vielleicht Pan, der im Röhrich sich eine Flöte schneidet.

Denn man kann sich für die vergessenen Götter keinen geeigneteren Zufluchtsort denken. Wenn

jenseits der niederen Inseln und Dämme das offene Meer mit Lärm und Lachen und lautem Tollen oder leise raunend seine Wogen an den Strand trägt, immer erfüllt von den Launen des Wellengottes, in den Lagunen liegt das Wasser stumm. Selbst die Möwen und Reiher scheinen diese Wasser zu meiden und überfliegen sie selten und unter ängstlichen Rufen. Man hört in ihnen nicht das behagliche Quaken der Frösche, nicht das Schwatzen der Enten, kaum das Flüstern des Windes im biegsamen Rohr. Nur das leise hohe Summen von Millionen Moskitos zittert beim Beginn der Dämmerung über die weiten Flächen.

Und doch locken die Lagunen mit einem fremden schaudervollen Zwang. Ich sehe nachts die toten Götter aus den Schlammtiefen steigen. Sie weben hin und her und irren suchend über die leise bebenden Wasser. Sie heben erwachend sich aus Tempeln, die der salzige Sumpf verschlang, aus Villen, Hütten, Gräbern, die Zoll für Zoll das sinkende Land den Fluten des Meeres überlassen mußte. — —

Als das alte, jetzt unter Weinbergen begrabene Agnileja nicht das Dorf von heute, sondern eine römische Weltstadt war, breitete sich auf der Stätte von Grado ein Vorort um einen Hafen, in dem Schiffe von allen Küsten der römischen See und selbst von

den nebelumwallten Gestaden des Nordmeers ankerten. Dann aber kam der allmähliche Verfall. Die Mauern bekamen Risse und brachen in sich zusammen, klingend stürzten die Säulen, und durch die Fugen und Sprünge in den marmornen Böden preßten sich schwärzliche Quellen, bis endlich die Fluten über die Trümmer spülten und in lautloser, vielhundertjähriger Arbeit Sand und Schlamm über das Tote häuften.

Doch die Geister jener ertrunkenen Wohnstätten heften sich noch mit klammernder Sehnsucht an jeden Sarkophag, an jede Urne, an jeden Säulenstumpf, den Menschen der dunklen Tiefe wieder entrissen und den Händen der Sonne zurückgaben. Aber sie scheinen ihr ursprüngliches Wesen unter dem Einfluß des Schicksals verändert zu haben. Die heitere Milde, das Sonnenleuchten und Jugendfrohe der alten Zeiten ist ihnen verloren gegangen. Sie sind finster und tückisch geworden und unberechenbar wie die Moorgespenster unserer deutschen Sümpfe.

Mancherlei erzählen die Fischer von dem Treiben jener Dämonen, die man aus der Ruhe aufschreckt, wenn man im versunkenen Steingetrümmer umherwühlt. Sie haben nicht gern etwas mit ihnen zu

schaffen, denn sie schicken ihnen das Fieber, das Elend, den Tod. — —

Eines Tages war ich weiter als sonst hinausgedrungen, trotzdem die Sonne ihre glühendsten Pfeile herabsandte. Die Steinwüsten des Karst zergingen in der Ferne zu einer im schwülen Dunst zuckenden Wolkenwand. Wasser, Sumpf und Sand flimmerten und schienen zu zittern. Angstvolle Stille lagerte über den Lagunen, und ihr Atem hauchte den Geruch stehenden Wassers und faulender Seegräser aus. —

In dieser Ebene, in der sich die Grenzen von Land und Wasser fortwährend verschieben, ragen hier und dort kleine Strohhütten, kreisrund wie die Zelte irgendeines fremdländischen Nomadenvolkes. Sie werden von armen Strandfischern bewohnt, die nur aus ihnen hervorkriechen, um auf ihren schwarzen, sargähnlichen Kähnen Netze zu legen oder aus Weidenruten geflochtene Reusen an die Stellen einzubauen, wo das Wasser bei der Flut vom Meer her in die Lagunen eintritt und allerlei Fische und Seegetier hereinschwemmt.

Diese Lagunenfischer leben einsamer als irgendein anderer Mensch. Viele von ihnen haben nie das Festland betreten, nie Pferd und Wagen oder gar eine Eisenbahn gesehen. Ihre Kinder können keine Schule

besuchen, ihre Weiber verlassen monatelang nicht die elenden Strohütten, die meist nur mit einem Boote zu erreichen sind. Sie hausen wie einst die Pfahlbauern gehaut haben müssen, unberührt von dem Treiben draußen, ohne die Tage und Monde und Jahre zu zählen, in einer Welt, die aus einem Feuer auf dem Boden der Hütte, den wenigen Geräten zum Kochen und Fischfang und ihren halbnackten Kindern besteht.

Sogar die Kirche scheint diese Einsamen vergessen zu haben. Sie wissen nicht viel vom Christengott und der Jungfrau Maria. Es hängen keine Heiligenbilder in ihren Strohütten, und sie sterben ohne die Tröstung der Sakramente: denn wenn der Tod am Lager des Fischers sitzt und seinen Armen die Kraft genommen hat, wer wollte da den Kahn hinübrudern und aus dem Lagunenkloster von Barbana einen Geistlichen holen?

An jenem Tage nun leitete ein Zufall mich ganz am Ende einer sumpfigen Landzunge vor eine Hütte, die mir noch kleiner, verwahrloster, verfallener schien als die anderen. Der Sturm hatte einmal an ihr gerüttelt, um sie ins Wasser zu werfen, aber sein Werk, nachdem er es halb vollbracht, liegen gelassen, wie ein eiliges Kind sein Spielzeug verläßt. Niemand kann das Alter solcher Strohütten angeben. Sie

können ebensogut vor zehn als vor hundert Jahren gebaut worden sein, sieht doch an diesen armseligen Behausungen schon nach wenig Monaten alles grau, verwittert und morsch aus.

Aber nicht diese Hütte aus sonn- und regengebleichtem Stroh zog mich an, sondern ein Geschöpf, das sich vor ihrer Tür träge in der Sonne bewegte. Von fern schien es halb Mensch, halb Tier. Als ich näher kam, erkannte ich einen Knaben. Er war fast unbekleidet. Seine mageren, verkrüppelten Beine, gefärbt wie Bronze, streckte er zwischen zwei beiseite gelegten Krücken von sich, den Oberkörper umhüllte ein zerrissenes, grobes Hemd, das die Brust und die spitzen Schultern freigab. Ein Kopf saß auf ihnen, von ungekämmten Haaren umbuscht, zu groß und zu schwer für den dünnen Hals. Die braunen Arme, deren Ellbogen sich in den Sand bohrten, mußten ihn stützen.

Neugierig, das Kinn in den hohlen Händen, kehrte der Knabe mir das Gesicht zu. Es war schmutzig, voller Runzeln, fast wie das Gesicht eines alten Mannes, und mehr noch als aus der Gestalt des Krüppels sprach aus seinen gelbglänzenden Augen das ganze Elend, die ganze Verkommenheit und Hoffnungslosigkeit von Menschenfamilien, die

verdammt sind, in diesem gewaltigen Kirchhofe ihres Lebens Faden von der Spule abzuwickeln.

Ein kleines Feuer schwelte am Boden, der Knabe unterhielt es, indem er trockenes Gras neben sich ausriß und in die Flämmchen warf, so daß diese knisternd aufzuckten. In dünnen Wölkchen wirbelte der Rauch empor, und wie der Dampf eines heidnischen Opferfeuers umwallte und umschlang er mit bangem Schmeicheln — eine Maske.

Sie schaukelte an einer krummen, in den Boden gesteckten Stange. Ein starres Lächeln lag um die dicken Lippen des offenen Mundes. Sie schien aus grauem Ton gebrannt, und ihre Oberfläche war verwittert und fleckig, als habe eine Krankheit sie ergriffen. Es waren die Male, mit denen alle Gegenstände behaftet sind, die endlose Jahre auf dem Grunde des Meeres lagen. Sie rühren von den zerstörten Gehäusen kleiner Wasserschnecken und Krebstiere her.

Eine Weile stand ich vor dem Knaben, mißtrauisch von ihm beobachtet. Wir wechselten einige gleichgültige Worte, als ich dann aber plötzlich das schmale Wasserrinnsal übersprang, das mich von der Fischerhütte trennte, haschte er nach seinen Stöcken und machte mit den verkrüppelten Füßen eine angstvolle und schmerzliche Bewegung der Flucht,

wie ein Tier, das sich in einer Schlinge fing und die Faust des Jägers über sich fühlt.

»Was ist dir?« fragte ich.

»Ich bin erschrocken.«

Da ich ihm zuredete, sank er in seine frühere Lage zurück und blieb, indem er mich weiter mit scheuen Blicken ansah. Gern hätte ich dies und jenes von ihm erfahren, aber ich brachte wenig heraus. Die Eltern seien tot, der Bruder aber draußen mit dem Kahn, um Scombri zu fangen, jene kleinen Fische, die mit der Flut vom Meer her sich in den Wassertümpeln der Lagunen verirren.

»Was hast du da?« forschte ich und streckte neugierig die Hand aus, um die tönernen Maske anzufassen, durch deren hohle Augen ein starker, brauner Hanffaden gezogen war, wie man sie zum Netzeknüpfen verwendet. Doch der Knabe fuhr hastig empor. Ein Zittern lief über seinen Körper und er streckte beschwörend die magere Rechte aus.

»Lassen Sie das gehen, Herr!« rief er, und seine Stimme klang fast drohend.

»Wo hast du das merkwürdige Ding her?« Unwillkürlich ließ ich die erhobene Hand fallen, erstaunt über den harten Ausdruck in den Augen des Burschen.

Ihr leidenschaftliches Feuer erlosch wieder. Er schüttelte das lange Haar aus dem Antlitz, lächelte anfangs halb verlegen, halb geheimnisvoll und indem er mit den Fingern wieder einige Büschel trockenen Grases zusammenkratzte, die Funken des vergehenden Feuers von neuem zu entfachen, entgegnete er:

»Un dio! Ein Gott ist das.«

»Wie, ein Gott?«

»Ja natürlich, unser Gott! Mein Bruder hat ihn aus dem Sumpfe gezogen.«

»Das mußt du mir erzählen.«

»Warum nicht?« gab er zurück.

Und er berichtete, wie das Netz des Bruders eines Tages auf dem Grunde der Lagune nicht habe weitergleiten wollen, und als Giovanni, der Bruder, ins Wasser gewatet sei, um nachzusehen, woran die Maschen wohl hängen möchten, da habe er mit den Händen diesen seltsamen Kopf erfaßt. Es sei wunderbar gewesen, mit welcher Mühe er ihn endlich heraufgebracht.

Über das Antlitz des Burschen huschte ein triumphierender Zug von Grausamkeit.

»Ja, der Gott wollte das Wasser durchaus nicht verlassen und hatte sich wie ein Aal im sumpfigen Grunde festgebissen. Fast ist er noch im letzten

Augenblick Giovannis Händen wieder entschlüpft. Aber der Bruder ist stark und fürchtet sich nicht, er hat den Dämon gehalten, hat ihn zu den Fischen in seinen Kahn geworfen und ihm den festen Strick durch die Augenhöhlen gezogen. Dann haben wir ihn hier an der Stange befestigt. Nun muß der Gefangene bei uns bleiben, ob er will oder nicht.«

»Er sieht aus, als ob er weinen möchte,« bemerkte ich.

»Gewiß, aber auch eine Krabbe ist nicht glücklich, wenn man sie einfängt,« antwortete er lachend. — —

Welch abenteuerlicher Einfall! Da hing diese tragische Maske, jahrhundertlangem Schläfe entrissen, bald gebleicht von der brennenden Glut einer fast tropischen Sonne, bald wieder Wind und Regen ausgesetzt, vor der elenden Fischerhütte, indessen ein verkrüppelter Bursche unter ihr Wache hielt.

Denn dem Knaben schien in seiner Einsamkeit dieses Steinbild allmählich zu einem lebenden Wesen geworden. Er opferte ihm das trockene Gras und die lila Heide, die auf dem Damme vor seiner Hütte wuchsen. Er brachte seine Tage vor ihm zu, redete wohl gar mit ihm, wie mit einem vertrauten Freunde, dem man alles sagen kann.

»Da, beweg dich doch! Du darfst lebendig werden!« Er schlug die Maske mit einem der Stöcke, daß sie wie erschrocken zurückflog und unwillig hin und her schaukelte, den grauen Rauch zerteilend.

»Du hast einen sonderbaren Freund.«

»Er ist nicht schlechter wie andere,« rief der Bursche heiter. »Giovanni und ich, wir meinen, man kann ihn so gut verehren wie irgendeinen Schutzpatron.«

Warum sie das wohl glaubten? Vielleicht unter einem dunklen Zwange, aus einem Reste verblaßten Aberglaubens heraus, der dort noch tief und fest in den Menschen haftet, vielleicht auch, weil unbewußt beim Anblick der Maske die Schauer einer gewaltigen, märchenhaften Vergangenheit an der ahnenden Seele des Burschen rührten, oder, wenn der Wind über ihre steinernen, wie im Schrei erstarrten Lippen fuhr, weil dann von ihnen, nur hörbar dem Geist, die Klänge alter Mysterien und heiliger Gesänge sich lösten.

All das fremde Leben, das durch die Einsamkeit der Lagunen zittert, dessen Atem der Fieberdunst ist, von dem die versunkenen Trümmer reden, das war den beiden Brüdern wohl unbewußt in dem geformten Ton zum Bilde geworden.

Ich hätte nicht ungern dies Werkstück zur Erinnerung an meinen Spaziergang in die Lagunen heimgebracht und ärgerte mich, daß der Knabe es so eifersüchtig hütete. Selbst als ich ihm, Abschied nehmend, Geld dafür bot, eine Summe, für die er seine Lumpen gegen einen neuen Anzug hätte eintauschen können, schüttelte er den Kopf.

»Du magst mein Geld nicht?«

Er lächelte geheimnisvoll und wies hinter sich nach der Strohütte.

»Wir haben genügend da drinnen.«

»Geld?«

»Mehr als das.«

Dann verstummte er, und ich kehrte heim. Als ich mich wenige Tage später von einem alten Fischer durch die Lagunen rudern ließ, brachte ich das Gespräch auf jenen Knaben.

»Ich verstehe, Sie meinen den Francesco Chesini,« sagte er mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Er lebt mit seinem älteren Bruder zusammen, dem Giovanni, dem Hütte und Boot gehören und der nebenbei ein arger Trunkenbold ist. Lassen Sie sich nicht mit denen ein, es sind Einsiedler, sie haben einen Bund mit bösen Geistern.«

»Wieso das?«

»Nun, man sagt es. Haben Sie das noch nicht gehört? Der Giovanni ist eines Tages zum Fischfang hinausgefahren und hat an einer Stelle, die er wohlweislich nicht verrät, den Schatz gefunden, den sie jetzt in ihrer Hütte versteckt halten und den sie niemand sehen lassen.«

»Sie haben wirklich einen Schatz gefunden?«

»Und was für einen! Oh, man sagt nicht mit Unrecht, daß sie damit leicht eine ganze Lagune kaufen könnten. Warum finden wir andern keine Schätze? Es glückt ihnen nur, weil sie mit den Geistern der Lagune im Bunde stehen.«

»Hat jemand den Reichtum gesehen?«

»Nun, die alte Tonietta ist beim Muschelsammeln einmal neugierig herangeschlichen. Da hat in der Sonne ein goldener Topf, groß wie ein Wasserkessel, unter einer Strohecke hervorgeleuchtet. Der Topf war sicher bis an den Rand gefüllt mit goldenen Münzen, wie man sie wohl zuweilen ausgräbt.«

»Und was ist das mit der steinernen Maske, die der Trunkenbold in den Lagunen gefischt hat?«

»Ich kenne das Ding. Nun, sie treiben heute ihren Spott damit und morgen ist's ihnen ein Heiligtum.«

Gleichmäßig tauchte mein Begleiter das Ruder in das trübe Wasser, denn der Wind hatte sich gelegt

und sonnenmüde rieb sich das schlaffe Segel am Mast.

Nach wenig Bootslängen begann der Alte von neuem:

»Wenn unsereiner so etwas fände, man trüge das Ding da entweder zum Pfarrer nach Grado oder ins Kloster der Mönche nach Barbana, oder versenkte es am besten rasch wieder in den Sumpf.«

»Warum das?« fragte ich.

Der alte Fischer zündete gemächlich seine Pfeife an, um den lästigen Moskitos zu wehren, die uns mit ihrem feinen Gesumm umschwärmten.

»Sie sind ein Fremder,« plauderte er, indessen seine braunen Fäuste das Boot mit langsamen Ruderschlägen durchs Wasser trieben. »Sie kennen diese Dämonen nicht, die die Lagunen bewohnen. Es ist nicht gut für die Menschen, mit ihnen in Berührung zu kommen, vielen schon haben sie Unglück gebracht. Sie lieben es, den Menschen zu narren. Darum fährt man zum Beispiel nicht gern hinaus, wenn die Nebel über den Lagunen liegen, denn im Nebel gehen sie um. Oder wenn es nachts donnert und blitzt, läßt man den Kahn lieber an der Kette, auch wenn man gern noch einige Fische zum Markt brächte, denn der Donner weckt sie auf.«

»Ihr seid ja abergläubisch wie die alten Frauen,« spottete ich.

Er lächelte.

»Nun, ganz so schlimm ist's am Ende nicht. Aber es werden so mancherlei Geschichten erzählt, und jeder sucht sie sich eben auf seine Art zu erklären.«

In der Ferne, wo der Turm einer versunkenen Kirche aus den Wassern zu steigen schien, ging die Sonne hinter einem lila Wolkenschleier unter. Für Minuten breiteten unsichtbare Hände einen buntfarbenen Teppich über die glatte Flut, dann schlichen sich fieberschwer die Nebel über dies Riesengrab einer vom Meergotte zerstörten Welt.

Als wir in den Hafen von Grado einbogen, fragte ich meinen Führer:

»Die Chesinis teilen doch wohl euren Aberglauben nicht, da sie diese Maske trotz allem bei sich aufbewahren?«

Er zuckte die Achseln.

»Nun, ihnen mag's nichts schaden, sie verdanken ihm den goldenen Schatz, mit dem sie sich wohl dereinst ein steinernes Haus kaufen werden, wenn ihnen der Fischfang keine Freude mehr macht. Und wenn der Gefangene ja anfangen sollte, ihnen gefährlich zu werden, werden sie ihn schon freigeben

oder mit einem Steine in Trümmer schlagen.« — —

— —

Ein Jahr war seit jener Fahrt vergangen, und tausend neue Eindrücke hatten das Bild des krüppelhaften Knaben und seiner Maske blasser und eindruckloser werden lassen. Ja, vielleicht hätte ich den Burschen überhaupt nicht wiedergesehen, als ich von neuem in jene Gegend kam, hätte nicht ein Zufall mich an ihn erinnert.

Ich hatte mit Freunden den alten Fischer, den ich von meinem letzten Aufenthalt her kannte, in Dienst genommen, und wir ließen uns nach dem Pinienhain von Belvedere rudern, in dessen Schatten wir uns an einem Korbe goldig glänzender Trauben gütlich taten. Lang hingestreckt lagen wir auf sonngedörstem Rasen, beobachteten das flinke Spiel grüner Eidechsen und bunter Käfer, oder ließen unsere Blicke hinüberschweifen nach dem Wahrzeichen der Landschaft, dem Glockenturm von Aquileja.

Wir waren so ganz im Banne sonniger Träume, die mit dem Duft der Heide, dem warmen Harzgeruch umherliegender Pinienzapfen und dem Summen der Käfer unsere Seelen in die Ferne trugen, daß wir das Näherschleichen drohender Wolken übersahen. Unser Bootsführer mußte vom Strand her sich durch Gras

und Tamariskengestrüpp zu uns finden, um uns an den Heimweg zu erinnern.

»Das Wetter wird schlecht,« mahnte er, nach dem Himmel zeigend.

Eilig liefen wir dem Wasser zu, und unter Lachen und Scherzen sprangen wir in den Kahn. Der Schiffer stemmte das schwärzliche Ruder in den Sand, und wir glitten hinein in das Gewirr der Wasserstraßen, das die Lagunen mit trägen Armen umfaßt.

Der Schweiß rann von den Stirnen unserer beiden Bootsleute, vom ächzenden Ruder flogen die Tropfen, leise zischte das Wasser unterm Bug, aber das Wetter war schneller als wir.

Der Himmel hüllte sich in einen blauschwarzen Mantel, und unter seinen finsternen Brauen hervor schossen Blitze. Wie Blei lag um uns die Flut, scheu niedergedrückt und in angstvoller Unbeweglichkeit auf das mächtige Grollen der Götter lauschend.

Die ersten schweren Regentropfen fielen herab, und das Wasser zuckte unter ihnen empor. Mehr und mehr wandelte sich alles zu formlosen Massen, in die mit glühenden Peitschenschlägen die Blitze fuhren.

Wir saßen schweigend beieinander und genossen in heiligem Erschauern das wundervolle Schauspiel. Da tauchte uns zur Seite eine jener Strohhütten der

Lagunenfischer aus gelblicher Dämmerung. Sie stand schief und sturmzerzaust.

Sollte das nicht die Hütte des Krüppels sein? Die Hütte, die einen Schatz enthielt und von dem gefangenen Dämon bewacht wurde? Durch das Lärmen des Gewitters fragte ich unseren Bootsführer. Der verstand erst nicht, dann aber nickte er.

»Ja ja, ist schon recht, Chesinis Hütte,« schrie er mir zu.

»Und was macht der Bursche?«

Der Schiffer wies mit dem Kopf hinüber.

»Der Spitzbube lebt noch, wenigstens habe ich nicht gehört, daß er gestorben ist. Aber sein Bruder, der Giovanni, der ist vor einigen Monaten verschwunden.«

»Wie das?« rief ich. »Verschwunden?«

»Ja, wie vom Winde entführt.«

Während der Donner hin und wieder seine Worte verschlang, erzählte der Schiffer:

»Ja, vom Winde entführt, wie eine Flaumfeder. Man hat seinen Kahn eines Tages leer am Strand einer Lagune gefunden. Sie haben gedacht, das Meer wird ihn mal an den Strand spülen. Aber das ist bis heute nicht geschehen. Er liegt sicher irgendwo im Sumpfe bei denen da unten. Nun besitzt der Glückliche dort das Gold allein. Viele haben versucht

mit hundert Versprechungen, den Schatz ausgeliefert zu erhalten oder auch nur zu sehen. Aber er hält ihn wohl versteckt. Weiß Gott, wozu er ihn aufhebt.«

Der Wind stand uns entgegen. Wir kamen spät erst nach Grado zurück, durchnäßt und müde.

Als ich einige Tage später hinauswanderte, den verkrüppelten Knaben noch einmal aufzusuchen, schritt ich fast scheu durch die Einsamkeit. Noch trostloser als sonst lagen die Lagunen vor mir. Vom Scirocco waren alle Gräser versengt, alles Leben schien erstorben. Es war die Zeit der Ebbe, und aus dem moorigen Boden stieg der Fieberhauch einer ungeheueren Fäulnis, der Hauch, der seit Jahrhunderten die Menschen dort vergiftet, der sich mit der Sonne in ihre armen Gehirne drängt, sie ausglüht, daß ihre Seelen gleich dürren Blättern am Boden liegen und ihre Leiber morsch werden wie die Planken ihrer Boote.

Ich sprang über das Rinnsal, das die Hütte des Burschen von der Landzunge trennte, und trat zu ihm.

Er erschrak nicht wie damals, als er mich sah, und machte heute auch keinen Versuch zu fliehen. Er erkannte mich, legte seine heiße, magere Rechte in meine Hand und lächelte traurig. Wie er sich verändert hatte! Aus seinen Augen sprach das Fieber.

»Wie geht's?« fragte ich und setzte mich ihm zur Seite an den Boden, ihm eine Zigarette anbietend.

Er nahm sie dankend und machte eine Bewegung mit den Schultern.

»Nicht gut,« sagte er.

»Und besucht dich niemand?«

»Nein, niemand. Ich warte und warte, daß jemand kommen soll. — Sie werden erst kommen, wenn ich tot bin.«

Ich sah mich nach der Maske um. Die verwitterte Holzstange stand nicht mehr an ihrer Stelle, und die Maske schaukelte sich nicht mehr im Winde. Da erkundigte ich mich nach diesem stummen Gefährten seiner Einsamkeit.

Der Bursche wies mit dem Kopfe, den noch immer das wirre, bis auf die Schultern fallende Haar umflog, hinter sich, wo einst die Stange am Rande der Lagune emporgeragt hatte.

»Mein Bruder hat den verfluchten Dämon umsonst festgebunden. In derselben Nacht, in der er nicht mehr heimkehrte, es war ein schreckliches Unwetter, da ist die alte Stange umgebrochen, und jener Gott ist wieder ins Wasser zurückgeglitten. Als ich früh aus der Hütte kroch, waren sie beide weg, übrigens, der Herr kann ihn drunten liegen sehen.«

Ich sprang auf und bog mich über den Rand, wo das Wasser zwischen zwei Tamariskensträuchern die Lagunen bespülte. Doch ich bemerkte keine Spur des entflohenen Dämons.

Schon wollte ich zurücktreten, und ich lachte den Burschen aus, indem ich scherzte, die Maske werde sicherlich davongeschwommen und jetzt vielleicht in das Netz eines anderen Fischers geraten sein. Da aber ärgerte er sich. Rasch kroch er am Boden zu mir und wies mit der abgemagerten Hand ins Wasser.

»Da, da! Sehen Sie ihn denn nicht? — Blicken Sie nur scharf hin, noch hat die Flut erst begonnen. Ich sehe den Dämon alle Tage drunten liegen, und wenn ich könnte, ach, wenn ich nur die Kraft noch hätte, ein Beil würde ich nehmen und ihn in zwei Teile spalten. Aber das Fieber, wissen Sie, das Fieber!«

Damit beugte er sich selbst weit über den Rand, und unter den struppigen Haaren hervor tauchten seine glänzenden Augen in die Tiefe. Haß und Furcht sprachen aus jeder seiner Bewegungen.

»Laß das Ding drunten liegen und sei froh, daß es entwischt ist,« rief ich.

Doch mit einmal glaubte ich die Maske deutlich drunten auf dem grauen, fetten Schlamm zu sehen.

Der Bursche schüttelte sich. Er spie ins Wasser, er grub mit den Nägeln einen Kiesel aus dem Boden und warf ihn nach der Maske. Der Stein sank in die kreisenden Wellen. Da zuckten die Hände des Kranken und tasteten umher, er blickte um sich, als suche er eine Waffe.

»Ich hasse ihn! Er hat Giovanni umgebracht, er allein!«

Die dicken Lippen des Dämons drunten schien ein Lächeln auseinanderzuziehen, und seine offenen Augenhöhlen starrten auf den Burschen mit einem Ausdruck gieriger Ungeduld.

Erschöpft kroch dieser vom Ufer zurück und lehnte sich einen Augenblick gegen die Strohwand der Hütte, seine Zähne schlugen und seine Augen hatten einen flackernden Glanz. Als er sich ein wenig erholt hatte, wies er mit der abgezehrten Rechten nach einem in Lumpen gewickelten und verschnürten Gegenstand, der hinter ihm am Boden lag.

»Niemand kommt zu mir, Sie müssen mir helfen. Ich hab' Vertrauen zu Ihnen,« sagte er mit traurigem Lächeln. »Erfüllen Sie mir eine Bitte. Dort hinein habe ich den Schatz gewickelt, den Giovanni aus dem Wasser gefischt hat. Ich hab' ihn bewacht bis heute. Bringen Sie ihn den Mönchen nach Barbana

hinüber, es sind fromme Männer. Sie sollen eine Kapelle davon bauen, in der ich begraben sein will.«

»Sonst hast du keinen Wunsch weiter?« fragte ich den Kranken.

Er schüttelte den Kopf.

»Keinen. Aber gehen Sie gleich.«

Ich sagte dem Kranken einige Worte des Trostes, nahm das Bündel an mich und machte mich auf den Weg. Das kleine Kloster war nicht weit, schon eine Stunde später zog ich die Glocke der Eingangstür. Der Pförtner öffnete und führte mich zum Prior, dem ich den von den Chesinis gehüteten Schatz auf den Tisch legte. Während ich mich meines Auftrags entledigte, öffneten die flinken Hände zweier Mönche die sorgfältige Umschnürung der Lumpen. Sie zogen einen blank geputzten metallenen Topf hervor.

»So eine Einfalt! Das ist im Leben kein Gold,« sagte der eine kopfschüttelnd.

Wir traten ans offene Fenster, durch das die Sonne ihre hellen Strahlen sandte.

Der Prior nahm das Gefäß aus der Hand des einen Mönchs, wog es prüfend, ließ das Licht darauf spielen, klopfte mit dem Zeigefinger daran und kehrte mir dann sein rundes, lächelndes Antlitz zu.

»Der Dämon hat dem Burschen einen Streich gespielt. Es ist Messing. Das Haus, das wir davon dem armen Kerl bauen können, wird wohl nur aus sechs Brettern bestehen.«

Frühling war da.

Frühling war da. Rings standen die Gärten in Blüte.

Eine lustige Gesellschaft, junge Damen und Herren, hausten wir beisammen. Tagsüber wanderten wir am sonnenhellen Strand hin und wieder, oder wir plauderten, scherzten und lachten im Schatten rankender Rosen, die alle Lauben umdufteten. Allabendlich aber spielten Zigeuner im Spiegelsaal des Hotels zum Tanz. Trat man auf die dämmernde Terrasse hinaus, so mischten sich die Klänge der Geigen in das leise Rauschen des Meeres.

Eine junge Frau tummelte sich unter uns umher, mit klaren blauen Augen und lächelnden Lippen. Sie war aller Liebling, wir machten ihr alle den Hof, brachten ihr täglich Blumen, waren wir doch eine lustige Gesellschaft beisammen. —

Eines Abends saßen wir plaudernd auf der Terrasse. Sekt schäumte in hohen Gläsern. Da trat ein junger Mann, der das Scherzen liebte, in unseren Kreis und warf in die Unterhaltung: »Lassen Sie mich einmal eine Frage tun. Was in aller Welt macht man, wenn man verliebt ist?«

Unsere Freundin dachte einen Augenblick nach, dann antwortete sie:

»Nur Liebe kann von Liebe heilen. Hängen Sie Ihr Herz recht bald an einen neuen Gegenstand. Pflücken Sie sich neue Blumen, wenn die anderen welkten.«

»Ja, Sie haben recht,« rief der Frager. »Ich habe mir das auch gesagt.«

Man lachte, nannte den Ausweg klug, und stieß auf solchen Gedanken mit der jungen Frau an.

Bald darauf entzog sie sich unserem Kreis, erhob sich und lehnte sich eine Weile an die steinerne Brüstung über dem Garten. Mit einmal kehrte sie sich wieder gegen uns, legte den Finger auf die Lippen und winkte. Ich trat zu ihr.

Unter uns hatte sich ein Mädchen aus dem Volk über eine Bank geworfen und schluchzte. Ihre Finger zerdrückten eine weiße Rose, daß die Blätter sich lösten und auf den Kies des Weges fielen. Da riß plötzlich der Verwalter des Hotels nebenan eine Tür auf und fuhr die Kleine an, endlich das unnütze Plärren zu lassen und sich zum Teufel zu scheren. Die Gescholtene schrak zusammen, unterdrückte das Weinen, erhob sich und floh hinweg, ohne etwas zu entgegnen.

Wir fragten den Verwalter, was das Ganze zu bedeuten habe.

Der zuckte die Achseln und erwiderte: »Ach, nichts weiter, die alte Geschichte. Das Wäscher mädchen hat im Hotel eine Liebelei angefangen, aber sie belästigt den jungen Mann, er will nichts mehr von ihr wissen. Ich bin gezwungen, um des Friedens willen sie fortzujagen.«

Die junge Frau lächelte.

»Die Kleine wird sich schon zu trösten wissen! Liebe wird sie von der Liebe heilen.«

Wir kehrten zu den andern zurück und plauderten über Theater, Ballett und Pantomime. Dann fiedelten drinnen im Saal die Zigeuner den neuesten Tanz. Ich hätte das alltägliche Ereignis vielleicht schon nach einer Stunde vergessen, wenn ich nicht für einen Augenblick den heißen Saal verlassen hätte, im Garten frische Luft zu atmen. Als ich an der Bank unter der Terrasse vorüberging, trat ich auf die zerpfückte Rose der Kleinen, und das Licht einer elektrischen Lampe spielte auf den weißen Blättern.

Am nächsten Morgen wanderten wir den Strand entlang. Die Sonne flimmerte über dem Meer, Duft quoll aus Bäumen und Büschen am Wege. Der Sand glitzerte zu unseren Füßen.

Vor den Schritten, dem lauten Lachen unserer Gesellschaft flüchteten neben uns Schwärme

winziger Fische pfeilschnell in tieferes Wasser hinaus.

Nur zwei der Tierchen beachteten uns nicht und jagten in mutwilligem Spiel hintereinander her. Sie schnellten hierher und dorthin und fanden sich mit einem Male in einem Tümpel, dessen Ausgang die fallende Flut mit einem kleinen Damm aus Sand zu versperren begann. Einer der Fische flitzte noch mit einer zurückgleitenden Welle ins Meer zurück, der zweite blieb gefangen. Ängstlich schwamm er im Kreis umher, rings sperrte Sand das Entkommen, und da das Wasser im Boden versickerte und den Tümpel trocken legte, so zappelte das Tierchen bald halb in der Luft.

Die junge Frau hatte das Spiel beobachtet und suchte den Gefangnen mit der Spitze des Schirms in sein Reich zurückzuschellen. Es mißlang ihr. Da bat sie, ich sollte mich des armen Tieres annehmen, damit die Sonnenstrahlen es nicht töten möchten.

Ich bückte mich, schöpfte mit den Händen das schon ermattete Tierchen aus dem Tümpel und warf es ins Tiefe zurück. Lustig schwamm es davon.

Wir wollten weiter gehn, als einer aus unsrer Gesellschaft nach dem Meer hinaus zeigte. Mit den Wellen bewegte sich unweit des Strandes ein dunkler Gegenstand auf und nieder. Jemand meinte, der

Fetzen eines Segels, ein anderer hielt's für die Planke eines zertrümmerten Bootes. Ein Dritter rief: »Seht, ein Delphin!«

Noch redeten wir, da stapfte ein Fischer an unsern Kreis, beschattete die Augen mit der Hand und ließ den Blick über die tanzenden Wellen schweifen. Die Strömung trug den rätselhaften Gegenstand fast unmerklich immer näher.

Endlich bemerkte der Mann: »Das ist kein Delphin.«

Dann streifte er rasch die Schuhe von den Füßen und watete ins Wasser hinaus. Bald hatte er den dunklen Gegenstand erreicht, griff darnach, umfaßte ihn, und schleppte ihn ans Ufer. Es war ein menschlicher Körper, ein Weib. Ich beugte mich über sie, das kleine Wäscher mädchen von gestern Abend.

Der Fischer trug mit unserer Hilfe die triefende Last den Strand hinauf und legte sie unter grünen Büschen nieder. Mit langen Schritten entfernte er sich, der Behörde den Fund zu melden. Unsere Gesellschaft kehrte nach dem Hotel zurück.

Nur die junge Frau und ich, wir blieben und setzten uns einige Schritte weiter auf die Mauer eines Gartens.

Das Mieder der Ertrunkenen war wohl durch einen spitzen Stein oder durch eine scharfkantige Muschel zerrissen worden, und die linke Brust des Mädchens, die noch unentwickelte Brust eines halben Kindes, lag frei. Ein Tropfen Blut quoll aus einem Riß in der bleichen Haut und stand, ein grellroter Fleck, als sei aus der Korallenkette um des Mädchens Hals eine der kleinen Kugeln gelöst und herabgerollt. —

Und durch den flimmernden Sonnenschein schoß eine Libelle, einem Silberpfeil gleich heran, stand eine Weile mit zitternden Flügeln und senkte sich dann auf die bloße Brust der Toten, von dem roten Tropfen zu trinken. Und die Vögel über uns im Gezweig sangen, sangen so laut. Frühling war da, rings standen die Gärten in Blüte.

Seine Last.

Keinen lustigeren Burschen gab's im Dorf als den Franz Wenter. Weder Sturm noch Regen noch auch Kälte oder Schnee konnten ihn hindern, umherzustreifen, und die Felsen hallten von seinen Jodlern wieder.kehrte er abends heim, sonnverbrannt die Haut von Luft und Licht der wilden Berge gegerbt, den Rock zerrissen, das Haar verwirrt, dann konnte man ihn für einen Schmuggler oder Wildschützen halten.

Die Mädchen riefen ihm spöttische Bemerkungen zu, wenn er aus dem Walde kam und bogen lachend vor seinen derben Scherzen zur Seite. Nur Resi Grubhofer blieb stehen und hing sich in seinen Arm, auch wenn er struppig erschien wie eine Bergkiefer. Sie und Franz Wenter liebten sich. Sie hatten einander die Ehe versprochen, doch konnte jetzt von Hochzeit noch keine Rede sein, denn Franz Wenter erhielt als Jäger von der Gemeinde nur einen kärglichen Lohn, und auch sein Führerberuf trug nicht viel ein. In das abgelegene Tal kamen nur wenig Fremde.

Da machten er und Resi Grubhofer aus, daß er in eins der größeren Täler hinüberwandern sollte, um dort unter den Sommergästen sich besseren Verdienst zu suchen. Am Ende könne man dann im Herbst heiraten. Der junge Bursche fand sich bereit, das Opfer der Trennung auf sich zu nehmen, und im Morgengrauen eines Augusttages verließ er voller Hoffnung die Heimat. —

Am Ausgang des Dorfs schloß sich ihm ein fremder Geselle an, ein welscher Händler. Der Welsche erzählte, daß er bei den Bauern Vieh angesehen, aber nichts gefunden habe und nun versuchen wolle, in den Dörfern talab hier und da ein Stück für seinen Herrn, den reichen Viehhändler in Trient zu kaufen. Er nenne sich Costante Pedri und stamme aus dem Val Sugana.

Nachdem sie anfangs von Geschäften geplaudert, lenkte Wenter das Gespräch auf lustige Jagdabenteuer und schwatzte endlich auch von Resi. Der Händler wünschte ihm Glück zur Wahl, sei doch Resi Grubhofer nach dem Gerede der Bauern das hübscheste Mädchen im Tal.

Zwei Stunden später trennten sie sich. Pedri versprach zu Wenters Trauung heraufzukommen und aus dem Italienischen einen silbernen Ring

mitzubringen, den der Bursche seiner Braut als Hochzeitsgabe verehren wollte.

Nun lief der junge Führer allein weiter, und der Gedanke an die roten Lippen und lustigen Augen der Braut ließen ihm die Zeit nicht lang werden.

Eine Stunde war er marschiert, als er einen Touristen traf, der allein einen Ausflug in die Berge unternommen, dabei vom Pfade abgeirrt war und nun zweifelnd an einem Wegekrenz Umschau hielt. Wenter erbot sich, ihn zu führen und schlug vor, statt der Wanderung im Tal ihm einen kürzeren und schöneren Pfad über einen Felsenpaß zu zeigen.

Dankbar nahm der Tourist den Plan des Burschen an und stieg mit ihm zuerst durch Wald und über eine Alm, dann auf einem Steig über Geröll und Felsstufen zum Paß empor. Auf der Höhe angelangt, entlohnte er Wenter, denn es war drückend heiß, und er wünschte sich einige Stunden auszuruhen.

Als der Fremde sich im Schatten eines Felsens ausstreckte und einschief, eilte Wenter voraus, wollte er doch vor Abend sein Ziel erreichen. Schon am Tage danach mieteten ihn Herren für eine größere Besteigung, und weil sie mit ihm besonders zufrieden waren, bekam er soviel Lohn, wie er daheim oft in einem Monat nicht verdiente. Fast ebensogut verliefen die folgenden Tage.

Eines Abends kehrte er müde heim, da trat ihm ein Gendarm in den Weg und befahl ihm zu folgen. Zu seinem Erstaunen wurde er dem Fremden gegenübergestellt, den er vor wenig Tagen auf den Paß begleitet. Kaum hatte ihn dieser angesehen, als er voll Empörung losfuhr, der sei schon der rechte, er habe ihm seine Gesellschaft angeboten, ihn überredet den Weg über den einsamen Paß zu wählen und ihm dort während des Schlafs Geld und Uhr gestohlen.

Franz Wenter erschrak, er schwur unschuldig zu sein, umsonst. Gefangen wurde er nach der Stadt abgeführt und vor das Gericht gestellt. Man wußte, daß er ein armer Teufel und nur ausgezogen war, Geld zu verdienen, man behauptete, bei seinem Leben unter rauhen Bergen, im Walde auf der Jagd sei er verwildert, man dachte daran, daß er den Fremden tatsächlich auf das abgelegene Joch gelockt und bei seiner Verliebtheit in die hübsche Resi recht wohl imstande sein mochte, ihretwegen jemand zu berauben. Auch hatte der Senne unterhalb des Passes an jenem Tage nur Wenter und den Fremden vom Berg herabkommen sehen, sonst keinen. Kurz, alles schien den Verdacht zu bestätigen, und der Angeklagte wurde zu Dieben und Einbrechern ins Gefängnis geworfen. —

Als Franz Wenter sich von der ersten dumpfen Erstarrung über sein Schicksal erholt hatte, kam er um die Erlaubnis ein, an seine Braut zu schreiben. Er schilderte Resi sein Unglück, bat, sie möge nicht an ihm zweifeln und ihm treu bleiben. Die Wahrheit müsse ja bald an den Tag kommen. Lange und vergeblich sehnte er sich nach einer Antwort auf diesen Brief, auch ein zweites Schreiben war umsonst.

Da sendete er ein drittes Schreiben an seine Mutter. Zwar war die alte Frau seit einem Jahr fast erblindet, aber Wenter vertraute darauf, daß einer der Nachbarn oder der Pfarrer ihr das Schreiben vorlesen werde. Auch in diesem beteuerte er, den Fremden nicht beraubt zu haben, er beschwor die Mutter, ihm zu glauben um seiner Seligkeit willen und flehte sie an: »Du für mich Fürbitte eine legen bei Resi. Sie soll ein einziges Wort hören lassen, daß sie mir noch gut ist.«

An Stelle der Mutter erwiderte der Pfarrer. Seine Worte klangen hart und streng. Indem er dem Gefangenen seine Sünde vorhielt, mahnte er ihn zu bereuen, die Strafe als eine vom Himmel auferlegte Buße geduldig zu tragen und sich in Zukunft von allem Bösen loszusagen. Zum Schluß stand, die Mutter lasse ihn grüßen, doch habe die Nachricht von

der Verurteilung ihres einzigen Sohnes ihre Gesundheit vollends untergraben, sie sei unfähig zu jeder Arbeit und müsse von mitleidigen Nachbarn erhalten werden. Von Resi Grubhofer stand nichts darin.

Franz Wenter las den Brief wohl zehnmal, dann stützte er den Kopf auf die Hand und brütete vor sich hin. Was war da zu tun? Selbst der Pfarrer, bei dem er doch niemals Sonntag in der Messe gefehlt, selbst der glaubte an das Verbrechen.

Und die Mutter? Die Mutter schien wohl zu verzeihen, aber daß sie ihn für unschuldig hielt, das hatte sie nicht schreiben lassen.

Da wurde er irre an sich, an den Menschen und an der Gerechtigkeit Gottes.

Zwei Tage nahm er keine Nahrung zu sich, sprach er mit keinem Menschen ein Wort. Eines Morgens besuchte ihn der Gefängnisgeistliche. Franz Wenter aber preßte trotzig die Lippen zusammen, als der alte Herr mit mildem Eifer auf ihn einredete.

Doch der Prediger ließ nicht ab von seinem Bemühen. Er sprach von den Wegen Gottes und der Macht des Gebetes, und daß die Kirche dem Reuigen Vergebung bringen könne auch der schwersten Sünden.

Da tobte der Gefangene, ballte die Fäuste und bedrohte den Pfarrer.

»Was reden Sie da? Ich will keine Vergebung! Ich hab nichts Unrechtes getan!« Der Pfarrer ging. Als er die schwere Tür hinter sich ins Schloß gedrückt, warf der Gefangene sich zu Boden, schlug die Stirn an die Holzdiele und schluchzte. Doch dann sprang er auf und reckte mit einem Fluch die Faust empor.

Am nächsten Tage kam der Geistliche wieder und so an den folgenden.

Und Wenter fügte sich in sein Schicksal. Er fluchte und tobte nicht mehr. Er zählte früh und mittag und abend die Tage bis zu seiner Befreiung, bis zum Wiedersehn mit der Mutter und Resi Grubhofer. —

Als seine Strafzeit beendet war, jagte er davon wie ein Tier, das man von der Kette gelöst hat. Seine Brust weitete sich im Gefühl der Freiheit, tief atmete er die Luft, sie schien ihm so rein und frisch, er breitete die Arme nach den Bergen und Wäldern, so groß und schön waren sie noch nie gewesen!

Da lief er, nach der Heimat, nach seinem Dorf zu kommen. Spät am Nachmittag tauchte vor ihm das Dach des ersten Hofes auf. Vom Kirchlein daneben läutete die Glocke, und als er näher schritt, sah er die Bauern und den Pfarrer auf dem Kirchhof um ein Grab versammelt.

Er schlich heran und warf einen Blick über die Mauer. Drüben schwenkte eben der Pfarrer das Weihrauchfaß, so daß ihm graue Wölkchen entstiegen. über entblößten Köpfen ragte ein Kruzifix. Ein Bub stand mit gefalteten Händen in der Nähe des Heimkehrenden, den fragte er:

»Wen begrabt ihr denn heute?«

Das Kind wandte den Blondkopf, dann trollte es sich ohne zu antworten unter die Erwachsenen. Wenter aber, von einer ungewissen Ahnung getrieben, schritt durch die Pforte des Kirchhofs auf die Versammlung zu, zog die Mütze und da alle, ihn erkennend, zurückwichen, trat er vor den Pfarrer und wiederholte seine Frage.

Der Pfarrer stutzte, dann erkannte er und gab Antwort:

»Wir begraben deine Mutter, Franz.«

Da zitterten dem Burschen die Knie so stark, daß er sich auf den Rasenhügel des nächsten Grabes setzen mußte. Dort blieb er und sah zu, wie der Totengräber Scholle auf Scholle hinunterwarf und sah zu, wie ein neuer kleiner Hügel sich wölbte, und eine der Nachbarinnen einen Kranz aus Föhrenzweigen darauf legte.

Er hörte nicht die Trostworte des Pfarrers, er bemerkte nicht, daß die Bauern ihn allein ließen und

sich mit befangenen Mienen zerstreuten. Es schien ihm unbegreiflich, daß dieser Erdhügel nun die Mutter für ewige, ewige Zeiten bedecken sollte.

Erst als es dämmerte, erhob er sich. Wie er die Tür des Kirchhofs schloß, hörte er leise seinen Namen. Am Wegrand stand Resi Grubhofer.

Er streckte die Arme nach ihr, sie aber wehrte ihn ab, und während sie den Kopf sinken ließ und die Augen ihr naß wurden, flüsterte sie:

»Franz, so hart es mich ankommt, die Eltern haben's verlangt, und ich hab's versprechen müssen — sie wollen nicht — sie sagen, weil du ja doch im Gefängnis gewesen. — — Jetzt, wo die Mutter gestorben ist, meinst du nicht auch, Franz, 's ist am End' besser, du suchst dir was wo anders, schaffst dir das Leben neu. Es ist besser du gehst, glaub mir. Hier, wo alle es nun einmal wissen — —.«

Der Bursche packte sie an den Schultern und schüttelte sie:

»Was wissen?!« — schrie er. Dann plötzlich verstand er alles. Er ließ das Mädchen los und ohne noch ein Wort zu sagen, ohne zu hören, was jenes ihm nachrief, wandte er sich und lief in die Dämmerung hinaus, hinunter in dem Nebel, der die Straße von den Wiesen her überwallte. —

Franz Wenter fand ein Unterkommen viele Meilen von der Heimat entfernt. Da er mit Gefängnis bestraft worden war, durfte er den Beruf des Bergführers nicht mehr ausüben und mußte sich als Senne zu einem Bauern auf die Alm verdingen. Kam der Winter, so versorgte er das Vieh drunten in den Ställen, half dem Bauern Holz schlagen und zu Tal schaffen oder er ließ sich anstellen, den Schnee aus den Hohlwegen wegzuschaukeln, damit die Postpferde nicht stecken blieben. —

So ging ein Jahr nach dem andern ins Land. Niemals mehr hörte Wenter etwas von seinem Heimatdorf, er wußte nicht, ob Resi noch am Leben sei oder nicht, auch wagte er nicht nach ihr zu fragen oder an sie zu schreiben. Er hoffte, sie werde nach ihm suchen. Aber es kam nichts. —

Ein Jahr nach dem andern ging ins Land. Wenter zählte sie längst nicht mehr. Lang, bis auf die Brust war ihm der Bart gewachsen, aber er war jetzt grau wie das Haupthaar. Seine Gestalt beugte sich, nur seine Kräfte waren noch ungebrochen. Aber die fröhlichen Jodler seiner Jugend hatte er verlernt, dafür konnte er stundenlang auf den Felsen sitzen und stumm dem Ziehen der Wolken zuschauen oder das ferne Brausen eines Wasserfalls anhören. Auch drunten im Dorf unter Bauern und Holzknechten

blieb er schweigsam und mürrisch, man sah ihn selten dort, wo die anderen sich an Winterabenden einfanden beim Glase Wein oder auf dem Tanzboden. Er war ja im Gefängnis gewesen, so einer mußte sich wie ein Geächteter abseits halten, und kam er einmal in die Schenke, so schob er sich finster in eine Ecke. Man traute ihm darum wenig Gutes zu und mied seinen Verkehr.

Der Weg nach seiner Alm führte in einer Schlucht über Felsabstürzen entlang, unter denen ein Wildbach zwischen rundgewaschenen Blöcken schäumte. Wo der Pfad von der rauhen Klamm abbog und durch Tannenwald weiterlief, ragte auf einem Vorsprung eine Kapelle. Das Muttergottesbild in ihr genoß weithin Verehrung bei den Bauern, sie pilgerten zu ihm aus den entferntesten Tälern.

Auch Franz Wenter kniete manchmal vor dem Holzbild, wenn er auf seinen Gängen daran vorüberkam. — —

Von den Bergen herab fiel zeitig der Winter ins Tal. Die Almen lagen verödet. Schnee sank in weichen Flocken, schmiegte seine weißen Lasten an die Kämme, Grate und Hänge und beugte im Walde die Föhren. Eines Abends aber schnob Tauwind aus Süden das Tal herauf, und die ganze Nacht hindurch donnerten in der Ferne die Lawinen.

Da sagte der Bauer zu Wenter:

»Geh hinauf zur Alm und schau nach, ob der Schnee oder die Lawinen mir im Walde Schaden angerichtet haben.«

Franz Wenter machte sich auf den Weg. Als er von der Straße nach dem Bergpfad abbog, der über der Klamm an den Felswänden entlang führte, sah er, daß schon jemand vor ihm den gleichen Weg gegangen war, denn im Schnee höhlten sich frische Spuren.

Wenter wunderte sich, wer wohl zu dieser Jahreszeit nach der Kapelle gewallfahrtet sein möchte und mühte sich rüstig weiter, den Voransteigenden einzuholen.

Eine Stunde später gewahrte er gerade über dem schroffsten Absturz einen Mann am Wege. Er schien völlig erschöpft sich in den Schnee geworfen zu haben. Wenter faßte ihn an der Schulter und rüttelte ihn auf.

Der Fremde öffnete die Augen, schob mit der Hand Mütze und Haar aus der Stirn und jammerte, daß er nicht mehr weiter könne.

Wenter trug eine Flasche mit Branntwein in der Tasche, zog sie hervor und reichte sie dem Fremden. Gierig setzte sie dieser an die Lippen, seine Züge belebten sich allmählich, er richtete sich mit Hilfe

Wenters auf. Es war ein kleiner, schwächlich aussehender Mensch.

»Wohin willst du?« erkundigte sich Wenter.

»Nach der Kapelle.«

Franz Wenter faßte den Fremden unter den Arm, überließ ihm auch noch seinen Bergstock und brachte ihn langsam durch den Schnee des Pfades weiter. Nach einer Weile sagte er:

»Muß dich 'ne schwere Schuld drücken, daß du grad jetzt im Schnee zur heiligen Mutter Gottes willst. Magst nicht den Sommer abwarten?«

Doch der Fremde schüttelte den Kopf.

»Eine böse Sache ist's,« murmelte er plötzlich. »Wer weiß, wie lang ich noch das Leben hab und einmal muß ich mir's vorher vom Herzen herunterwälzen. Andern kann ich so was nicht sagen. Doch dir, wenn du willst, aber — du wirst das Maul halten?« —

»Red, wenn's dich freut. Mich gehen die Geschichten anderer nichts an!«

»'s ist lang her, ich hatte für meinen Herrn an der Grenze Vieh einzuhandeln und stieg über einen Paß. Ich wollt' den Weg kürzen. Oben fand ich einen Touristen. Es war ein heißer Tag, er hatte den Rock ausgezogen und schlief, schlief fest wie ein Murmeltier. Da, Gott weiß, wie's zuging, da packte

mich die Versuchung. Ich hatte Geld nötig und — ich zog ihm Geld und Uhr aus der Tasche. Und machte mich davon.«

Franz Wenter starrte den Kleinen an. Kein Zweifel, das war der fremde Händler, der ihn damals unterwegs angeredet, nur grau und runzlig war er geworden. Und während Wenter schweigend neben seinem Feinde einherging, mechanisch Fuß vor Fuß setzte, stiegen ihm mit einmal alle die Bilder der Vergangenheit wieder empor, sein Abschied von der Heimat, der letzte Kuß, den er Resi gegeben, seine Gefangennahme, die langen Monate zwischen düsteren Gefängniswänden und die langen, langen Jahre im Wald und auf der einsamen Alm.

Plötzlich blieb er stehen. Blutrote Wolken zogen vor seinen Augen vorüber. Er stützte sich gegen einen Baum. Da hemmte auch der Kleine seine Schritte. Er glaubte, daß Wenter mit einem Dieb nichts mehr zu schaffen haben wollte, und stierte erschrocken in dessen hartes Gesicht.

»Ich weiß ja,« klagte er mit dumpfer Stimme, »daß es eine große Sünde war. Ich weiß ja. Sie hat mir auch keine Ruhe gelassen, und immer wieder hab ich an den jungen Burschen denken müssen, den man ins Gefängnis gesperrt hat. Immer, bei Tag und bei Nacht. Ach, eigentlich ging mich ja der Bursche

nichts an, wenn das Gericht sich irrte, so war's nicht meine Schuld, aber — aber das Mädchen, das ich als Frau nahm, war erst mit ihm versprochen gewesen. Und ich hab ihr gesagt: der Franz Wenter hat draußen geheiratet und ist glücklich und hat dich vergessen, brauchst nicht mehr zu warten, daß er wiederkommt. — Ich hab sie mir mit der Lüge erkaufen müssen.«

»Resi Grubhofer ist deine Frau?« stammelte Wenter.

Erstaunt warf der Händler ein:

»Kennst du sie denn?«

»Ein wenig — 's ist sehr lang her, daß ich sie zuletzt gesehen habe.«

Sie stiegen wieder einige Schritte, dann flehte Pedri:

»Dort seh ich die Kapelle, kannst du mich nicht die paar Schritte dahin tragen? Ich will dir anständigen Lohn zahlen, aber ich kann allein nicht mehr fort.« Wenter stand eine Weile steif da, dann bückte er sich, rief »komm!« und Pedri kroch ihm auf den Rücken.

Zu ihrer Rechten gähnte der Abgrund, und dort brausten, jagten, donnerten die schneevermischten Wellen des Bergbachs. Wenters Blicke streiften den Schlund. Gedanken der Rache und Vergeltung überkamen ihn. Er brauchte sich nur zu schütteln und jener Elende war vernichtet. Und war dieser alte,

erbärmliche Kerl nicht hundertmal schlimmer als andere Diebe und Räuber?

Wenn er ihn packte und hinunterstürzte? Aber dann dachte er an sie, die des Kerls Frau war, und die er nicht hatte vergessen können. Und Schritt für Schritt trug er die verhaßte Last, Schritt für Schritt durch den Schnee. »Ich fürchte mich, und weiß doch nicht wo vor. Gott läßt mich schwer büßen,« wimmerte plötzlich Pedri und legte seine feuchte Wange an Wenters Schulter, krampfte seine Arme um Wenters Hals.

»Glaubst das? Mich hat er schwerer gestraft.«

»Was hast du getan?«

»Nichts.«

»Nichts?« — fragte Pedri verwundert. —

Und Wenter:

»Ich muß dafür den Mann tragen, der mein Leben gemordet hat.«

Da zuckte Pedri zusammen, zappelte mit allen Gliedern, befreite sich und glitt von Wenters Rücken herab. Sein faltiges Gesicht war weiß wie der Schnee. Er taumelte einige Schritte zur Seite.

»Jesses, du — du bist — du bist jener Bursche, der damals gefangengesetzt wurde?« Tödliche Angst sprach aus seinen Augen. Er fühlte den Abgrund hinter seinem Rücken, und hörte in der Tiefe das

Donnern des Bergstroms. Da fiel er auf die Knie, zitterte und bat:

»Vergib mir, du, vergib mir. Wir wollen dich beide aufnehmen, die Resi und ich, wie einen Bruder. Ich habe ein Haus. Ich hab Geld, wir wollen dir alles geben. Alles — —!«

»Red nicht! Könnt ihr zwei mir mein Leben wiedergeben?« erwiderte Wenter.

Sie standen unfern der Tür der Kapelle. Pedri flüchtete hinein, warf sich vor dem Bilde der Muttergottes nieder und grub die Hände in die morsche Decke des Altars. Lange wagte er nicht, sich zu bewegen. Endlich richtete er sich auf. Er blickte scheu um sich, fand sich allein und schlich an die Tür. Da saß Wenter draußen auf den Stufen des Eingangs, das Gesicht in den Händen vergraben.

»Vergib mir!« flüsterte Pedri. »Laß mich fort.«

Doch jener rührte sich nicht.

»Vergib mir auch du!« bat er noch einmal, kroch an die Seite seines Feindes und tastete nach seiner Hand. »Ich fühle, die Muttergottes hat mir vergeben, die hat mir vergeben, da du mir nichts getan hast.«

Franz Wenter blickte nicht auf. Noch immer hielt er den grauen Kopf gebeugt.

»Warum sollte ich dir was antun?« gab er zur Antwort. »Geh! Geh! Das Leben ist schlimmer als

der Tod.«

Eine Tarantella.

Ich erwartete am Hafen das Kommen der Nacht.

Zur Seite lag das Meer auf blaugoldenem Pfühl und atmete ruhig, eine träumende Riesin. Seine Wogenarme dehnten sich im Schlaf gegen das Ufer und umschmeichelten die Steindämme.

Hinter mir breitete sich die große Stadt von Felshöhen umrahmt, und die schwüle Luft eines Sonnentags, wie sie nur der Süden kennt, lastete noch auf den Wänden der Paläste und dem Pflaster der Straßen.

Der Abend warf seine Schatten und lockte die Menge aus den Häusern. Sie trieb sich nun im Freien umher, füllte die Cafés und trug ihr Schwatzen und Lachen bis auf die wasserumspülten Molen des Hafens.

Da suchte ich nach einem Platz, dem Treiben zuzusehen und fand endlich einen freien Tisch auf der Terrasse eines Kaffeehauses.

Seine Marmorplatte war beschrieben. Mit leichter, gefälliger Frauenhandschrift standen Worte aus Dante da, Die Überschrift des Höllentores:

Per me si va nella cittá dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch mich geht's ein zur Stadt der ewgen Qualen,
Durch mich geht's ein zum wehevollen Schlund,
Durch mich geht's ein zu der Verdammnis Talen.

Und dieselbe Frauenhand, die jene schrecklichen Worte aus Gott weiß welchem Grund auf den Tisch gemalt und mit einem zierlichen Schnörkel geendet, hatte eine Rosenblüte über das Geschriebene hingeworfen und liegen lassen.

Vor mir, mitten auf der weißen Marmorplatte ruhte die Rose. Ihre Farbe glich dem brennenden Rot eines Rubins. Ich rührte sie fast scheu an und atmete ihren Duft. Es war eine Blüte, die auf dem Marmor lag wie ein Tropfen Blut.

Noch nie hatte ich eine solche Rose in der Hand gehalten. Mit der Kraft einer süßen, fast schaurigen Verführung bannte sie meine Augen an ihre Glut. Ich mußte mich endlich zwingen, aufzublicken, und siehe da, das Bild der Umgebung hatte sich seltsam verändert. Die rote Farbe der Blume hatte sich in meinen Augen festgesetzt, wie man die Färbung einer sonnbeschienenen Glasscheibe im Auge behält, wenn

man lange auf sie hinschaute und dann mit einem Male den Blick wo anders hinwendet. Mir schien alles von rötlichem Nebel überhaucht. Regungslos lagen im Hafen die Schiffe, Dampfer und Segler, und plumpe Fischerboote, und sie alle schwammen in diesem Dunst. Einem fernen Feuerschein gleichend umhüllte er die Schiffe bis zu den Raaen und höchsten Spitzen der Maste. Roter Schein färbte auch das Meer und mit glühenden Zungen leckten die Wogen an den Steinen des Ufers. Der Himmel selbst dampfte über mir in roter Glut, als hätte die untergehende Sonne die Weiten in Brand gesetzt.

Die Laubkronen der Platanen waren in Riesenkübel voll Blut getaucht. Der marmorne Gott des Brunnens streckte seinen Dreizack in Purpurdampf.

Purpurner Glast stieg von den Palästen der Stadt empor und gleichfarbige Schleier wehten von Türmen und Dächern, von Zinnen und Balkonen bis herab auf das Pflaster der Wege. Mir gegenüber leuchteten Steinfratzen an Sims und Portal eines Hauses, als glühten Feuer hinter ihnen vor.

Mit leisem Schauder raunte ich die Worte Dantes vor mich hin:

Per me si va nella città dolente,

Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Und der Ton schwoll an, ohne daß ich hätte erklären können, wie. Er flog im Echo wieder von den Wänden der Häuser, schallte zurück von den Bergen, von den Wolken des Himmels und wuchs zu Chören von Posaunen.

Und die Menge, die noch eben schwatzend hin- und herschlenderte, in Gruppen beisammen stand oder müßig umhersaß, veränderte mit einem Male ihr Wesen. Alles blieb stehen, Männer, Frauen und Kinder horchten auf und blickten sich um, dann wiederholten sie alle wie einen Kehrreim die Worte des Dichters: *Cittá dolente! Cittá dolente!* Da sprangen die Rastenden von den Bänken empor, da fuhren die müßigen Haufen auseinander und begannen umherzurennen, wie Ameisen, denen man ihren Bau zerstört.

Ein tolles Fieber ergriff diese Menschen, als klänge ihnen in den Ohren das Wort vom Ende aller Dinge, vom Vergessenwerden und Verlorensein.

Auch über die Menge rann jener rote Dunst. Das Auge gewöhnte sich an den Nebel, und ich erkannte die Gesichter und Gestalten, die sich in rastlosem Auf- und Abwogen durch die Straßen der Großstadt

drängten, bald im Scheine einer Laterne auftauchten, bald im Dämmer eines hohen Hauses oder in einem schwarzen Torweg verschwanden. Sie alle schienen etwas zu erwarten.

Alle Stände und Berufe hatte das Fieber erfaßt. Da eilten Männer vorbei, die ich für Kaufleute hielt, andere mochten Richter oder Beamte sein, wieder andere Seeleute, Offiziere oder reiche Müßiggänger, deren ganzes Denken allein darauf gerichtet ist, ihr Leben zu genießen.

Unter diese gutgekleideten Männer schoben sich Bettler und Krüppel, drängten sich Arbeiter mit groben Fäusten und Fischer in der bunten Tracht ihres Landes, auch Geistliche und Mönche tummelten sich unter ihnen umher.

Frauen liefen vorüber, bald schienen es Gattinnen, Töchter von wohlhabenden Bürgern oder reichen Kaufherren zu sein, bald von Matrosen, von Handwerkern, von Fischern, bald wieder Obstverkäuferinnen, Hökerweiber und Bettlerinnen in Lumpen, dazwischen irrten Knaben und Mädchen jeden Alters, deren Augen angstvoll die Umgebung musterten. Und wieder und wieder klang der Jammerruf: *Cittá dolente!*

Plötzlich spielte irgendwo einer auf, ein Leierkastenmann. Seine Tanzmelodie wurde am

Hafen von einer Kapelle aufgenommen, und bald wurde sie halblaut mitgesummt, dann lauter gesungen, gebrüllt, von zehn, von hundert, von tausend Menschen. Sie übertönte die Wehrufe und mit einmal fingen diese Leute an, sich nach dem Tanz zu drehen, rascher und rascher. Sie tanzten eine Tarantella, einen Tanz voll Leidenschaft und Lebensgier. Alle nahmen sie dran teil, Männer und Frauen, Kinder und Greise, die Kaufleute und Offiziere, die Mönche und Nonnen, Krüppel und Kranke. Ihre Wangen glühten, ihre Augen brannten. Jungen Frauen und Mädchen flog das gelöste Haar auf bloße Schultern herab, und rote Lippen jauchzten zum Klappern der Kastagnetten. Fiebernde Augen blitzten, lockten, verführten. Der keuchende Atem der wahnwitzigen Menge blies über das Meer, daß die Wimpel der vor Anker liegenden Schiffe sich bewegten.

Eine gespenstische Lustbarkeit war's, ein Tanz, wie ihn die welken Blätter zum Pfeifen und Heulen des Herbststurmes tanzen! Fiel einer der Tänzer ermattet um, die andern sprangen über ihn hinweg, und blieb einer keuchend stehn, schon nach wenig Augenblicken peitschte ihn das tolle Treiben von neuem auf, wie das dürre Blatt vom Wind aus den

Ecken hinter Steinen und Stämmen herausgejagt wird.

Da sprang ich auf und entfloh. Ich rannte den Hafen entlang, lief durch die Gassen der Stadt, über die Plätze, immer weiter und weiter, überall flackerte und lachte verzehrende Leidenschaft, überall wirbelte dieser furchtbare Tanz des Irrsinns, er tobte durch die dunkelsten Gassen, gellte aus engen Höfen, schrie aus den Höhlen der Keller.

Ich hastete den Berg empor, und draußen erst, in der Weite des Landes, wo Rebengärten ihre süßen Früchte reiften und dunkles Gebüsch die Lavablöcke der Berge überwucherte, fand ich mich wieder. Das Brausen der Großstadt, hier war es verklungen. Hier dröhnten nicht mehr die Posaunenklänge jenes Höllenspruches, hier gellte nicht das Geheul der Menge, hier schrieen die Geigen nicht die wilden Takte der Tarantella. Über einen Wolkenhügel herein entstrahlte dem Silberrad des Mondes ruhevolleres Licht.

Der Nachttau hing seine Perlen den Gräsern ins Haar, und vom Meer wehte der Wind an den Höhen hinauf und vertrieb Dunst und Traum. — —

Monate gingen. Ich hatte die Stadt verlassen, und nur hin und wieder dachte ich an jenes Gesicht, an

den Spruch Dantes und die gespenstische Tarantella.

Da kam ich wieder einmal in die Nähe der Stadt, und als ich am Morgen ein Zeitungsblatt aufschlug, las ich darin groß gedruckt und schwarz umrahmt eine Depesche: »Die große Stadt ist tot.« Ein Dämon der Hölle hatte sie erschlagen. Die Menschen sprachen von nichts anderem. Man hörte überall die gleiche schreckensvolle Nachricht.

Da die Wege nach der Stadt zerstört waren, mietete ich ein Boot und fuhr übers Meer hinüber. Aber es wurde niemand in die Nähe der Unglücksstätte gelassen. Soldaten sperrten sie ab und stießen jeden zurück. Doch ich traf zufällig unter ihnen einen Bekannten, er sagte:

»Jene Stadt ist tot. Gehen Sie in Gottes Namen hinein.«

Da überkletterte ich im Mondschein die Trümmer. Langsam wanderte ich durch die Straßen. Die Häuser der Stadt glichen einem gewaltigen Leichenfeld. Furchtbares Schweigen lastete auf den Ruinen. Die Fensternischen gähnten wie die Augenhöhlen von Totenschädeln, die geborstenen Mauern klafften fratzenhaft, als sei das Grinsen eines Wahnsinnigen versteinert worden. Wie gespaltene Schädel starrten die eingeschlagenen Dächer in den Nachthimmel. So

lag Haus an Haus, ein Toter am andern, Reihen von Männern, die in einer Schlacht fielen. Sterbend hatten sie sich aneinander gelehnt, sich zusammengedrängt aus Furcht vor dem Tode.

Hier lag ein Palast, und das Ende hatte von seinem Antlitz nicht den Ausdruck hochmütigen Stolzes löschen können. Dort war das Haus eines kleinen Handwerkers zusammengebrochen, und es war mit aufgerissenem Leib neben dem Palast niedergesunken, als hätte es sich im Sterben an dessen Seite verkriechen wollen.

Über die zusammengestürzte Kirche ragte der Glockenturm. Riesenhände hatten ihn auseinandergerissen und sein Gebälk zersplittert. Hoch oben hing noch immer die Glocke eingeklemmt in Balken. Eine verbogene Eisenstange pendelte im Winde hin und her. Sie hatte sich ins Glockenseil verfangen und jedesmal, wenn sie bei einem stärkeren Windstoß den Rand der Glocke traf, kam ein Klage-ton aus dem gesprungenen Metall, zitterte über die Trümmerstätte hinweg und erstarb irgendwo in einem Winkel der Ruinen.

Sonst war es ganz still in dieser Stadt des Todes und der Verwesung. Nur meine Schritte hallten auf dem Pflaster wider. Eine Katze setzte über den Weg und huschte in die dunkle Luke eines Kellers.

Lange irrte ich durch die Straßen, über die Plätze, zuletzt am Hafen entlang. Wo war all das Hasten und Treiben geblieben, das einst die große Stadt gefüllt hatte?

Selbst das Meer schien den Atem anzuhalten, als erwarte es von neuem irgendein Furchtbares. Es lag regungslos wie das Wasser des Styx, der die Seelen der Toten von Leben und Sonne scheidet.

Der Jäger.

Mit gelben, roten, grünen Tönen flammte das Herbstlaub der Wälder. Die feinen Fäden des Altweibersommers spannen sich über schwanke Gräser und Äste. Meilenweit klomm im Hintergrund ein düsterer Tannenforst über tiefgespaltene Schluchten, an steilen Almen vorüber zwischen Schutthängen und Felsgipfeln empor. Vor mir reckten sich Turm und Giebel von Schloß Trutzberg über die Wipfel, die untergehende Sonne flimmerte in einem der Fenster, der Bergwind blähte die rot-weiße Fahne vom Turm. Dort hauste mein Jagdfreund Baron Kiensberg.

Die Kiensbergs waren ein rauhes Geschlecht, eine Familie von Soldaten und Jägern. Seit Chroniken und Sagen von ihnen berichten, wissen sie von nichts anderem zu künden als von grausamen Raufhändeln mit den Städten der Gegend oder benachbarten Rittern, erzählen sie von nichts anderem als von Kriegszügen der Kiensbergs, Jagden, blutigen Kämpfen mit Wilddieben in den Schluchten der Berge. Kein Wunder, daß Schloß Trutzberg angefüllt

wurde mit mittelalterlichen Schwertern, Hellebarden, mit Dolchen und Armbrüsten, mit Pistolen, Flinten und Büchsen aus allen Zeiten, mit Saufedern, Netzen und anderem Jagdgerät.

Baron Eberhard von Kiensberg hatte nicht geheiratet, weil er nur die Jagd lieben konnte, die Weiber waren ihm gräßlich, er ließ sie nur als Dienerinnen gelten und verachtete sie als feig, empfindsam und eitel. Er verließ Schloß Trutzberg nur, um in seiner ungarischen Besitzung auf Hirsche zu pürschen, in Afrika Löwen zu schießen oder anderwärts bei Freunden einer Jagdeinladung zu folgen. Gesellschaften, Bälle gar besuchte er so wenig wie ein Theater oder ein Konzert. So war er zu einem Sonderling geworden. Aber mich störte das wenig, sein gastfreies altes Haus war mir lieb, und er empfing mich stets mit offenen Armen.

Als ich ihn diesmal nach längerer Trennung wiedersah, fand ich ihn verändert, er war reizbar, ja zuweilen machte er einen geradezu verstörten Eindruck, als sei ihm irgend ein Unglück zugestoßen. Aber er mochte sich nicht erklären, und ich wollte nicht in ihn dringen.

Wir hatten an zwei aufeinanderfolgenden Tagen gejagt, saßen am Abend nach dem Essen im Herrenzimmer, rauchten und besprachen die

Aussichten für ein Treiben auf Gamsen. Kiensberg wollte es drei Tage später veranstalten und hatte mehrere Herren der Nachbarschaft dazu geladen. Das Zimmer war geräumig, Wände und Decke schmückten nach Tiroler Sitte reiche Täfelung, und alte Bilder blickten aus schwarzen Rahmen auf uns herab. Ein grüner Kachelofen des sechzehnten Jahrhunderts, für den ein Münchener Museum meinem Freunde einmal eine große Summe geboten, strahlte solche Wärme aus, daß es uns allmählich zu heiß wurde. Da öffnete Kiensberg das Fenster und ließ auf der Silberbrücke des Mondlichts die Kühle und Reinheit des Herbstabends in den Raum dringen. Wir traten beide aus Fenster und blickten über das Tal, das sich hier gegen Innsbruck, dort gegen Kufstein zog. Große Stille lag über den Bergen, über Wald, Wiesen und Dörfern, nur ganz von fern klang das Rollen eines Zuges, und hin und wieder schüttelte der Wind einige welkende Blätter von den Bäumen.

»Wie wunderbar friedlich liegt das Land,« bemerkte ich.

Kiensberg nickte: »Ja, alter Freund,« stimmte er mir zu, »das habt ihr draußen in Berlin nicht.«

Schon wollten wir ins Zimmer zurücktreten, da schlug der dumpfe Klang eines Schusses an unser

Ohr, ganz aus der Nähe, als habe jemand nur hundert Schritte vom Schloß entfernt geschossen.

Kiensberg fuhr zusammen, er packte meinen Arm und stieß hervor:

»Da ist er schon wieder! Und diesmal ganz nah!«

»Wer?« fragte ich.

»Wer? Der Teufel mag's wissen, wer der Schuft ist! Ein Wilddieb! Der frechste Kerl, den's je gegeben. — Seit einigen Wochen hört man im Walde ab und zu Schüsse, einmal hier, einmal da. Ich und meine Jäger, wir sind fuchsteufelswild, sind früh und abends, sogar die Nacht draußen und können doch den Halunken nicht erwischen!«

Diesen Schuß, gleichsam unter seinem Fenster, betrachtete mein Freund als eine unerhörte Verhöhnung. Er lief zu seinen Waffen, klingelte dem Diener, ließ den im Schloß wohnenden Förster holen, pfiß seinem Jagdhund, einer bissigen Bracke, und stürmte hinaus. Ich eilte mit der Büchse hinter ihm her vors Schloß. Wir suchten alles ab. Hell schien der Mond. Die halb entlaubten Bäume warfen schwarze Schatten, ringsumher standen verwitterte Felsblöcke im Gehölz, Zeugen der gewaltigen Naturkräfte, die droben ewig an der Zerstörung der Berge arbeiten. Die Hunde, auch der Förster hatte zwei losgelassen, jagten in großen Kreisen umher und stürmten bald

vor uns, bald hinter uns über eine beleuchtete Lichtung. Kiensberg, ich, zwei Forstleute, der Diener, der Kutscher, wir alle durchstreiften die Umgebung des Schlosses, stiegen am Berg empor, horchten, riefen, suchten mit den Augen alle dunkeln Stellen des Waldes zu durchdringen.

So wenig die Hunde eine Spur aufnehmen konnten, so wenig sahen oder hörten wir das geringste von dem unbekanntem Schützen. Er war uns entwischt, als habe ihn der Berg in einer Höhle, ein morscher Baum in seinem Innern aufgenommen. Ebensowenig aber fanden wir etwa geschossenes Wild. Kiensberg fluchte und schwor sich, er werde, wenn er je mit dem Wilderer zusammentreffe, ihn ohne Umstände niederknallen.

Der Mond verschwand hinter den Bergen. Es wurde stockfinster, die Suche fortzusetzen wäre Unsinn gewesen. Wir riefen also die Hunde heran und wollten uns schon nach dem Schloß zurücktrollen, da wies der Förster des Barons nach einem Licht, das zwischen Bäumen aus einem Engtal heraufblinkte und bemerkte:

»Dort, der Müller ist noch auf. Ich hab's schon immer gesagt, es kann's kein anderer gewesen sein.«

Da unten lag eine kleine, verfallene Mühle, und der alte Müller stand nicht im besten Ruf. Es ging das

Gerücht, daß ein Vorgänger des Försters ihn vor Jahren einmal beim Wildern abgefaßt, aber von ihm droben am Geschröf der Berge erschossen und der Leichnam in einer Felsschlucht versteckt worden sei. Man hatte dem Müller nichts beweisen können, aber man mißtraute ihm allgemein, obgleich er seit längerer Zeit nicht mehr in verdächtiger Weise umherzuschleichen schien. Ob der am Ende wieder mit dem Stutzen Streifzüge in das Kiensbergsche Revier machte?

Kiensberg beschloß, den Müller zu überraschen, und wir stiegen in das Tälchen hinab. Während der eine der Jäger mit dem Diener und Kutscher draußen blieb, die Ausgänge der Mühle zu beobachten, klopfte Kiensberg an die Tür. Das Brausen des hinter der Hütte vorüberschießenden Baches übertönte wohl den Lärm unseres Pochens, denn es regte sich nichts. Da versuchte mein Freund ohne weiteres die Tür aufzustoßen. Sie widerstand seinen Mühen, augenscheinlich war innen ein Riegel vorgeschoben worden. Ärgerlich rannte der Förster mit dem Kolben des Gewehrs dagegen und brüllte, man solle aufmachen. Es dauerte eine Weile, dann aber wurde die Tür geöffnet, und der Müller trat heraus, ein riesiger, ungeschlachter Kerl. Er leuchtete uns mit einer Laterne ins Gesicht, fragte mürrisch nach

unserem Begehr und schaute unter buschigen Brauen finster, aber ohne ein Zeichen von Angst oder Aufregung um sich.

»Haben Sie geschossen?« herrschte ihn Kiensberg an und drang an ihm vorbei in den niederen Wohnraum. Der Müller folgte ihm.

»Ich? Warum soll ich geschossen haben?« brummte er, »im Dunkeln wird überhaupt keiner schießen.«

Kiensberg hörte auf die Worte nicht. Er sah sich forschend im Raume um.

»Und Sie haben doch den Schuß abgegeben,« polterte er.

Der Alte zuckte die Achseln, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Herd und beobachtete uns, ohne etwas zu sagen.

»Wo haben Sie Ihre Büchse?« fragte Kiensberg.

»Hab ja schon seit drei Jahren keine mehr,« knurrte der Müller.

Der Förster durchsuchte unterdessen alles. Jetzt trat er auch an den Rauchfang in der Ecke, schob den Müller beiseite, kletterte auf einen Sessel, streckte den Arm in den schwarzen Schlot und zog plötzlich aus der Öffnung einen Stutzen vor. Die Waffe war beschmutzt von Rauch und Ruß. Wie triumphierten.

Kiensberg packte den alten Sünder wütend am Arm und schrie ihn an:

»Gestehen Sie, Sie Halunke, Sie sind's, der seit vierzehn Tagen hier herumwildert!«

Der Ertappte schoß Blicke der Wut auf uns. Er beharrte bei seinem Leugnen und beteuerte, schon seit Jahren keinen Schuß mehr getan zu haben.

»Gut,« donnerte ihn Kiensberg an, »ich will Ihnen etwas sagen, und ich werd's wahr machen: wenn ich je wieder einmal Sie oder sonst einen in meinem Walde beim Wildern abfasse, dann schieß ich ihn über den Haufen wie einen tollen Hund! Das verbreiten Sie mal unter Ihren Kumpanen!«

Damit ließ er den Arm des Müllers los, stieß ihn zur Seite, kehrte dem Alten den Rücken und befahl dem Förster, das gefundene Gewehr mitzunehmen. Wir verließen die Mühle und kehrten nach dem Schloß zurück.

»Rauch noch eine Zigarre in meinem Zimmer,« bat Kiensberg, »wenn es auch schon spät ist, denn ich kann doch nicht gleich schlafen.«

Ich war's zufrieden, und wir verfügten uns also wieder in sein Zimmer.

»Dieser Kerl wird das Wildern nicht eher lassen, bis ich ihm mal den Garaus mache,« grollte Kiensberg, und er erzählte allerlei Schandtaten aus

der Vergangenheit des Müllers, der schon manches Jahr im Zuchthaus zugebracht hatte.

»Mag sein, daß der Mann von neuem wildert. Wer's einmal treibt, kann's nicht mehr lassen,« erwiderte ich. »Und doch, den Schuß vorhin wird er kaum abgegeben haben, ich glaub's nicht.«

Erstaunt blickte mich Kiensberg an: »Du meinst?«

»Er würde doch nicht so verrückt sein, gerade unter den Fenstern dieses Raumes zu schießen, die hell beleuchtet waren. Und dann, bedenke eins, die Hunde hätten unter allen Umständen seine Spur auffinden müssen. In längstens fünf Minuten nach dem Schuß waren wir mit drei Hunden draußen. Der Schütze konnte unmöglich den weiten Weg zur Mühle machen, ohne von den Kötern gestellt zu werden, selbst wenn er sofort nach dem Schuß wie ein Hase davongelaufen wäre!«

»Du meinst wirklich, der Schuß war nicht von ihm?«

»Kaum. Ich halte das nicht für wahrscheinlich,« erwiderte ich.

»Ja, zum Donnerwetter, wer soll dann geschossen haben!?!«

»Was weiß ich,« gab ich zurück, »es scheint mir aber da noch ein anderer mit im Spiel zu sein, einer,

den Hunde nicht so leicht stellen können. Einer, der wie ein Geist verschwindet.«

Diese im Scherz hingeworfenen Worte wirkten zu meinem Erstaunen ganz sonderbar auf den Freund. Sein Gesicht verfärbte sich jäh, die Augen weiteten sich, die Hände zitterten ihm vor Aufregung.

»Wie sagtest du,« rief er, »du meinst — — —.«

»Warum regst du dich auf? Nichts mein ich. Nur daß der Schuß gerade von dem Müller herrühren sollte, das wäre Unsinn zu glauben. Ich denke — — —.«

»Wie? Was?«

»Ich denke, daß er eher von einem deiner Leute, von einem Bewohner dieses Schlosses herrühren muß. Bist du ihrer ganz sicher? Wenn dir nun einer einen Streich spielen wollte?«

»Du glaubst wirklich, daß es jemand aus dem Schlosse war? — Dann kenne ich ihn, dann will ich dir zeigen, wer allein den Schuß abgegeben haben kann.«

Kiensberg hob die Lampe vom Tisch, führte mich nebenan in den Speisesaal und leuchtete gegen ein Bild, das in einer Reihe mit anderen an der Wand hing. Es stellte einen Mann vor in grüner, pelzverbrämter Jägertracht mit goldenen Knöpfen am Rock. Seine Rechte umspannte den Lauf eines langen

Gewehres, auf dem Kopf saß ihm ein Dreispitz mit langer Feder. Das Bild war verschmutzt und stark gedunkelt. Der Kleidung nach mußte es gewiß schon vor hundertfünfzig Jahren gemalt sein.

»Nun, dies alte Bild? — Was meinst du?« fragte ich meinen Freund.

»Dann hat der da geschossen!« antwortete er und starrte den grünen Jäger haßerfüllt an. Der Mann im Bild blickte hochmütig, mit hart aufeinander gepreßten Lippen auf uns herab.

»Ich verstehe dich ganz und gar nicht,« sagte ich, während wir uns wieder nach dem anstoßenden Zimmer wandten.

»Das will ich dir gern glauben,« antwortete Kiensberg, »und ich werde dir alles erklären.« Er setzte die Lampe auf den Tisch zurück und erzählte.

Das alte Bild stellte einen Vorfahr der Kiensberg dar in der Tracht eines habsburgischen Jägermeisters, daher der grüne Rock, der Dreispitz und die goldnen Knöpfe mit dem habsburgischen Wappen. Dieser Kiensberg war ein wilder Jäger gewesen wie alle anderen, und die Jagd war bei ihm so zur Leidenschaft geworden, daß er Sommer und Winter, Tag und Nacht nichts anderes trieb und an nichts anderes dachte. Der Jagd wegen lebte er in Feindschaft mit allen Bauern und Gutsnachbarn, und

den einen hatte er im Streit um einen starken Hirsch, dessen Erlegung sich beide zuschrieben, niedergeschossen. Wegen dieser Tat wurde er vom Wiener Hofe verbannt, von seinen Bekannten gemieden, ja er mußte für Jahre das ungarische Gut verlassen, um sich in der Fremde umherzutreiben. Dann aber war allmählich Gras über die Sache gewachsen, und er hatte sein Jägerleben daheim wieder aufgenommen. Er starb in den besten Jahren, indem er bei der Verfolgung eines Wolfes in einen zugefrorenen Sumpf geriet, durchs Eis brach und ertrank. Natürlich hatte sich schon bald nach seinem Tode das Gerücht verbreitet, daß der große Jäger auch im Grabe keine Ruhe finden könne und noch immer nachts mit der Büchse gespenstisch sein Revier durchstreifte und die Bauern und Jäger erschrecke.

»Die Leute glauben den Blödsinn wirklich?« fragte ich, als mein Freund seine Erzählung beendet.

Kiensberg schaute finster auf. »Was redest du da gleich von Blödsinn? Sie müssen es glauben.«

»Wieso?«

Der Baron beugte sich zu mir und raunte:

»Man hört ihn auf dem Gute schießen. Man begegnet ihm nachts im Walde. Ich selbst habe ihn einmal abends am Rande jenes Sumpfes im Nebel

stehen sehen. Meine Jäger und Treiber fürchten sich vor ihm, er hat mir mein schönes, ungarisches Revier verleidet. Ich zog darum ganz hierher nach Trutzberg. Durch ein unbegreifliches Versehen meiner Packer kam mit verschiedenen Sachen, die ich mir vor etwa vierzehn Tagen hierher schicken ließ, auch sein Bild an. Ich wollte es natürlich nicht haben, aber sollte ich denn etwa sagen, ich habe Angst vor ihm? Angst vor einem Bilde, vor einem toten Vorfahren? Was wär' da gelacht worden! Es war einmal ausgepackt, so hing ich es denn hier unter den anderen auf. Man soll wenigstens sehen, daß ich keine Furcht habe.«

Welch merkwürdige Hirngespinnste da meinen Freund beschäftigen! Nun, die Kiensbergs waren immer anders gewesen, als normale Menschen, und in der Einsamkeit konnte man schon auf solche sonderbare Gedanken kommen. Wir saßen noch eine ganze Weile beisammen, und zu meiner heimlichen Belustigung redete sich mein Freund in eine förmliche Wut hinein gegen den armen Urahn im grünen Jagdrock. Das hatte ich nun angerichtet, da ich die Gespenster so leichtsinnig gerufen hatte. —

—
Am nächsten Morgen stiegen wir mit zwei Jägern nach einer Jagdhütte in einer der Felsschluchten empor, und Kiensberg ließ sich Bericht erstatten über

die Vorbereitungen für das geplante Gemstreiben. Wir sahen durch eine von Lawinen gerissene Blöße tief drunten das Schindeldach der alten Mühle. Da sagte ich:

»Du, wir wollen mal im Ernst über die Wilddieberei reden. An deinen jagenden Urahn kann ich natürlich im Ernst nicht glauben. Am Ende hat doch kein anderer als der Spitzbube dort unten gestern den Schuß abgegeben. Ein so gerissener Kerl kann sich immer rasch aus dem Staube machen.«

Der Baron antwortete lange nichts. Dann aber blieb er plötzlich stehen und rief:

»Nein, nein! Der grüne Jäger war's, und kein anderer sonst!«

Er war überzeugt, daß sein Ahn ihm die Freuden der Jagd nicht gönne, weil er keinen im Revier dulden wolle als sich. Ja, er war darauf gefaßt, daß er ihm auf der morgigen Jagd irgendeinen Schabernack spielen werde. Umsonst versuchte ich ihm diese gefährlichen Überspanntheiten auszureden. Der Tag verlief übrigens ruhig und heiter.

Am Abend trafen die geladenen Gäste ein, und wir setzten uns im Saal zur Tafel. Der tote Jäger schaute mit dem immer gleichen harten Zug um den Mund aus seinem Rahmen auf uns herab, niemand unter den Gästen nahm Notiz von ihm. Für die anderen

hing da eben ein Bild wie hundert Bilder Verstorbenen. Wir aßen, tranken und lachten, und es wurde von nichts geredet als von Gamsen, Rehen und Auerwild. —

Der nächste Morgen brachte einen herrlichen Jagdtag mit klarer Luft, wolkenlosem Himmel und leichtem Frost. Neuschnee gleißte auf den Gipfeln der Berge, und die Felswände warfen sich spielend den Klang unserer Büchsen zu. Als wir droben beim Frühstück um das Feuer saßen, das die Jäger vor einem Heustadel über der Alm entzündet hatten, fiel mir plötzlich die seltsame Bemerkung meines Freundes wieder ein. Konnte er den Aberglauben so weit treiben, anzunehmen, der Geist des toten Jägers werde uns fröhliche Waidgesellen hier oben stören? Vor uns lag die stattliche Strecke der erlegten Gamsen. Ich wies darauf hin und da Kiensberg wieder ganz vernünftig und ruhig schien, sagte ich:

»Wenn dein Ahn das sehen würde!«

Die Jagdgenossen griffen meine Worte auf, erkundigten sich nach ihrem Sinn, und mein Freund erzählte ihnen von dem Schuß, den wir zwei Tage vorher gehört, von dem wildernden Müller und endlich ganz ernsthaft von dem Urgroßvater, und wie zwischen ihm und jenem um die Jagd bittere Feindschaft bestehe. Alle meinten, Kiensberg wolle

witzig sein, sie lachten und wünschten dem Jagdherrn Glück zu seinem Unternehmen, dem ruhlosen Jägersmann das Waidwerk einmal für immer zu legen.

Wenige Stunden später saßen wir beim Diner im Speisesaal. Kiensberg schien seine verrückten Einbildungen vergessen zu haben. Der Sekt perlte in den Gläsern, wir hatten den Grafen Riedenstein als Jagdkönig leben lassen und tobten und lachten durcheinander, indem jeder sich Mühe gab, des Vorgängers Jagdgeschichte noch durch irgendein fabelhaftes Abenteuer zu übertrumpfen. Einer der Diener Kiensbergs bot mir gegenüber alten Steinberger Kabinett in Römern an.

Mit einmal sah ich, wie Kiensberg die Augen entsetzt aufriß, und nach dem Fenster hinter meinem Rücken starrte, das auf einen Altan hinausging.

Er reckte sich plötzlich auf, packte einen silbernen Tafelleuchter und rief: Der grüne Jäger steht da! und schmetterte das schwere Gerät durch das zerkrachende Fenster. Entsetzt sprang alles in die Höhe. Durch die gewaltsam geschlagene Öffnung fuhr der Wind ins Zimmer und blies die Flammen der Tafellichter zu zuckendem Tanz auf. Gegen wen war der Leuchter geworfen worden? Wir standen, Speisen und Wein vergessend, und unsere Blicke hingen an

den Trümmern des Fensters. Ein gelbes Ahornblatt wirbelte der Wind herein auf das Tischtuch.

über knirschende Glassplitter trat Kiensberg ans Fenster und spähte umher. Ich riß eins der anderen Fenster auf, auch die Gäste drängten sich, hinauszublicken. Was in aller Welt war in Kiensberg gefahren? Niemand wußte es, man glaubte wohl an einen durch den Wein verursachten Wutanfall. Leer lag der Altan vor uns, nur abgerissene, welke Blätter huschten über ihn dahin, und drunten blinkten friedlich im Inntal die Lichter der Ortschaften, die Signallampen der Innsbrucker Bahn. Wir atmeten die frische Bergluft, sie kühlte unsere vom Wein gehitzten Gesichter. Da kam mir ein guter Gedanke, und ich bemerkte, um dem peinlichen Vorfall ein Ende zu machen:

»Aber lieber Kiensberg, wie kann ein Nichts dich so in Harnisch bringen? Weißt du, was du sahst? Das kommt davon, wenn man ein Bild einem Fenster gegenüberhängt. Es spiegelt sich natürlich darin ab. Der grüne Mann hinter uns hat sich in den Scheiben gegen den dunklen Hintergrund abgemalt. Nun sind die schönen Scheiben zerschlagen.«

Mein Freund widersprach nicht, man schloß die Fenster und setzte sich wieder an die verlassene Tafel. Die Diener kehrten die Splitter zusammen und

rückten einen Wandschirm vor die gebrochenen Scheiben. Der Pfarrer von Trutzberg, der gleichfalls zum Essen geladen war, schlug heimlich das Kreuz, steckte sich aber dann behaglich die Serviette unters Kinn und raunte mir zu:

»Ja, ja, die Weinstimmung! Aber es ist schrecklich, wie sich der Herr Baron in solche Phantasien hineinreden kann. Ich beobachte mit Sorge, wie er anfängt, sich am Ende selbst vor ihnen zu fürchten.«

Kiensberg hatte die letzten Worte gehört und rief über die Tafel weg:

»Fürchten? Hoho, glauben Sie ja nicht, Hochwürden, daß ich mich fürchte. Im Gegenteil, der Jäger da,« und er streckte drohend die Faust gegen das Bild, »hätte allen Grund, sich vor mir in acht zu nehmen. Wer mir das fröhliche Jagen verdirbt, und wäre er mit dem Satan im Bunde, der hat's mit mir zu tun!«

Er hob das frisch gefüllte Glas und trank seinen Jagdgenossen zu. Wir taten ihm Bescheid. Sah man die Hünengestalt Kiensbergs an, der gewohnt war, seine Gäste mit allerlei Kraftkunststücken zu unterhalten, so glaubte man ihm gern, daß er imstande war, mit dem Teufel selbst anzubinden. Der Schluß des Mahles verlief denn auch ohne Störung, ja man wagte es, Kiensberg zu necken, daß er sich

von einer Spiegelung im Glas des Fensters einen Augenblick in Wut hatte versetzen lassen und Krieg gegen unschuldige Scheiben führte.

Als die letzten Gäste spät in der Nacht den Schloßhof verlassen hatten, schob Kiensberg seinen Arm unter den meinen und stieg mit mir die Treppe zu unseren Zimmern empor. Auf seinen Zügen stand finstere Entschlossenheit.

»Du,« erklärte er ruhig, »was die da glauben und schwätzen und sich einreden wollen, ist Blech.«

»Warum?« fragte ich, außer mir, daß jener wieder davon anfing.

»Hat denn einer der weisen Spötter versucht, ob solch eine angebliche Spiegelung des Bildes überhaupt möglich ist? Ich sage dir, er stand draußen! Soll etwas nicht sein, bloß weil die anderen es nicht gesehen haben wie ich? Bleibt mir mit eurer Nüchternheit vom Halse, ihr armseligen Stadtmenschen! Es lebt nicht nur das, was atmet und sich bewegt wie ihr.«

Wir trennten uns in der Tür meines Schlafzimmers. Die Phantasien meines Freundes schienen mir nicht so unverständlich, als sie Fernerstehenden erscheinen mochten. Ich kannte Wald und Berg, bei Tag und Nacht, in Sonnenschein wie in Nebel, im Sommer und im Winter, wie er. Ich wußte, welchen Reichtum

an Gestalten uns der innige Verkehr mit der Natur gibt, wie die Natur unter dem Volk von Jägern, Hirten und Holzleuten zu buntem Dasein erwacht und Dinge scheinbar lebendig werden läßt, von denen der Städter freilich keine Ahnung hat. Das ist der Boden, auf dem allerlei Märchen und Gesichte entstehen.

Ich begriff wohl, wie die Leidenschaft der Jagd in den Kiensbergs jedes andere Gefühl, jede ruhige Überlegung überwachsen konnte, wie sie sich forterbte, einer dämonischen Veranlagung gleich, und im letzten Enkel zu dem Irrsinn eines Hasses gegen den Ahn werden konnte, weil die Sage jenen noch heute Wald und Berg durchirren ließ, weil der Ahn ihm die Freude an der Jagd verdarb. Nirgend können ja Feindschaft und Haß stärker wüten als unter Wesen gleichen Stammes und gleicher Leidenschaft. — —

Der andere Tag brachte Herbstwetter, Sturm und Regen. Die Gäste fuhren davon. Wir verließen das Haus nicht und vertrieben uns die Zeit, indem Kiensberg mir seine Sammlung alter Waffen zeigte. Als es dämmerte, zogen wir uns rauchend in einen Winkel des getäfelten Herrenzimmers zurück. Kiensberg erzählte von einem Jagdausflug in die deutsch-ostafrikanischen Urwälder, dann verstummte unser Gespräch, und während der Sturm draußen

durch die Schluchten der Berge und über rauschende Baumkronen sang, gaben wir uns dem Vergnügen hin, in bequemen Lederstühlen zu sitzen und der dumpfen Musik der Nacht zuzuhören. Eintönig tickte die Uhr in der Ecke des Zimmers, Kiensberg streckte gähmend die Arme. Da, mit einem Male schlug jäh der laute Knall eines Schusses an unser Ohr, und durchs Fenster blitzte ein heller Schein, als sei der Schuß am Berghang dicht vor den Scheiben abgegeben worden.

Nur ein Wahnsinniger, ein Verbrecher konnte uns mit den Schüssen einen Streich spielen wollen, ein Kerl, der nachts sein spukhaftes Treiben im Walde, in den einsamen Felskaren der Berge aufnahm? Im Zimmer war's durch Minuten so still, daß wir fast das Klopfen unserer Herzen hörten.

»Ich hätte mich nicht gewundert,« sagte ich endlich, »wenn eine Kugel hier vor uns durch die Scheiben gefahren wäre.«

Jetzt aber sprang Kiensberg aus seinem Stuhl empor, daß dieser krachend rückwärts fiel und brüllte mit einer Stimme, die kaum menschlich klang:

»Gottes Donner! Das war wieder er! Er will sich über mich lustig machen!«

Damit stürzte er auf seinen Gewehrschrank zu, riß eine Büchse heraus, lud sie und lief zur Tür. Sein

Jagdhund hatte auf einem Bärenfell in der Ecke gelegen und sich erschreckt beim Klange des Schusses aufgerichtet. Er stürmte seinem Herrn nach. Auch den Dienstboten draußen war der Schuß nicht entgangen, sie drängten sich unter das Tor des Schlosses. Die Männer spähten in das winddurchfauchte Dunkel, die Mädchen klemmten sich hinter sie an die Wand und starrten uns erschrocken nach, als wir an ihnen vorübereilten. Auch die zwei im Schloß wohnenden Forstleute fanden sich ein, wenngleich sie es nicht sehr eilig zu haben schienen. Sie brumnten, in der Dunkelheit sei ja doch nichts zu erreichen, man bekäme den Frevler nicht, man müßte denn zufällig auf ihn treten. Kiensberg kümmerte sich um die Einwände nicht. Er rief in die Nacht hinaus, rief, der Schütze solle sich ihm stellen, solle sich ihm zeigen und drohte, ihn zu packen und zwischen seinen Fäusten zu erwürgen.

Die Hunde stöberten indessen umher, aber es war alles umsonst. Erst nach einer Stunde gelang es mir, den Freund dazu zu bewegen, die unsinnige nächtliche Suche aufzugeben. Der Jäger war uns im Dunkeln entwischt wie die letzten Male. Wer einen Gebirgswald kennt mit seinen Klüften und Höhlen, der weiß, wie leicht ein Wilderer sich dort verstecken kann.

Obgleich Kiensberg sich anfangs sträubte, fremde Hilfe anzunehmen — er meinte, daß er allein mit dem Jäger abrechnen müsse —, so überredete ich ihn doch dazu, die Gendarmerie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und diese, bestrebt, sich ihm gefällig zu zeigen, ließ schon am nächsten Tage den Müller unter dem Verdacht erneuter Wilddieberei verhaften und sein Haus gründlich durchsuchen. Die Beamten entdeckten denn auch bei ihm unter altem Plunder, Brettern und Holzspänen verborgen noch einen zweiten Stutzen, und man behielt darum den Kerl trotz seines Leugnens zunächst hinter Schloß und Riegel. Dennoch meldete ein Schafhirt schon nach drei Tagen, daß abermals Schüsse droben im Revier gefallen seien. Die Sennen hatten nachgeforscht, aber wieder keine Spur des fremden Wilderers gefunden. Die Sache begann mich fast ebenso stark wie Kiensberg zu beschäftigen, aber an den »untoten« Jäger, der in seinem krankhaft erregten Gehirn spukte, konnte ich noch immer nicht glauben, und da ich noch zu einer Jagd nach Bayern geladen war, so kündigte ich dem Freunde meine Abreise an. Er aber wollte davon nichts wissen. Mit Eifer und guten Worten redete er mir solange zu, bis ich nachgab und ihm versprach, mit ihm zusammen den Schüssen auf den Grund zu gehen.

Und nun begann für uns ein ebenso aufregendes als abenteuerliches Leben, eine Hetzjagd, ein wildes Suchen nach dem unbekanntem Schützen, dem gerissensten, unermüdlichsten aller Wilderer. Meines Freundes Eifer steckte schließlich alle seine Leute an, vor allem, weil sie gern das Unsinnige seiner Wahnideen bewiesen hätten. Die ersten drei Tage waren hell und klar. Wir stiegen mit Jägern und Hunden bergauf und bergab, wir durchforschten mit dem Glase alle kahlen Stellen und Hänge bis zu den Gipfelfelsen, suchten nach Fußspuren droben auf dem Neuschnee. Nichts Verdächtiges fand sich. Wohl hörten wir einmal einen Schuß, aber er konnte auch beim Nachbarn abgegeben worden sein, trägt doch das Echo den Schall merkwürdig weit von Felswand zu Felswand, so daß es schwer ist, genau die Richtung festzustellen, aus der der erste Klang ans Ohr schlug. Am vierten Tage zeigte sich das Wetter weniger freundlich. Schwere Wolken kündeten erneuten Schneefall. Trotzdem wanderten wir mit unseren Büchsen hinaus. Mein Freund entwarf für diese Streifen richtige Schlachtpläne, und wir teilten uns diesmal. Die Förster sollten mit ihren Hunden die Berglehnen zur Rechten und Linken absuchen, Kiensberg und ich wollten pfadlos in einem bachdurchtosten Tal emporklimmen. Wir hatten uns

vorgenommen, abends alle auf einer kleinen Jagdhütte im sogenannten Gemskar zusammenzutreffen, dort die Nacht zuzubringen und am nächsten Tage die gleiche Gegend noch einmal zu durchstreifen.

Kaum hatten wir uns getrennt, so begann es zu regnen und zu stürmen. Dicke Wolken ballten sich in allen Schluchten und Hochtälern zusammen. Wenn ein Windstoß sie faßte und zerteilte, dann schaute der frischgefallene Schnee oben von den Gipfeln herab. Ab und zu fegte, vom Sturm losgetrieben, ein Fetzen des nassen Nebels über unsere Köpfe hin, wurde von den alten Wassertannen zerrissen wie eine morsche, graue Fahne und streifte unsere Wangen, feuchtete unsere Kleidung, über und unter uns knarrten, rauschten und ächzten die Äste hundertjähriger Fichten! Krähen flatterten erschreckt auf und suchten schreiend Schutz in den Felsklüften.

»Ein Hundewetter!« brummte mein Freund.

»Das dürfte dem begeistertsten Jäger das Wildern verleiden,« antwortete ich und zog die Mütze fester in die Stirn, denn Schneeflocken pfffen um eine Felsnase herum und schossen auf uns zu, um sich neben uns in die Tiefen der düsteren, wasserdurchtosten Schlucht zu stürzen. Die Dämmerung kam. Dichter ballten sich die Wolken,

und schon klangen auch mit einemmal die Schüsse wieder. Zwei Schüsse waren es. Zu unserer Linken, über der Schlucht fielen sie. Sie weckten nur ein schwaches Echo, denn der Sturm erstickte ihren Klang.

Unwillkürlich rissen wir beide die Gewehre von der Schulter und versuchten mit den Augen die Dämmerung zu durchdringen. Ein vergebliches Mühen. Und über den Bach war an dieser Stelle nicht zu kommen. Kiensberg zuckte mit den Achseln und setzte den Weg fort.

»Er jagt heut dort drüben,« bemerkte er finster. »Da ist im Augenblick nichts zu machen. Wir müssen morgen am jenseitigen Hang absteigen.«

Mir war klar, daß wir es da mit einem Burschen zu tun hatten, der nicht des Wildes wegen kam, sondern es darauf abgesehen hatte, Kiensberg bis zum Wahnsinn zu reizen. Am Ende trieb hier ein entlassener Jäger oder Hirt seinen Unfug. Ich teilte dem Freunde meine Vermutung mit, er aber behauptete, er könne keinen seiner ehemaligen Forstbeamten und Sennen in Verdacht haben.

»So ist es ein Spießgeselle des Müllers oder gar einer deiner jetzigen Förster,« meinte ich.

Kiensberg schwieg. Eine halbe Stunde später betraten wir die Jagdhütte. Unsere Jäger waren schon

vor einer Weile angelangt, hatten die Vorräte ausgepackt und Feuer gemacht. Sie rührten an einer Suppe. Kiensberg fragte, ob sie etwas gesehen oder gehört hätten. Niemand war ihnen begegnet, und der Sturm hatte ihnen den Klang der Schüsse nicht zugetragen. Da hüllten wir uns in trockene Mäntel, hingen unsere Sachen gegen den kleinen Ofen und ließen uns das Essen schmecken. Dann streckten wir uns auf die Pritschen, um zu schlafen. Wir waren alle müde, und die Förster und Jäger schnarchten auch bald. Selbst mein Freund lag ganz ruhig, so daß ich annahm, er sei gleichfalls ins Land der Träume gegangen. Ich aber war wach, hatte ich doch den Klang der Schüsse von vorhin noch immer in den Ohren.

Soviel ich auch nach einer natürlichen Erklärung suchte, fand ich doch keine, die mich befriedigte. Wollte ich einem Wilddieb, einem mutwilligen Bauernburschen, einem rachsüchtigen entlassenen Diener oder Sennen oder gar einem der Kiensbergschen Jäger den Unfug in die Schuhe schieben, immer schien bald hier, bald da ein Glied in der Kette der Beweise zu fehlen, und der ganze Gedanke erwies sich, betrachtete ich ihn näher, als unhaltbar.

So lag ich grübelnd wohl zwei Stunden. Es war stockfinster in der Hütte. Der Wind rasselte in den Schindeln des Daches und klopfte gegen die Läden. Heißer Dunst vom verlöschenden Herd, dem gekochten Wasser, den verschwitzten Schläfern und dem Rauch der Pfeifen lagerte unter der niederen Decke und lähmte das Nachdenken. Ich wollte versuchen einzuschlafen. Da wurden draußen vor der Tür die Hunde unruhig. Wir hatten sie der Engigkeit des Raumes wegen nicht mit herein genommen, sondern unter einen Vorbau, der zur Aufbewahrung von Brennholz diente, verwiesen. Erst stieß einer ein dumpfes Knurren aus, ihm folgte ein anderer, und endlich begannen sie alle angstvoll aufzuheulen, ja, sie stießen Schreie des Entsetzens aus, wie ich sie noch nie bei einem Tier gehört. Mich überrieselte ein Schauer. Ich fuhr auf und starrte durch das undurchdringliche Dunkel der Hütte, indem ich mit den Augen die Tür suchte und mit der Rechten unwillkürlich nach dem Waidmesser griff. Die Jäger erwachten, fluchten, fragten einander, was denn in des Teufels Namen los sei. Einer polterte von der Pritsche herunter, machte Feuer und entzündete eine Laterne. Noch immer hielt das furchtbare Geheul unserer Hunde an. Ich schaute auf meinen Freund. Er hatte sich halb emporgerichtet, den Blick gleichfalls

an die Bretter der Tür geheftet. Plötzlich warf er die Decke von sich, schwang sich vom Lager herab und riß die Tür auf. Sogleich flüchtete ihm mit gesträubtem Fell sein Hund zwischen die Beine. Er aber, drohend, das Gesicht wutverzerrt, packte die Bracke am Genick und schleuderte sie in das Dunkel hinaus, indem er hetzte:

»Pack an! Pack an! Vorwärts doch! Pack an!«
Verschüchtert wichen die anderen Tiere von der Hütte, an deren Wand sie sich gedrückt hatten, und da er sie gleichfalls zu ergreifen drohte, so schlichen sie hinter der Bracke hinaus gegen die Schlucht.

Jetzt standen wir alle draußen, klappernd, im kalten Sturm, während der Wind in unseren Haaren zauste, und einzelne Schneeflocken durch den Schein der Laterne wirbelten.

»Pack an!« brüllte Kiensberg noch einmal, den Arm schüttelnd.

Die Tiere schienen Mut zu bekommen, sie stürmten dahin und waren bald im Dunkel verschwunden. Minuten vergingen, das Geheul der Hunde wurde schwächer und verlor sich endlich in Nacht und Braus. Dicht fiel der Schnee, es war nicht zwei Schritt weit zu sehen. Wir traten nacheinander in die Hütte zurück, entzündeten von neuem das Feuer im Herd, zogen uns die Stiefeln an, luden

unsere Gewehre, steckten unsere Pfeifen in Brand und warteten. Ich werde jene Nacht nicht vergessen. Sie schien mir kein Ende zu nehmen. Hatte der wahnsinnige Spukglaube meines Freundes auch schon die Hunde ergriffen, daß sie jenes entsetzliche Angstgeheul ausstießen und fast mit Gewalt hinausgejagt werden mußten? Wir hatten die Tür der Hütte offen gelassen und behielten sie im Auge, gefaßt, irgend etwas Fremdes, Furchtbares eintreten zu sehen. Es geschah nichts. Nur einzelne Schneeflocken fielen vor uns an den Boden und bildeten nasse Flecken auf den Dielen.

Einer der Jäger meinte: »Ich hab nur einmal einen Hund so aufheulen hören, als ihn eine alte, wütende Bärin annahm, und ihm mit einem Prankenhieb den Leib aufriß.«

Endlich graute der Morgen, und wir machten uns wieder auf. Die Hunde blieben weg, wir mußten ohne sie Schlucht und Wald durchstreifen und kehrten zu Mittag ins Schloß zurück. Da fand es sich, daß die Hunde der Jäger und Förster längst eingetroffen waren. Sie schienen in der Nacht spornstreichs nach Hause gerannt zu sein und hatten sich mit eingeklemmten Ruten in ihren Zwinger verkrochen. Nur Kiensbergs Bracke fehlte. Umsonst rief und piff man nach ihr. Am nächsten Tage erst brachte ein

Jäger die Nachricht, daß sie verendet droben in der Schlucht unfern der Jagdhütte liege. Sie konnte nicht abgestürzt sein. Der Hund hatte die schwierigsten Gemsjagden mit seinem Herrn mitgemacht. Er war ein vorzüglicher Kletterer, vorsichtig, geübt, auch drohten an jener Stelle nirgends gefährliche Felsen. Der fremde Jäger mußte das Tier überfallen und hinuntergeschleudert haben.

Für meinen Freund konnte es keine größere Herausforderung geben. Er schäumte vor Wut über den Verlust des treuen Tieres. Rasch hatte sich die Geschichte herumgesprochen. Nachbarn boten sich in Menge an, Kiensberg auf seinen Streifzügen zu helfen. Man veranstaltete förmliche Jagden auf den unbekanntem Wilderer. Es lag allen daran, ihn zu erwischen. Niemand bekam ihn zu Gesicht. Da gaben sie endlich das fruchtlose Jagen auf und meinten, man müsse es dem Zufall überlassen, einem den Frevler in die Hände zu führen. Kiensberg selber aber täte gut, das Weitere der Gendarmerie anzuvertrauen und sich zu einem Nervenarzt zu begeben. Ich selbst erklärte, abreisen zu müssen und bestimmte den nächsten Morgen zur Abfahrt. Diesmal bat mich mein Freund nicht, länger zu bleiben, aber das Nutzlose unserer Mühen schreckte ihn nicht ab, bei Einbruch der Dunkelheit warf er die Büchse auf den

Rücken, um allein noch einmal in den Wald zu gehen. Seine Jäger drängten sich nicht dazu, ihn zu begleiten. Abergläubische Furcht hatte sich der einfachen Leute bemächtigt. Das Gericht hatte einige Tage vorher den Müller wieder aus der Haft entlassen, sie glaubten nun alle, der Alte sei mit dem Teufel im Bunde, besitze übernatürliche Kräfte und werde sich rächen.

Die Rückkehr meines Freundes abzuwarten, setzte ich mich mit einem Buch unter die Lampe. Aber meine Gedanken schweiften ab, und Unruhe jagte mich wieder auf, daß ich im Zimmer her und hin wanderte. Es geht uns zuweilen so, daß wir das Gefühl haben, vor irgend einem überraschenden Ereignis zu stehen, vor einem Unheil, dem man auf keine Weise entrinnen kann. Hätte ich vermocht, ich hätte Kiensberg zurückgerufen, denn mich erfaßte plötzlich Angst um ihn, und ich will nicht leugnen, daß auch mir das Umkommen seines Hundes abergläubisches Bangen eingeflößt hatte. Warum waren die Tiere in jener Nacht spornstreichs nach ihren Zwingern gerannt? Und warum ließen sie sich seitdem weder durch Güte noch durch Drohungen bewegen, sobald die Dämmerung kam, vom Weg in den Wald abzuschweifen?

Ich riegelte eines der Fenster auf und blickte hinaus in die Nacht. Zwischen Wolken schien der Mond herab. Sein blasser Schein zitterte über windbewegte Wipfel. Schwarz durchschattet wuchsen die Berge gegen den Himmel. Es war empfindlich kalt. Ich horchte hinaus, trat dann zurück, lief von neuem im Zimmer auf und ab und beugte mich noch einmal aus dem Fenster, ohne etwas anderes zu hören als das eintönige Rauschen, das der Bergbach und der Wind im Walde hervorbrachten. Zehnmal lief ich so zwischen Ofen und Fenster auf und nieder, ungeduldig, die Schritte des Heimkehrenden auf dem Kieswege vor dem Schloßtor zu hören. Das Zimmer kühlte sich ab, ich lehnte den Rücken fröstelnd an die Kacheln des Ofens. Da klangen draußen wieder rasch nacheinander zwei Schüsse, der Berg warf ihr Echo zurück. Im Nu rannte ich zum Fenster, rief unwillkürlich den Namen meines Freundes und lauschte in die Nacht. Aber es kam keine Antwort. Die Schüsse konnten nicht weiter als etwa fünfhundert Meter vom Schlosse entfernt abgegeben worden sein. Ich hoffte Kiensberg bald heimkommen zu sehen. Aber eine viertel, eine halbe Stunde verrannen. Da trat der Diener ein und fragte, was

man davon denken sollte, daß sein Herr noch nicht wieder da sei.

Ich zuckte die Achseln und sagte:

»Wir wollen ihm entgegengehen. Rufen Sie die Förster!«

Wenige Minuten später erschien der Diener in einem unbeschreiblich komischen Aufzug mich abzuholen. Er hatte eine alte Kapuze über den Kopf gezogen, von der ihm ein Fuchsschwanz in den Nacken hing und schwang einen Spieß aus dem Bauernaufstand in der Hand. Der gelbe Spitz des Kutschers begleitete ihn. Hinter ihm drängten die beiden Jäger, ein Stallbursche, einige Weiber sich in die Tür. Sie flüsterten aufgeregt und ängstlich, alle eilten mit mir hinaus ins Freie.

Unser Suchen und Rufen aber blieb vergeblich. Der Mond war hinter einem Felsgrat verschwunden. Im Wald war es rabenfinster. Mit einigen Laternen einen Bergwald abzusuchen, war ein kindisches Unterfangen, und doch leuchteten die braven Leute hinter jeden Baum und jeden Felsblock, und je länger sie suchten, um so mehr wurden sie von banger Furcht geschüttelt. Bald täuschte ihnen hier, bald dort ein Schatten irgendeine Gestalt vor. Hundertmal glaubten sie ihren Herrn zu sehen, hundertmal hatten ein Stein, ein Baum, eine Wurzel sie genarrt. Die

Förster meinten, der Baron sei gewiß bis zu einer Alm oder Jagdhütte gestiegen, um dort bis zum Morgen zu bleiben, und wir kehrten ins Schloß zurück, gleichfalls das Tageslicht abzuwarten.

Am anderen Morgen wiederholten wir unsere Nachforschungen, sobald nur die Sonne gestattete, ohne Laterne zu gehen. Nach Stunden gab plötzlich in einem schmalen Paß zwischen moosbewachsenen Felsen der Spitz des Kutschers Laut. Wir rannten herbei, eine menschliche Gestalt lag ausgestreckt am Boden, es war Baron Kiensberg, starr und tot. Eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Sein Gewehr fand sich zwei Schritt neben ihm, der rechte Lauf war abgeschossen. Die Waffe schien ihm im Sturz aus der Hand gefallen zu sein. Die Augen des Toten stierten mit einem Blick voll Haß und Entsetzen in die Äste einer alten Fichte empor, die sie beschattete.

Förster und Diener umdrängten jammernd ihren Herrn. Man schickte eilig nach einem Arzt und rief das Gericht herbei. Der Arzt stellte fest, daß der Tod am vergangenen Abend eingetreten sein mußte, etwa zur Stunde, wo die beiden Schüsse gefallen waren. Der untersuchende Gerichtsbeamte glaubte mit Bestimmtheit sagen zu können, daß Baron Kiensberg in der Schlucht plötzlich vor dem unbekanntem Jäger gestanden haben mußte, und augenscheinlich zuerst

zur Waffe gegriffen hatte. Das Geschöß seines Gewehrs war auf etwa zehn Schritte gegen die Wand eines Felsens geschlagen und fand sich plattgedrückt im Moose. Dann erst mußte der andre den tödlichen Schuß abgegeben haben und zwar aus einem nicht gezogenen, alten Gewehr mit auffallend großem Kaliber. Der Arzt entfernte die Kugel unterhalb einer Rippe zwischen Rücken und Rock des Toten, sie war mitten durch ihn hindurchgegangen. Die Rechte des Barons war gewaltsam zusammengekrampft. Nur mit großer Mühe konnte man sie öffnen, und von den Fingern fest umschlossen, fand sich in ihr ein metallener großer Knopf. Augenscheinlich hatte der Mörder sich über sein Opfer gebeugt, dieses sich seiner erwehren wollen, ihn gepackt und ihm dabei den Knopf vom Rock gerissen. Sonst waren keinerlei Fußspuren im Moos zu finden. Dieser Knopf aber mußte einen äußerst wertvollen Anhalt zur Entdeckung des Verbrechers abgeben, und der Gerichtsbeamte nahm ihn an sich.

Der Tote wurde ins Schloß gefahren. Es war ein trauriger Zug. Der treue Diener mit der vertrackten Pelzmütze, dem Fuchsschwanz und der Pike aus den Kämpfen Hofers und Sperkbachers, schluchzte laut und nahm sich in seinem Aufputz doch recht lächerlich aus.

Im Schloß erbat ich mir den metallnen Knopf noch einmal und betrachtete ihn. Mir war, als hätte ich irgendwo so ein sonderbares altmodisches Ding gesehen. War nicht das habsburgische Wappen auf ihm zu erkennen?

Der Gerichtsbeamte schaute ihn durch seinen Klemmer an und sagte: »Das Ding muß uns bestimmt den Täter verraten. So etwas zu tragen, kann nicht verborgen bleiben. Es ist ganz alte Arbeit.«

Die Tür nach dem anstoßenden Speisesaal war von irgend jemand in der Aufregung aufgerissen und nicht wieder geschlossen worden. Mein Blick streifte die Bilder dort an der Wand und blieb auf dem Porträt jenes Jägers haften, dessen Leidenschaft sich in der Familie bis auf den nun so jäh aus dem Leben gerissenen Enkel vererbt hatte. Trug er am grünen Jagdrock nicht ähnliche Knöpfe? Wir hakten das Bild von der Wand und schleppten es ins helle Licht. Die Farben waren arg verstaubt, ich wusch sie mit einem Schwamm, und wir untersuchten das Bild genauer. Die Knöpfe seines pelzverbrämten Rockes stimmten genau überein mit dem, den wir in der zusammengekrampften Hand des Toten gefunden. Es war die gleiche Zeichnung des Wappens. Und seltsam, oben auf der Brust des Jägers fehlte im Bilde

einer der Knöpfe. Hatte ihn der Maler vergessen oder war die Farbe verwischt?

Da kam mir ein wahnsinniger Einfall. Der unheimliche Jäger trug ja eine Flinte im Arm. Ich holte die Kugel, die das Leben unsres Freundes geendet und paßte sie im Bilde auf die Laufmündung dieser Flinte. Sie hatte bis auf eine Linie denselben Durchmesser wie die Seele der gemalten Waffe.

Der Gerichtsbeamte sah mit halbem Lächeln zu und bemerkte schließlich: »Sehen Sie, da könnte man nun wirklich glauben, daß man in dem Gemalten den Mörder hätte, wenn man nicht die seltsamen Launen des Zufalls kennte.«

Da erzählte ich, was ich durch meinen Freund über das Bild gehört und wie es gegen seinen Willen von Ungarn nach Tirol geschickt worden sei,

»Ja, ja, das sind schon so die richtigen alten Sagen,« äußerte der Beamte. »Wer nicht weiß, daß es so etwas nicht gibt, der kann sich das einbilden.« —

Nach der Beisetzung meines Freundes verließ ich Schloß Trutzberg. Das Gericht gab ein Jahr später die Nachforschungen nach dem unbekanntem Jäger auf. Jenes nächtliche Zusammentreffen zwischen dem Baron und dem rätselhaften Schützen ist nie aufgeklärt worden.

Die Retterin.

Der Kampf wogte hin und her mit verbissener Wut. Die Franzosen klammerten sich an das Städtchen, selbst Weiber schossen mit Jagdflinten aus Dachluken, dann warfen sich mit einmal vom Marktplatz her noch die Engländer ins Getümmel. Die wenigen deutschen Kompagnien mußten endlich zurück. Der Fähnrich, der die Trümmer der einen führte, sah sich plötzlich mit nur zwei seiner Leute in einer qualmerfüllten Gasse von den Kameraden abgeschnitten. Hinter ihnen die brüllende Wut der Franzosen und Engländer jagten sie vorwärts. Die Gasse schien leer. Sie rannten um eine Ecke, die Gasse war versperrt. Eine graue Mauer, ein Haus stieg aus Rauchschwaden vor ihnen auf. Nur kein Zögern! Mit Kolbenstößen sprengten die drei die verschlossene Tür und stürzten herein. Es war Abend, die Zimmer des Hauses waren in Dämmerung gehüllt. Wo sich verbergen? Die Soldaten polterten die Treppe empor, der Fähnrich sprang am Ende des Flurs durch ein Fenster heraus.

Er sah sich allein in einem Hof, rechts und links umgaben ihn hohe Mauern, vor ihm ragte, den Hof abschließend, eine alte Kirche. Vielleicht war er in ihr sicher. Eine morsche Pforte in der Kirchenmauer gab einem Fußtritt nach, der Fähnrich drang durch sie ins Innere.

Jetzt erst atmete er auf, und preßte die Hand einen Augenblick gegen die keuchende Brust, dann ließ er sich erschöpft in eine Bank fallen und sah sich um. Das hohe Gewölbe durchwehte schauerliche Kühle. Blutgeruch stieg von den Steinfliesen wie Opferdampf. Die Kirche hatte während des Gefechts irgend einem französischen Arzt gedient, Verwundete darin unterzubringen. Aber der Arzt war wohl fortgelaufen, weggerufen worden, entflohen, gefallen, jedenfalls hatte er die Verwundeten allein zurückgelassen, nein, die Toten. Jene Leute, die da unter den Säulen vor den düsteren Seitenkapellen teils auf schmutzigen Mänteln, teils auf den nackten Steinplatten lagen, rührten sich nicht, waren tot.

Der Fähnrich trat vorsichtig zum Ersten, zum Zweiten, beugte sich herab, er hörte nur seine Schritte, die von den Gewölben widerhallten, von den andern keinen Ton. Kein Wort löste sich von ihren Lippen mehr, kein Atemzug mehr in der Weite des Kirchenschiffs. Aus brennenden Häusern draußen

flackerte Rotschein durch die rauchgedunkelten Fenster und zuckte wechselnd bald hier, bald dort über das goldne Schnitzwerk eines Altars, über ein Kruzifix, eine schwarze Chorbank.

Grauen schüttelte den Fähnrich. Er wischte sich über die Stirn, an der ihm das Blondhaar klebte, und tappte ratlos von Säule zu Säule. Die hohen Fenster zur Seite klirrten ab und zu beim dröhnenden Einschlag einer Granate. Viele der bunten Scheiben waren herausgefallen und ihre Splitter knirschten unter den Sohlen des Flüchtlings. Aus einer Kapelle strömte wärmere Luft, ein Geschöß hatte droben ein türgroßes Loch durch die Mauer geschlagen und den Boden, den Altar selbst mit Kalk und Steintrümmern besät.

Der allmählich schwächer gewordene Kampfärm drang durch das Loch in die Kirche, aber er störte keinen der dort Liegenden mehr.

Als einmal der Flammenschein heller in die Gewölbe hereinblitzte, sah der Fähnrich eine hohe Gestalt an einer Seitenkapelle funkeln, eine Ritterfigur schien's in eisernem Harnisch? Aber bald erkannte er's, es war ein Standbild der Johanna, jenes Heldenmädchens, das einst Frankreich von den Engländern befreite. Vor ihr lag ein Franzose, er hatte mit verkrampten Fingern ihren linken Fuß umfaßt,

und sein Kopf ruhte gegen den Steinsockel der Jungfrau etwas zurückgebogen, als habe er flehend zu ihr hinaufgeschaut. Aber das Auge, das zu Schwert und Schild der ritterlichen Jungfrau emporblickte, war erloschen. Der Mann war gleichfalls tot, Kopfbedeckung und Gewehr lagen neben ihm.

Mit einmal kam dem Fähnrich ein Plan. Er raffte das Käppi auf, raffte den Mantel eines der Toten vom Boden, zog ihn über seine Uniform und warf den eignen Helm weg, um im Dunkel der Nacht sich so durch die Feinde zu schleichen.

Er lief gegen den Ausgang, schon streckte er die Hand nach dem Türgriff, da hörte er durch Gewehrgeknatter von außen englische Soldaten gegen das Portal lärmern. Er sprang zurück, flüchtete hinter die Bronzefigur der Jungfrau und kauerte sich dort nieder, dicht gegen den Sockel gedrückt, über den ihr eherner Mantel herabwallte.

Das Portal flog auf, und ein Trupp Engländer erschien. Sie wetterten, daß die Franzosen ihnen im zerschossenen Nest alle Quartiere genommen, daß sie aber keine Lust hätten, bei dem Regen im Freien zu nächtigen und in der Kirche bleiben würden.

Da gewahrten sie die Toten, aber ohne viel Federlesen packten sie die Regungslosen an Armen

und Beinen und warfen sie draußen auf einen Haufen. Einige rissen ihnen die Mäntel herunter und rollten sie als Kopfkissen zusammen, dann streckten sie sich aus. Plötzlich gewahrte einer den armen rothosigen Teufel, der in Todesstarrheit in der Seitenkapelle den Schuh der ehernen Jungfrau umklammert hatte. Er nahm eine brennende Kerze und trat neugierig näher. Der Fähnrich gab sich verloren. Wenn sie ihn in ihrer Mitte in französischer Verkleidung entdeckten, schlugen sie ihn tot. Er verwünschte es, den französischen Rock übergezogen zu haben. Sie mußten ihn hier für einen Spion halten, mochte er sagen, was er wollte. Blitzartig kam ihm das bitter wehe Gefühl, nun wirst du wohl die Mutter, die Geschwister, du wirst die alte liebe Heimat nicht mehr wieder sehen.

Sein Leben? — Ach, es starben so viele — — aber die Mutter daheim. Und wie uns huschender Blitzschein eine Landschaft zeigt, so zuckte ihm die Erinnerung an Kinderspiele, an Schule, Elternhaus, an Freunde und Lehrer, an hundert Dinge wie ein Wunderreigen unvergeßlicher Stunden durchs Gehirn.

All das war nun aus, war zu Ende.

Und unwillkürlich preßte er sich, preßte er das verräterisch klopfende Herz an den kalten Erzmantel

der Jungfrau und sandte ein Stoßgebet zu ihr. Zugleich umkrampfte seine Knabenfaust den Griff des Seitengewehres. Wenn ihn der Feind entdeckte, dann würde er sich mit dem nackten Stahl auf ihn stürzen. Lebendig bekämen sie ihn nicht.

Und der baumlange Kerl in schottischer Tracht blieb drei Schritt nur vor dem Fähnrich stehen und starrte auf das eiserne Standbild der Jungfrau und den toten Franzosen zu ihren Füßen. Die Flammen der brennenden Häuser draußen loderten und pafften empor, so daß unter den Gewölben die Figuren des Christ, die Steinmadonna am Pfeiler, die Jungfrau im Harnisch bewegt, lebendig erschienen. Wurde dem abergläubischen Schotten die Gestalt in der Rüstung unheimlich? Spürte er einen Hauch jenes Wunders, der einst dem Hirtenmädchen Kraft verlieh, seine Heimat zu befreien? Sah er in dem zuckenden Feuerschein, der über ihre hochgereckten Glieder lief, einen Widerschein der Flammen, die einst ihren Leib verzehrt? Wurde sie ihm im Dämmer und Dunst der blutbefleckten Kirche zu einem dämonischen Wesen? Ahnte er, daß der Tod aus einer scharfen Klinge nach ihm schielte? Genug, er blieb stehen, und plötzlich klang von der Erzgestalt her etwas Unerwartetes, etwas Furchtbares, das deutliche laute Klopfen eines Herzens. Lebte die Gestalt? Es war ihr

Herz, das Herz der Heiligen, es klopfte in Zorn und Empörung, weil sie, die unversöhnlichen Feinde der einst Gemordeten die Toten aus ihrem Schutz gerissen und in den Schmutz der Gasse herausgeworfen hatten. Da schlug der Schotte entsetzt das Kreuz, wich zurück, Schritt für Schritt, machte plötzlich rasch kehrt und lief zu seinen Kameraden hinweg.

Als die Engländer eine Stunde später im Schlaf lagen, streifte der Fähnrich leise den französischen Rock aus, und ließ ihn und das Käppi zu Füßen der Jungfrau gleiten. Dann drückte er seine Lippen der Retterin an den ehernen Mantelsaum und huschte hinaus. Niemand bemerkte seine Flucht.

Kirchhofstraum.

Der Komponist erzählte:

»Wie meine Oper ›Gilda‹ entstand? Wenn ihr wüßtet, daß eigentlich die Hand einer Begrabenen sie vollendete!

Das scheint euch Unsinn? O nein. Meine Geschichte, die Entstehungsgeschichte jener Oper ist nichts Unbegreifliches, nichts Erdachtes, sondern etwas, das ein Erlebnis gebar, oder vielmehr ein Erträumnis im Leben.

Ich wohnte damals in München, und war selbstverständlich viel im Theater, so auch eines Tages im Rigoletto. Und da sah ich eine neuengagierte junge Sängerin, die des Narren Tochter gab. Durch Zufall, oder nein, das war bestimmt nicht Zufall, kam ich erst zum dritten Aufzug, und ich sah sie also zuerst, wie sie im weißen Hemd mit aufgelöstem Haar hereinstürzt und dem Vater das furchtbare Bekenntnis ihrer Entführung macht. Und dann lernte ich sie einige Tage danach auf einer Künstlerredoute kennen. Nun, kurz und gut, wir gewannen uns lieb. Ich nannte sie Gilda, ich ließ ihr

den Namen, mit dem man sie auf der Bühne als die Tochter des unglücklichen Narren gerufen.

Was kümmerte es mich, daß man mir zuraunte: Deine Freundin, nun, man munkelt, sie kann nicht treu bleiben, sie ist unbeständig, leichtsinnig. Sie belügt dich am Ende.

Oh, ich bekam manches boshafte Wort zuhören.

Aber was kümmerte mich das Geschwätz? War es denn überhaupt wahr, was jene sagten? Tischten mir da nicht Neid und Mißgunst feige Lügen auf? Verleumdete man nicht? Sie, o nein, sie belog mich nicht! Sie nicht! Ich glaubte das felsenfest und wagte doch Gilda nicht zu fragen, verriet ihr von all dem häßlichen Klatsch nichts aus Angst, sie möchte mir doch irgend etwas sagen, irgendein Wort, das mein Glück in Scherben schlagen könnte. Ich wollte an ihr keine menschliche Schwachheit erkennen. Ich wandelte mir die süße Kleine zu einem Engel. Und sie liebte mich mit aller Glut, mich, den armen Schlucker, der damals noch nichts verdiente, den niemand nannte und der glücklich war, Stunden geben zu können und ein paar Lieder zu verkaufen.

Jedesmal ging ich ins Theater, wenn sie sang, obgleich mich immer das Feuer der Eifersucht brannte, sobald ich sie einmal im Arm eines der Mitspieler sah.

Warum ich gerade sie liebte? Liebte ich sie um ihrer Stimme willen, um ihres Äußeren willen? Ich kann Ihnen das nicht sagen, solche Fragen kann man nie beantworten. Liebe ist eben blind, sonst wäre sie am Ende gar nicht lebensfähig.

Tag und Nacht dachte ich nur an sie. Ging ich aus, so lief ich in der Zerstreuung in falsche Straßen, beantwortete alle Fragen meiner Freunde schief und dumm, immer nur in Gedanken an ihre Stimme, ihre Augen, ihre roten Lippen und ihr blondes, langes Haar. Tausendmal am Tage sprach ich mir ihren Namen vor, Gilda, vergegenwärtigte ich mir ihre Gestalt, den Klang ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen. Ich zitterte, wenn ich irgendwo auf meinem Wege vor mir ein Mädchen gehen sah, das ihr von weitem glich, immer glaubte ich bestimmt, sie sei es. Ich lief täglich gewiß hundertmal auf die Straße hinab in dem törichten Wahne, ich müsse sie treffen, sie irgendwo stehen sehen.

Neben ihr war mir alles in der Welt, selbst meine Kunst, gleichgültig, ich hatte nur einen Gedanken, eine Sehnsucht: Gilda.

Wir sprachen nie von der Zukunft. Zuweilen dachte ich wohl daran, sie zu heiraten, aber mit dem Rest von nüchterner Überlegung, der mir noch geblieben war, sagte ich mir: das ist ja Unsinn, wie

wollt ihr denn leben? Ich hatte einen Liederzyklus beendet und begann damals jene Oper, die ich nach der Geliebten nannte. Ich dichtete selbst den Text. Wie oft saß sie bei mir, wenn ich arbeitete, wie zärtlich schmiegte sie ihren Blondkopf an meine Schulter, summte leise die Melodien mit, gab mir Ratschläge. Und die Arbeit ging rasch, ging gut. Ich schrieb ja die Oper gleichsam um ihre Gestalt herum, jedes Wort schrieb ich, immer auf die Schwingungen ihrer Seele lauschend, jeder Ton der Musik, des Gesanges drang mir aus der Tiefe ihres Herzens. Ihre Küsse teilten mir eine heilige Glut mit, und wenn sie mir die Hand auf die Schulter legte, war's wie der Gruß eines Engels.

Gott, das Schicksal tritt über uns hin, wie der Fuß eines Menschen über die winzige Ameise schreitet. Wir glauben, goldene Seligkeiten gewonnen zu haben, und haschen nach den Strahlen der Abendsonne, die in nächtliche Kühle jäh zerfließen. Dem lichten Sommertag meiner Liebe bereitete eine Nacht jähes Ende. Gilda erkrankte eines Tages und — starb. In meinen Armen starb sie. Ich hatte die letzten Nächte an ihrem Lager gewacht.

Die Kollegen und Kolleginnen kamen, man trug sie unter Blumen und Kränzen zu Grabe. Ich war

nicht dabei, konnte nicht dabei sein, sonst wäre ich wahnsinnig geworden.

Als habe ein Flammenblitz meine Welt vor mir zerschlagen, zu Scherben gebrochen, so stand ich im Schmerze erstarrt vor den Trümmern unseres Glückes. Alles in mir war tot, ohne Klang, ohne Leben. Es wäre das beste gewesen, mich nun mit doppeltem Eifer auf meine Arbeit zu werfen, aber ich war zu mutlos, zu energielos geworden, mir war alles gleichgültig.

So blieb mein Klavier zu, meine Oper unvollendet, ich war nicht imstande, sie fertigzustellen. Der Gedanke an die Tote, die mir jede Stunde der Arbeit an diesem Werke zu einer Wonne gemacht hatte, überwucherte, tötete alle meine Gedanken.

Umsonst suchte ich in kleineren Arbeiten Befriedigung und Zerstreuung. Die Sehnsucht nach dem, was vergangen war, konnte ich nicht bändigen. So sehr sie an mir zehrte, ich konnte kein Vergessen finden.

Ich trieb mich ziellos am Tage auf den Straßen herum, brachte die Nächte in Schänken zu, unter erbärmlichen Gesellen. Ich faßte das Laster an, ohne mich zu eckeln, und manchmal hatte ich den Wunsch, dies sinnlose Dasein so rasch als möglich irgendwo, meinetwegen in der Gosse zu beenden. Ich fürchtete

mich vor irgend einem Klang, vor einer Harmonie. Das widerwärtigste Rasseln eines Wagens war mir am liebsten, Musik trieb mir Tränen in die Augen, wurde mir zur Pein. Gut, daß ich nicht schrieb! Was kann man denn rechtes schaffen, wenn man nicht mit seinem innersten Marke dabei ist. Und mein Inneres war nur eine brennende Wunde. Wie elend war ich, weil die Glut meines Herzens nicht erlöschen wollte, und ich nichts wußte, sie zu ersticken. Eines Tages riß ich eine Reihe Lieder vom Pulte, jene Lieder, die mir Gilda so oft vorgesungen, zerknitterte sie, warf sie ins Feuer. Ich ruhte nicht eher, als bis jedes Stückchen, jede Note verglommen, zu Asche zerstoßen war. So verrückt war ich. Ich dachte damit die Töne, die mich an sie erinnerten, auf ewig zu verjagen. Ihr ahnt nicht, welche Last von Erinnerungen, vor allem, welcher Schmerz an den Tönen haften kann, an einem Liede, das ein für ewig verstummter Mund dir einst gesungen hat.

An jenem Abend kam es mir zum Bewußtsein, daß ich zurückgeblieben war als ein Mensch ohne inneren eigenen Klang, als ein Schatten, dem der Körper fehlte.

Tiefe Verzagtheit schlug ihre Rabenflügel über mich. Sie wuchs aus der schwarzen, schwelenden Aschensaat der Noten hervor, und drückte mich mit

schwerer Hand nieder. Ich konnte mich nicht aufraffen, nicht aufstehen, ich saß lange in meinem Stuhl, lange und starrte weinend zu Boden.

›Du bist eine gesprungene Glocke,‹ sagte ich mir, ›und du wirst nie wieder klingen, nie!‹ Und ich lachte bitter über meine Schwachheit, und fluchte den Starken, die auch aus Leid nur neue Kraft ziehen.

Wie ich an jenem Abend so saß, einsam, verlassen von meiner eigenen Kraft, kam eine unendliche Sehnsucht über mich, eine Sehnsucht nach Liebe, nach Zärtlichkeit, nach Trost. Ich sprach leise den Namen der toten Geliebten aus, immer wieder, Gilda, Gilda, als könne sie plötzlich wie ehemals zu mir treten, sich mir auf den Schoß setzen, lachen, tändeln, singen.

Oh, Gott, hätte ich doch noch einmal ihre Stimme hören können aus lebendem Munde!

Ich hielt es nicht länger in den vier Wänden aus, ich mußte heraus ins Freie.

Unwillkürlich lenkte ich wie so oft meine Schritte dem Kirchhofe zu. Er lag weit draußen, auf einem Hügel über der Stadt. Die Türe stand auf, ich kaufte am Eingange einer armen Blumenhändlerin einige Rosen ab und gab ihr ein Goldstück dafür, es war mein letztes, aber mir war ja nun alles ganz

gleichgültig, das Leben, das Geld, der gestammelte Dank der erstaunten Frau, alles, alles!

Ein langer gerader Gang, rechts und links Tote neben Toten. Große und kleine Steine, mit halberloschenen Namen, große und kleine Kreuze, in Reih und Glied, ohne Zahl, und darunter das, was von allen den Menschen übrig geblieben war, vergessene modernde Knochen.« — — —

Welche Ruhe ringsum, man hörte nicht das Gelärm der Großstadt, nicht ihr lautes Ächzen und Arbeiten. Ganz leise zog die Dämmerung in dies Reich der Trauer ein, eine milde Fee, die unter ihren durchsichtigen, zauberhaften Schleiern alles weich zum Schlafen bettet.

Wie stille, weiße Schwäne flogen die flockigen, dicht gefiederten Wolken über mich hin, als pilgerten sie den fernen Ländern ihrer Sehnsucht zu. — — —

Oh, diese Ruhe zur Abendzeit auf einem Kirchhof, wenn auf den Hügeln die Blumen blühen, und sich der müde Wind auf den Lebensbäumen wiegt! Ich hatte seit Gildas Tod nie diesen Kirchhof betreten können, ohne den Wunsch zu hegen, mich wie in ein schmales Bette, ihrem Kreuze gegenüber zwischen zwei andere Gräber hinein in den weichen Epheu lagern zu dürfen, mit meinen Händen ganz sachte zur Seite über die kühlen Steine zu streichen, und mit

halbgeschlossenen Augen träumend in den Himmel zu blicken. Es ist so schön, so friedenvoll unter allen den stummen, schlafenden Menschen! Dort hätte auch ich hinüberschlummern mögen in das Nirwana.

Haß und Unrecht, Sorge, Not können ja nicht über diese ernsten, starren Mauern dringen, nicht mehr den abgehetzten Menschen verfolgen, sie müssen alle draußen, auf den Straßen und in den Häusern der Lebenden bleiben. Aber die Toten sind glücklich! —

— —

Am Ende des langen Ganges lag das Grab Gildas. Ein weißer Stein nur mit ihrem Namen, darunter: »Wir liebten uns.« Sonst nichts.

Ich setzte mich still auf das Grab daneben und blickte unverwandt auf die bleiche Platte, den Kopf in die Hände gestützt. Ja, ja, wie glücklich war sie, die dort ruhte, meine liebe, kleine Gilda. Wie waren alle die Toten zu beneiden, die nichts sahen, nichts fühlten, deren Herzen Ruhe gefunden, indessen die Überlebenden alle Unrast und Bitternis des Daseins weiter schleppen müssen, bergauf, bergab.

Hätte ich einen Revolver gehabt, wer weiß, was ich getan hätte. Niemals war ich dem Wunsche weiter zu leben ferner, als damals. Ich hatte gar nicht die Absicht, den Kirchhof wieder zu verlassen. Ich erwartete irgend etwas Außergewöhnliches, vielleicht

auch, daß ein Herzschlag mein Leben hier, neben dem Grabe Gildas beenden möchte.

Die Nacht hatte sich unterdessen auf alle die Gräber und Kreuze niedergesetzt, leise, ohne daß ich ihr Kommen bemerkt hätte. Meine Gedanken waren mutlos ganz in mich hineingekrochen, sie schliefen fast. Ich fühlte mich unbeschreiblich müde. Da schloß ich die Augen. — — —

Mit einmal war es mir, als ob alle die Gestorbenen wieder aufstünden. Ich blickte um mich, es wuchsen Gestalten empor in langen, schleppenden Totenhemden.

Sie schlüpfen über die Gräber hin, liefen die Gänge zwischen den düsteren, steifen Lebensbäumen auf und nieder, drängten sich schweigend, flossen durcheinander, schwebten lautlos alle immer wieder nach den geschlossenen Pforten des Gartens.

Entsetzt starrte ich auf alle diese tausend luftigen blutleeren Gestalten. Und mit einmal bewegte sich sachte, ruckweise der weiße Marmor vor mir, hob sich empor und glitt geräuschlos zur Erde. Auch Gilda entstieg langsam der schwarzen Tiefe. Auch sie! Ich wollte aufschreien in jähem Erschrecken, wollte sie anrufen, aber meine Stimme versagte.

Ein Tor stand in der Mauer, nicht weit entfernt, ich stürzte darauf zu und riß es auf.

Da flatterten geschwind alle die durchsichtigen Gestalten hinter mir her, und hasteten gleichfalls durch die Tür, aus der ich zitternd hinausgesprungen war. Sie schwebten der Stadt zu, und tauchten in den nächtlichen, menschenleeren Straßen unter.

Und Gilda war unter ihnen genau, wie ich sie zum erstenmal gesehen, im weißen, langen Hemd, über die Schultern floß ihr das Blondhaar, sie suchte mich, streckte die Arme nach mir, die gefalteten Hände. Ich fürchtete mich merkwürdigerweise nicht mehr, als ich in ihre Augen sah. »Was sucht ihr alle? Was willst du?« fragte ich.

Sie senkte das Haupt, sie sprach und lächelte traurig dabei:

»Wir haben alle etwas versäumt, das uns nicht Ruhe läßt. Nun kehren wir als Schatten nachts zurück, damit wir es vollenden.«

»Und du?« fragte ich, »du? Was hast du versäumt?«

Sie antwortete:

»Du hast mir viel zu vergeben, und ich habe nie gewagt, dich darum zu bitten. Ich hätte dir so wehe getan. Darum schwieg ich. Dies Schweigen steht wie eine Wand zwischen uns. Verzeihe der Toten, dann darf ich wieder um dich sein.«

Da kniete ich nieder und erwiderte: »Wie darf ich dir verzeihen, der ich doch selbst so tief in Schuld und Lügen gehe.«

Und die Sündige legte die weißen Hände wieder wie einst auf meine Schultern und sah mich an und sprach:

»Nun wird es mir leicht unter dem Stein, da du die Schuld von mir nimmst.«

Und sie war verschwunden. Und mit ihr all das übrige. Da wachte ich jäh aus schwerem Schläfe auf. Die Morgenluft strich hell über den Kirchhof, kalter Tau perlte auf den Gräsern, und mich fror.

Erschrocken sprang ich empor. War das ein Traum gewesen? Alles stand so klar und deutlich vor mir. Ich rieb mir die Augen und blickte um mich, ich atmete tief die reine Luft.

Die Blumen dufteten, aus Wolken schoß ein erster goldener Strahl über den Himmel, wie ein feuriger Pfeil traf er die Kreuze. Der Tau glänzte.

Ich eilte nach Hause. Und da geschah das Wunder. Mir war, als hörte ich wieder alle die süßen Lieder der Geliebten, ich konnte sie hören, sie weckten in meinem Herzen Klang und Widerhall.

Ich nahm das Manuskript der Oper zur Hand, schrieb, schrieb. Töne drängten zu mir, Akkorde jubelten.

In Klarheit stand Gilda vor mir, neben mir. Nicht das Geschöpf freilich, das ich zu einer Märchenkönigin umgedichtet, nicht der unirdische Engel, sondern die blonde Sünderin, die der Tod gereinigt und entsühnt, die alle Lügen abgetan, und die sich mir gleichsam noch einmal geschenkt.

Dieser Gilda gab ich Leben, neues Leben in meinem Werke. Ich wollte ihr zeigen, daß ich vergeben und vergessen hätte, auch wenn sie sich zehnmal schuldig gemacht. Die Seele der Toten klingt mir nun wieder und wird bleiben, solange mein Werk dauert.

Die Beichte.

Die hübsche Frau Poldi saß in ihrem Hotelzimmer in München, hielt ein zerknittertes Zeitungsblatt auf dem Schoß, schaute zerstreut durchs Fenster auf das Treiben des Lenbachplatzes und weinte. Ihre Tränen tröpfelten herab auf die Zeitung, und ihre blauen Augen waren rot umrändert. Von Zeit zu Zeit hob sich ihr Busen unter einem krampfhaften Seufzer.

Da klopfte es an die Tür, und ehe die junge Frau Zeit fand, mit dem Spitzentaschentuch sich Augen und Wangen zu trocknen, trat lächelnd, mit neugieriger Eile ihre Freundin herein. »Gott sei Dank, Emma, daß du kommst!« rief Frau Poldi, lief der Freundin entgegen, umarmte sie, drückte sie an sich, küßte sie zärtlich und führte sie gegen die Ruhebank in der Ecke. Die beiden jungen Frauen setzten sich hin. Sie waren einander sehr ungleich, Poldi klein, blond, ihre Freundin groß, stark und dunkel.

»Ja, mein Gott, was ist dir denn, Poldi?« begann die Freundin. »Ich bin so erschrocken, was ist denn passiert? Bist du krank?«

Die junge Frau Poldi faßte die Hände ihrer Freundin, hielt sie auf ihrem Knie und jammerte: »Ach, etwas Schreckliches ist passiert! Nur du kannst mich retten, ich muß sonst in die Isar. Ich bin, ach ich bin ja so außer mir!« Und sie schluchzte von neuem.

»Ja, um Gottes willen, so red doch!« drängte die Freundin und streichelte mitleidig die glühende Wange der anderen. »Was in aller Welt kann es denn sein? Gesteh, du hast bei deinem Temperament eine große Dummheit gemacht.«

»Schwöre mir vorher, daß es kein Mensch erfährt!«

»Erzähl nur schnell, Poldi, ich gelobe, zu schweigen wie das Grab.«

Die Weinende sah traurig zur Freundin auf.

»Und du wirst mich dann nicht verachten? Mich nicht auslachen?«

»Verachten? Wo denkst du hin?« suchte Frau Emma die Trostlose zu beruhigen. »Und auslachen? Na, das wollen wir erst mal sehen.«

»Also, wenn du mir deine Hand gibst, daß niemand je von der schrecklichen Sache ein Sterbenswort erfährt — — —.« Die junge Frau Poldi beugte den blonden Kopf tief herab auf die gefalteten Hände und beichtete:

»Es war im vorigen Sommer. Ich war noch an Land auf unserem Gut. Ach, du weißt ja nicht, wie einsam man es als Witwe auf so einem Landgut hat! Kein Verkehr weit und breit. Entweder es sitzen da herum reiche Familien, die haben ihren Kreis für sich und sind sich selber genug, oder aber es sind Leute da auf den Höfen, mit denen man nicht verkehren mag, Bauern. Und bei mir auf dem Dorf, der Pfarrer, das ist ein zuwiderer Kerl, schmutzig und dick und unrasiert, du kennst ihn ja, wie grob er ist. Und die anderen Leute, mein Gott, wenn man mit ihnen nicht von Ochsen und Schweinen redet, schauen sie einem als fade Stadtleute schon gar nicht an. Der neue Inspektor, — meine Schwiegermutter hat ihn mir ausgesucht, — der ist ein alter verheirateter Mann, ein Brummbär, auch nicht im mindesten unterhaltend.

Ja, wenn man auf dem Land nur so vierzehn Tage sitzen braucht, dann möcht's gehen. Aber wer wie ich, aus einer heiteren Stadt kommt, und dann Wochen für Wochen, Monate für Monate, fast immerzu draußen leben muß, das ist furchtbar langweilig. Wenn meine Schwiegermutter mir nicht immerzu unter die Nase reiben würde, daß es meine Pflicht und Schuldigkeit sei, dort wohnen zu bleiben, wo mein armer Mann gewirtschaftet hat, ich hätte das

Gut ja längst verkauft. Aber so, das würde ja eine Feindschaft mit der Familie auf den Tod geben, und du weißt ja, wie ich alle Auftritte, allen Streit hasse, jeden Skandal fürchte. Ich muß schon ausharren, bis ich alt geworden bin und mein kleiner Bub herangewachsen ist, daß er das Gut übernehmen kann.

Im vergangenen Sommer aber war's besonders schrecklich dort. Immer Regen und Regen und Kälte, das Gebirge immer in Wolken, keine Sonne zu sehen, kurz, ein Wetter, eine Zeit, daß ich mich in meiner Einsamkeit hätte aufhängen mögen. Ich bat meinen Vetter Arthur, er möchte doch etwas zu mir herauskommen mit seiner Frau und den Kindern. Aber die Frau schrieb mir ab, die Kinder hätten sich voriges Jahr bei mir an unreifem Obst so den Magen verdorben, daß der Arzt zur Vorsicht geraten habe, und auf dem Lande sei man nun einmal nicht vorsichtig. Dann schrieb ich an den Franz nach Würzburg. Der aber hatte wieder ein militärisches Kommando bekommen und darum keine Zeit. Du brauchtest deine Kur, kurz, ich saß immer allein. Und dazu immer diese Kriegsberichte, Teuerungsberichte! Ich dachte manchmal: wenn wir doch noch im Mittelalter lebten, daß irgendein reisender Ritter oder Kaufmann hier absteigen möchte. Ich wäre ihm ohne

weiteres um den Hals gefallen. Kannst du das verstehen, Emma?«

Die Freundin lächelte vor sich hin, legte den Arm um Poldis runde Schultern und nickte. Den Blondkopf an die Schulter der andern gelehnt, fuhr die kleine Frau fort:

»Da bekam ich eines Tages in mein Verloren- und Vergessensein einen Brief. Ich kannte die Handschrift nicht. Der Brief war mit einem Wappen gesiegelt und kam aus Lindau. Ich mache ihn auf, da schreibt mir ein Baron Soundso, er sei Liebhaber von Antiquitäten, er habe von meinem idyllischen Landsitz gehört und daß in unserem Hause noch eine alte Holzdecke und schöne Möbel aufbewahrt würden. Zum Schluß bat er um die freundliche Erlaubnis, wenn er nach München heimkehre, einen Abstecher zu mir machen zu dürfen, falls mich das in keiner Weise inkommodiere.

Hätte ich ihm doch nicht geantwortet! Mir ist heute, als habe mich damals eine innere Stimme davor gewarnt. Aber mein Gott, ich wußte nicht, wie ich nur diese ewig gleichen Tage überstehen sollte, und da schrieb ich ihm, ich hätte zwar keine besonderen Kostbarkeiten, aber wenn der Herr Baron mein bescheidenes Haus sich ansehen wolle, werde er wie herzlich willkommen sein. Als der Brief in den

Kasten fiel, dachte ich gleich: du hast ihm am Ende zu entgegentkommend geschrieben.«

»Und der Baron kam natürlich,« warf die Freundin ein.

»Ja er kam, am nächsten Tage schon,« gestand leise die hübsche Frau Poldi.

»Ich hatte Herzklopfen, ich war etwas verlegen, als er ins Haus trat. Aber er war wirklich ein reizender Mensch, gar nicht steif und so weltgewandt. Er kannte aber auch alles, erzählte von Polen und Berlin und Paris und Italien. Ich forschte ihn aus, woher er denn wisse, daß wir unten im Flur die alte geschnitzte Decke hätten. Er meinte, das habe er zufällig von einem Antiquar gehört, mit dem er viel zu tun habe, da er selbst Altertümer für sein Schloß in der Schweiz sammle. Nebenbei erkundigte er sich, ob ich ihm nicht etwa die Holzdecke aus unserm Flur abtreten möchte, sie passe ihm so schön in die Bibliothek. Ich hätte sie ihm ja verkauft, denn die Würmer sind seit langem darin, und du weißt, wie verräuchert und dreckig sie ist. Aber meine Schwiegermutter hätte mich gesteinigt.

Der Baron wußte so interessante Erlebnisse zu erzählen, Geschichten von Liebe, von Prinzessinnen und Gräfinnen der großen Welt, und wie man in früheren Zeiten viel raffinierter verstanden habe, das

Leben zu genießen. So recht aus dem Vollen hätten sie geschöpft. Und mal sagte er, wie glücklich der wäre, dem eine schöne, reizende Frau das Haus zu einem Paradies mache. Geschickt flocht er dabei in seine Reden ein, daß er nur die kleinen, zierlichen blonden Damen schön finden könne. Brünnete möge er nicht, aber gerade meine Haarfarbe. Mein Blond erinnere ihn an ein Bild Tizians, er habe noch nie solchen seidigen Glanz auf einem Frauenhaar gesehen.

Ich habe gewiß, glaub mir, mehrmals solche Schmeicheleien abgewehrt, ich drohte sogar, aus dem Zimmer zu gehen. Aber dann bat er immer so nett um Vergebung und meinte, eine kluge Frau werde doch nicht jedes Wort auf die Goldwage legen. Er sei eine Dichternatur und kein kühler, temperamentloser Rechner. Da konnte ich ihm nicht böse sein.

Manchmal sah er mich mit Blicken an, vom Kopf bis zu den Füßen, daß mir ganz heiß wurde. Er hatte prachtvolle dunkle Augen, der echte Pole. Seine Eltern hätten sich, so erzählte er, der russischen Bedrückung zu entgehen nach der Schweiz geflüchtet. Wirklich, ich habe selten einen so schönen Mann gesehen wie ihn. Und wie reizend war er mit Fritzchen! Er gab ihm Schokolade, er spielte mit ihm, spaßte, daß mir fast die Tränen in die Augen traten.

Ich war so froh, einen solchen Gast zu haben. Er blieb zwei Tage, drei Tage, eine Woche. Es war gewiß unvorsichtig von mir, den Besuch so lange zu dulden. Aber ich hatte mir heimlich vorgenommen, die Freuden dieser überraschenden Bekanntschaft möglichst gründlich zu genießen.

Das Wetter war mit seiner Ankunft besser geworden, als hätte er den Sonnenschein mitgebracht. Es gab prachtvolle Abende, so mild und warm. Er meinte, unser Garten sei so schön, wie kein anderer, wir saßen sehr viel draußen. Was hat er mir da alles gesagt! Tolle Sachen! Ich hätte es ihm energisch verbieten sollen. Aber ist es denn so ne Sünde anzuhören, daß man schön gefunden wird? Er versicherte mir z. B., daß ein Maler, ein Bildhauer, die ein Modell wie mich bekämen, Gott auf den Knien danken müßten, denn ich hätte den Körper einer Göttin. Er war entzückt von meinen Händen und Füßen. Soll man da nicht eitel werden? Soll einem das nicht Freude machen? Die Stunden, wenn wir zusammen plauderten, vergingen uns im Nu.

Einmal, es war furchtbar schwül, hatten wir uns nach dem Abendessen in meine chinesische Rosenlaube hinten im Garten zurückgezogen. Die Blumen dufteten fast betäubend. Ich hatte einen leichten, ausgeschnittenen Schlafrock an, ich wollte

mich ihm auch einmal mit freiem Hals zeigen. Du weißt ja, daß ich nun mal stolz auf meinen Hals bin.

Wir schwatzten von allem Möglichen. Ich lehnte so recht bequem in einem Stuhl zurück, er aber wurde mit einmal so zerstreut und erregt, wie ich ihn noch nicht gesehen. Es machte mich fast etwas verlegen, so starrte er mir auf den Ausschnitt. Der war ja vielleicht ein bißchen tief. Doch es bereitete mir im Grunde Spaß. Aber wie ich einmal zufällig an mir heruntersah, merkte ich zu meinem Schrecken, daß an meinem Kleide ein Haken losgegangen war, und er von meinem Busen viel mehr sehen konnte, als ich zeigen wollte. Ich schämte mich gräßlich, sprang aus meinem Stuhl, hielt rasch das Kleid zu und suchte nach einer Nadel, es festzustecken. Natürlich hatte ich grade den Abend keine bei mir. Da wollte ich in mein Ankleidezimmer laufen, er aber, denke dir, er fiel vor mir auf die Knie und rief:

»Sie wollen mich doch nicht verlassen? Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber ich kann nicht mehr, ich muß es Ihnen gestehen, daß ich Sie liebe, liebe, über alles liebe!«

Und er umklammerte meine Knie, daß ich gar nicht weglaufen konnte, und küßte sie und preßte sie an sich und sah mich so voller Entzücken an, —

Ich wollte erst schreien, ich bat ihn, doch vorsichtig zu sein, an meine Leute zu denken, aber dann, — es war ja so süß zu hören, daß man geliebt wird, daß man angebetet wird und im Wind, in der ganzen Luft, im Geruch der Blumen, überall, alles schien an dem Abend wie von Verliebtheit und Verlangen gesättigt.«

Der kleinen Frau kamen wieder die Tränen. Sie schwieg und führte ihr Taschentuch an die Augen.

»Na, und?« forschte die Freundin.

»Da konnte ich mich nicht länger wehren, da habe ich mich von ihm küssen lassen,« stieß Frau Poldi schluchzend hervor. »Mich hatte ja seit drei Jahren kein Mann mehr geküßt. Niemand hatte mich geliebt, niemand mir ein paar Schmeicheleien gesagt. Und er schien ein so netter Kerl!

Und so ist es gekommen. Es konnte nicht anders sein.

Wo hätte ich in jenem Augenblick die Kraft hernehmen sollen, nein zu sagen, ihn zurückzustößen?

Ich wußte ja nichts anderes von ihm, als daß er der Baron Stallinsky sei, und daß er ein reizender, schöner Mann war, und er schwor doch, mich über alles zu lieben, nur mich ganz allein.

Ach, Emma, ich war auch in ihn verliebt. Ganz und gar hatte ich mich von seiner Art umgarnen lassen, hatte mich einfangen, mich beschwatzen, mich von ihm verführen lassen, ich merkte es gar nicht. Es kam so Schritt für Schritt.

Er war Amateurphotograph und denk, er photographierte mich eines Tages, so wie ich vor ihm in der Laube gesessen, mit offenem Kleid. Und er löste mir auch noch das Haar dazu auf. Ich wollte es nicht, aber er bestürmte mich, ich hätte so prachtvolles Haar, einen so schönen Nacken, einen so schönen Hals. Und er flehte nur um ein einziges Bild, ein allereinigstes zur Erinnerung an den herrlichen Abend in der chinesischen Laube.

Gott, ich gab es endlich zu, aus Eitelkeit, aus dummer Eitelkeit und — ich war ja ganz willenlos, ich konnte ihm nichts abschlagen. Er hätte mich um sonst was bitten können. Nur die geschnitzte Decke, er kam nochmal darauf zurück, die gab ich nicht aus Angst vor meiner Schwiegermutter. Sonst wer weiß? Aber zwei alte Zinnteller und ein altes Werk mit Kupferstichen gefielen ihm, ich schenkte sie ihm. Und er hat mich tausendmal dafür geküßt.

Eines Morgens, seit dem Abend in der Laube waren vielleicht acht Tage vergangen, sagte er, er müsse nun endlich nach München heimkehren, es

ginge nicht anders. Ich gestehe offen, ich war sehr bestürzt und niedergeschlagen bei der Nachricht. Aber ich sah ein, daß er der Leute wegen doch nicht ewig bei mir sitzen konnte. Sie fingen so schon an, zu klatschen.

Wie der Baron meine Trauer merkte, streichelte er mich und küßte mich und suchte mich auf alle Art zu trösten. Und zum Schluß bat er, ich möchte ihm doch den alten Sekretär mit der eingelegten Rosengirlande verkaufen, der in meinem Boudoir stand. Ich sollte ihm täglich schreiben, er würde meine Briefe und das Bild von mir in das Geheimfach des Sekretärs schließen, und da dieser ganz erfüllt von meinem Parfüm sei, so werde er ihn immer an mich erinnern.

Ich schwankte eine Weile, denn der Sekretär war ein sehr schönes Stück und stammte vom Vater meiner Schwiegermutter, und sie macht noch immer ab und zu Rechte darauf geltend, obgleich sie ihn nie benutzt. Sie tut es nur, um mich zu ärgern. Aber da umarmte er mich wieder und drückte mich an sich und küßte mich so lange mit tausend Liebesbeteuerungen, bis ich ihm das Ding ließ. Ich wollte es ihm auch schenken, er aber spielte den Noblen und wollte nur von einem Kauf wissen.

Einige Stunden später fuhr er ab, nachdem er den Sekretär eigenhändig verpackt hatte und versprach,

das schöne Möbel in seinen Salon zu stellen und mir aus München sofort das Geld durch die Bank senden zu lassen. Ich war schrecklich traurig, als er in den Wagen stieg, nun fingen ja wieder die öden, einsamen Tage an! Wir machten aus, daß ich ihm nur postlagernd schreiben sollte, damit seine Leute meine Briefe nicht zu sehen bekämen, dann winkte er mir nochmals zu und fuhr davon. Ich lief in mein Zimmer und heulte wie ein Schloßhund, so außer mir war ich.

Die nächsten Tage schrieb ich ihm zehn Seiten jeden Morgen und jeden Abend. Das zerstreute mich. Ach, ich habe ihm schreckliche, zärtliche Sachen geschrieben! Fast kam ich mir vor, als wäre ich durch sein Wegsein zum zweiten Male Witwe geworden.

Mit der Zeit wurde ich etwas ruhiger. Ich fing an, über diese Tage nachzudenken und doch, ich weiß nicht, ob ich etwas bereute. Ich schämte mich meiner Verliebtheit heimlich ein wenig, vor mir selbst, vor Fritzchen und seiner Kinderfrau. Ich fürchtete, auch meine Leute möchten am Ende etwas gemerkt haben. Aber es war ja so schön gewesen! Und nun kamen die Tage wieder so öde und leer. Ich vermißte es, niemand zu haben, der mir gute Worte zuflüsterte, oder mir von Liebe und Leidenschaft sprach. Ich sehnte mich nach seinen Küssen, nach seinen Zärtlichkeiten zurück.

Ach, ich weiß wohl, daß ihr das Sünde nennt, daß ihr mich über die Achsel anseht, daß du mit deinen strengen Ansichten so was niemals tun würdest. Aber du hast ja auch einen Mann!

Alle meine Gedanken, meine Gefühle und Wünsche schrieb ich dem Baron. Er antwortete zwei, drei Briefe, dann teilte er mir mit, er müsse in Geschäften auf vierzehn Tage verreisen. Das Geld für den Sekretär vergaß er, ich mochte auch selbstverständlich nicht mahnen.

Die vierzehn Tage gingen vorüber, es wurden vier Wochen, zwei Monate. Ich hörte nichts mehr von ihm. Er reagierte auf keinen Brief.

Ich dachte, am Ende ist gar alles vorbei, und er hat dich in seiner großen Welt draußen vergessen. Ich fand mich allmählich darein. Der Himmel schickte mir's eben als Strafe für meinen Leichtsin. Ich wollte auch nichts mehr von ihm, das schwör ich dir, nur die Briefe, die Photographie und den Sekretär sollte er mir zurückgeben. Denn, denke dir, meine Schwiegermutter, die seit zwei Jahren behauptet, es in unserem Landhaus unter den alten Bäumen wegen ihrer Gesundheit nicht aushalten zu können, schreibt mir plötzlich vor acht Tagen, daß sie nächste Woche herauskommen will, um einmal nach dem Rechten zu sehen, wie sie sich ausdrückt. Ich kenn das, sie steckt

ihre Nase in jedes Zimmer, und wenn sie den Sekretär nicht mehr vorfindet, um Himmelswillen, was soll aus mir werden? Was soll ich ihr denn sagen? Ich hätte das Ding ja nie hergegeben, wenn ich mich nicht sicher vor ihren Besuchen geglaubt hätte.

Da er auch jetzt nicht antwortete, mußte ich herfahren.

Ich mache mich also auf, den Baron aufzusuchen und nehme mir vor, ihm keine Szene zu machen, daß er mich vergessen hat, ihn nur zu bitten, mir den Sekretär zurückzugeben, in dem er ja meine Liebesbriefe und das schreckliche Bild einschließen wollte. Die wollte ich natürlich auch zurückhaben.

Unterwegs fiel mir ein, daß ich seine Adresse gar nicht kannte. Aber ich dachte, ganz gleich, ein Baron Stallinsky, der eine schöne Wohnung und eine Sammlung von Antiquitäten hat, der wird ja im Adreßbuch stehen. Ich komme hier ins Hotel, laß mir das Adreßbuch geben, nichts zu finden. Vielleicht stand er als Schweizer Untertan nicht darin. Da renne ich in meiner Angst auf die Polizei.

Ach Emma, war das schrecklich! Ich gehe mit Herzklopfen zu einem Beamten und bringe mein Anliegen vor. Er starrt mich eine Weile an, von oben bis unten, runzelt die Stirn, brummt etwas, dann

weist er mich an einen zweiten, der bringt mich zu einem dritten. Die Leute stecken die Köpfe zusammen, tuscheln miteinander, drehen sich nach mir um und sehen alle so sonderbar auf mich hin, daß ich ganz verlegen werde. Mir schießt das Blut in die Backen, ich wage kaum noch nach dem Baron Stallinsky zu fragen. Endlich, — am liebsten wäre ich unter irgendeinem Vorwand wieder fortgelaufen, führt man mich durch eine Tür, über der steht: Kriminalkommissar. Ich denke, ich lese nicht recht: Kriminalkommissar.

In dem Zimmer lehnt ein junger Herr an seinem Pult, mustert mich ebenfalls durch seinen Klemmer von Kopf bis zu Füßen, durchbohrt mich förmlich mit den Augen und zeigt dann mit einer herablassenden Handbewegung auf einen Stuhl. Ich fühle, wie meine Knie anfangen zu zittern, verstehe gar nicht, was in aller Welt los ist und setze mich. Schon will ich schüchtern etwas sagen, ich suche nach einer Ausrede, da fängt der Herr an, indem er mich noch immer fixiert und die Hände nachlässig in die Taschen schiebt:

»Hm, Sie interessieren sich also für einen Mann, Sie haben Beziehungen zu einem Mann, der sich Baron Egon Stallinsky nennt? So, so!«

Ich stottere, daß ich gar keine Beziehungen habe, daß ich den Herrn nur einmal kennen gelernt hätte, ganz flüchtig in Karlsbad und mich nur nach seiner hiesigen Wohnung habe erkundigen wollen.

Da lächelt der Beamte sonderbar, und dann fährt er fort mit einem unausstehlichen spöttischen Ton:

»In Karlsbad? Sonderbar. — Nun, wollen Sie mir zunächst mal sagen, in welchem Verhältnis Sie zu Friedrich Stallky, so heißt nämlich der saubere Monsieur, gestanden haben?«

Emma, ich hätte bei der Frage in den Boden versinken mögen.

Ich wurde puterrot, dachte, ich träume, ich höre nicht recht. Dann nahm ich allen Mut zusammen, ich versicherte empört, ich kennte nur einen Baron Egon Stallinsky aus Polen, und ich log, ich wüßte überhaupt nicht, wie er das mit dem Verhältnis meinte, es wäre ja nur eine Badebekanntschaft und absolut kein Verhältnis. Aber wie er mich schmunzelnd ansah und ruhig noch einige Fragen tat, verwirrte ich mich immer mehr und fing schließlich an zu weinen und bat, man möchte mich doch nicht mit einem Fremden in Verbindung bringen, dessen Namen ich nicht einmal gehört hätte.

Ach, und was geschah da? Der Herr hielt mir ein Bild hin aus dem Verbrecheralbum und fragte: Ist es

der? Ihr Bekannter aus Karlsbad? Es war der Baron. Ich war so verwirrt, daß ich es zugab. Und da erzählte er: Emma, denke, der Kerl ist ein Hochstapler und wird wegen Betrügereien und Falschspiel verfolgt. Seine Wohnungseinrichtung ist von den Gläubigern gepfändet und kommt zur Versteigerung. Er hat eine Menge schöner Sachen zusammengegaunert, und soll ein selten raffinierter, gefährlicher Mensch gewesen sein, der schon öfter auch einmal mit Pariser Gerichten Bekanntschaft gemacht hat. Dort hat er einer jungen, geschiedenen Frau unter dem Versprechen, sie heiraten zu wollen, einige kostbare alte Bilder entlockt, die er dann verkauft hat. Einen ähnlichen Trick hat er bei einer Witwe eines Bamberger oder Würzburger Kommerzienrats angewendet, der hat er eine Sammlung Miniaturen abgeschwindelt. Die Dame hat geschwiegen, du kannst dir denken, warum. Der Mensch soll mit allen den Damen angebandelt haben! Und man hat Briefe gefunden von allen!

Und der hat mich jeden Tag küssen dürfen!

Ich saß wie auf dem Armsünderstuhl und mußte das alles anhören. Daß ich nicht ohnmächtig wurde, ist mir eben noch ein Rätsel. Zum Schluß mußte ich noch dem Beamten Namen und Adresse angeben, für den Fall man ihrer bedürfe, dann sagte er mir auf

meine Bitte, wo die Auktion von den Sachen stattfinden wird.

Ach, der Mensch ahnte sicher alles. Ich glaube, er hat erraten, was mir passiert ist, und warum ich so verzweifelt war, denn er fragte mit einmal, so halb spöttisch, halb auch mit einem merkwürdig vertraulichen Ton und indem er meine Hand nahm:

»Gnädige Frau, wenn Sie etwa gegen Stallky etwas zu Protokoll zu geben haben, wenn gewisse Gegenstände in seiner Wohnung nachweisbar von Ihnen erschwindelt sind, oder wenn etwa Briefe von Ihnen — — ich bin gern bereit — —. Ich möchte einer so hübschen, liebenswürdigen Dame möglichst keine Ungelegenheiten — —.«

Aber ich unterbrach ihn und rief:

»Um Gottes willen, nein, nein, ich kenne ihn gar nicht! Bitte, bringen Sie mich nicht in die Geschichte hinein!«

Der Beamte lächelte und sagte, indem er mir mit fast frechem Ausdruck in die Augen sah:

»Na, ich versteh schon, gnädige Frau. Ich versteh schon.«

Und ich Schaf stotterte meinen Dank und lief fort.

Wie ich aus dem Gebäude herausgefunden habe, ich weiß es wahrhaftig nicht. Ich bin gerannt, mir war, als müßten mir alle mißtrauisch nachsehen,

überall standen auf den Gängen Beamte umher, es war das reine Spießrutenlaufen, bis ich endlich auf die Straße kam.

Was sollte ich nun machen? Gleich einen neuen Sekretär suchen und den an die Stelle des alten hinstellen? Aber wo finde ich genau so ein Ding mit einer eingelegten Rosengirlande?

Und dann, ich mußte mich erst etwas in meinem Hotel sammeln. Diese Stunde im Polizeigebäude war zu furchtbar. Ich möchte heulen, wenn ich nur daran denke, für was mich die Menschen alle gehalten haben. Die Geliebte eines Hochstaplers! O dieser Schuft! Dieser Elende! Emma, wenn etwas davon in die Öffentlichkeit kommt, ich bin verloren! Ich bin für alle Zeit entehrt, gebrandmarkt. Gott, was soll ich dann tun? Aber nicht wahr, das ist doch Amtsgeheimnis der Behörde? Sie dürfen nichts ausschwatzen? Sie haben doch auch keine Beweise, wer kann mir denn etwas beweisen?

Nur der Sekretär kann's, der Sekretär hat ein Geheimgang, in das wollte der Kerl meine Briefe tun. Ich bin überzeugt, sie sind noch alle drin.

Als ich eben ins Hotel zurückkam, telephonierte ich dir gleich, dann ließ ich mir eine Zeitung geben und stelle dir vor, das erste, was ich lese, ist, daß die Sachen des flüchtigen internationalen Hochstaplers

Friedrich Stallky, genannt Baron Stallinsky, morgen verkauft werden, und daß unter ihnen, es sind viele aufgeführt, mein schöner Mahagoni-Biedermeier-Sekretär sich befindet.

Gott sei Dank, dachte ich, das ist in all dem Unglück doch noch ein Lichtblick! Er hat den Sekretär noch nicht zu Geld gemacht, das Möbel ist noch da, und meine Briefe werden noch im Geheimfach liegen.

Und nun habe ich eine große Bitte an dich, Emma, versprich, daß du sie erfüllen wirst. Du mußt morgen früh, gleich frühzeitig in das Auktionslokal gehen und den Sekretär für mich ersteigern. Ganz egal zu welchem Preis. Ich kann es nicht selber tun, ich geniere mich so, und ich begegne womöglich dem Kommissar. Der Sekretär ist mir mehr wert, als mein Leben. Denk, wenn ihn jemand kauft, meine Schwiegermutter zum Beispiel, die auf alle Auktionen rennt. Die alte Frau hat geradezu einen Vogel, Auktionen zu besuchen und kauft sich alles dort, Stühle, Spiegel, Küchensachen, Decken, alles. Und weißt du, es ist mir zur fixen Idee geworden, daß sie morgen schon aus Neugierde, dorthin gehen wird.

Und nun male dir das aus, Emma! Sie sieht den Sekretär, kauft ihn natürlich sofort zurück, durchstöbert ihn, zieht das Geheimfach vor, meine

Briefe fallen heraus und mit ihnen die Photographie und — —.«

»Die Photographie war wohl reichlich dekolletiert,« warf die Freundin in Frau Poldis Erzählung mit leiser Schelmerei ein.

»Ach gar nicht,« entschuldigte sich die kleine Frau, doch sie errötete etwas und zog mit der Hand einen Strich über die Brust in der Höhe des Herzens. »Nur bis dahin. Du weißt ja, wie stolz ich immer auf meinen Busen war. Für eine Frau, mein Gott, eine Frau kann ja das Bild ruhig sehen. Aber ein Fremder, und gar meine Schwiegermutter! Ach und die Briefe! Wie hätte ich denn ahnen können, daß es so kommen würde! Ich habe so viel Dummheiten in den Briefen geschrieben, ich konnte doch nicht den Baron für einen Hochstapler halten. Ich war so verliebt, ich war so glücklich, daß ich mich mal drei Wochen lang nicht eine Minute gelangweilt hatte. Ach Gott, was habe ich meinen Leichtsinn, meine Gutgläubigkeit schon bereut!

Nicht wahr, du Liebe, Gute, du verachtest mich nicht zu sehr, du hältst mich nicht für zu gemein. Nicht wahr, du sagst mir nicht den Verkehr auf, und du schwörst, daß alles unter uns bleibt, immer, für alle Zeit! Bitte, bitte!«

Die hübsche Frau Poldi kniete rasch vor der Freundin nieder, blickte ihr mit tränenfeuchten Augen ins Gesicht und umschlang zärtlich ihre Taille. Frau Emma lachte leise und beugte sich zu der Knieenden herab.

»Sei ruhig, Poldi, niemand wird was erfahren.«

»Und du kaufst morgen früh für mich den Sekretär zurück,« bat die junge Frau.

Die Freundin lächelte.

»Aber gewiß tu ich das, Poldi, gewiß. Ich wäre nämlich sowieso auf die Auktion gegangen.«

Die Knieende schaute erstaunt auf. »Du? Warum?«

Da raunte die andere der kleinen blonden Frau ins Ohr:

»Poldi, der Baron Stallinsky liebte auch mal die großen Brünetten. — Ich möchte ein hübsches Altmeißner Kaffeeservice zurückkaufen.«

Der Türklopfer.

Mitten im froststarrenden Walde traf ich eines Tages einen Zug von Flüchtlingen. Russische Horden hatten ihnen anbefohlen, vor den Deutschen zu fliehen. Sie waren bis in jenen Wald gekommen, dann hatten die Kosaken bei unserer Annäherung selbst die Flucht ergriffen und die Armen schutzlos verlassen. Männer, Frauen und Kinder blieben erschöpft und verhungert am Wege zurück und baten uns, die Feinde, um Hilfe. Meine Leute taten, was sie konnten, die Jammernden fortzubringen und ihren Hunger aus der Feldküche zu stillen.

Schon wollte ich weiter, da sah ich abseits der andern vor einem elenden, zusammengebrochenen Wagen eine etwa vierzigjährige Frau im Weggraben sitzen. Sie allein klagte nicht und schien sich in ihr Schicksal ergeben zu haben. Der Kutscher stand neben dem Pferdchen, dem der Schweiß an den schlagenden Flanken zu weißem Reif geworden war, fluchte in den Bart und bemühte sich, das zerrissene Geschirr und die gesplitterte Achse mit einigen alten Stricken auszubessern. Die Frau mußte den

wohlhabenden Ständen angehören, ihr Gesicht, abgemagert und ermüdet, war doch noch fast schön zu nennen. Ich trat zu ihr und fragte.

Sie antwortete: »Es ist wohl Gottes Wille. Geschehe, was er über mich verhängt hat.«

»Und wohin wollen Sie?« fragte ich weiter.

»Ganz gleich,« gab sie zurück. »Ich habe keine Heimat mehr.« —

Ich nahm sie auf einen meiner Wagen, ihr Kutscher ließ indessen das zerbrochene Gefährt im Stich, kletterte auf sein Pferdchen und verschwand unter meinen Leuten. Die Flüchtige kauerte sich zitternd vor Kälte unter mein Gepäck und schaute ergeben in das beginnende Schneegestöber, während der Wind in ihren blonden Haaren zauste. So zogen wir weiter durch den Wald.

Nach zwei Stunden brach die Dämmerung herein, und wir machten vor einem polnischen Dorf halt, um die Nacht über zu rasten. Ich hatte etwas abseits der elenden Hütten ein einzelnes Steinhaus am Waldrand bemerkt, das mir die Wohnung eines Forstbeamten zu sein schien und ritt dorthin, Quartier zu nehmen und die fremde Frau abzuliefern. Das einsame Haus machte einen unwirtlichen Eindruck, ein struppiger Hund kläffte vor dem Eingang, die ausgebleichten

Schädel einiger Hirsche und Elche grinsten im Mondschein vom Giebel herab.

Die Tür fand sich verschlossen, doch hing an ihr ein Klopfer aus Bronze in der Gestalt einer schmalen Frauenhand, Luft und Nässe hatten ihn mit grünlicher Patina überzogen. Auf mein wiederholtes Lärmen öffnete endlich ein mürrischer Diener, und erklärte, sein Herr sei draußen, noch nicht von der Jagd zurück. Ganz gleich, Krieg ist Krieg. Wir traten ein, und ich ließ die völlig erschöpfte und halberfrorene Frau sich auf ein Bett legen, während ich noch einmal hinausging nach Leuten und Pferden zu sehen.

Eine Stunde danach erschien der Hausherr vom Wald her mit zwei Jagdhunden, das Gewehr auf dem Rücken. Er war so groß, daß er sich bücken mußte, um die Tür zu durchschreiten. Während er Mütze und Waffe weglegte, berichtete ich ihm von der mitgebrachten Flüchtigen. Er runzelte finster die Stirn und brummte, er habe geschworen, Weibern keine Herberge zu geben, dann aber ging er doch auf meine Bitte mit mir hinauf. Die Fremde lag mit geschlossenen Augen und schien zu fiebern. Der Hausherr warf zuerst nur einen kurzen Blick nach dem Bett, dann aber hob er das Licht vom Tisch und betrachtete aufmerksam die Schlafende, indem er

sich wie ein Arzt über sie beugte. Endlich wendete er sich mit einem Ruck herum, gab seinem Diener Befehl, Essen und Trinken ans Bett zu stellen und winkte mir, ihm hinab zu folgen. Wir setzten uns in seinem Zimmer vor einen prasselnden Kamin. Indessen Tee und Rotwein gebracht wurden, fragte er noch einmal, wie ich diese Frau aufgefunden hätte. Ich erzählte ihm, bat, er möge sich der Hilflosen annehmen und dankte für seine Gastfreundschaft. Da huschte ein bitteres Lächeln über sein bärtiges Antlitz, er sah eine Weile ernst zu Boden und knurrte endlich, indem er sich über die von ergrautem Haar umrahmte Stirn strich: »Täuschen Sie sich nicht. Ich bin weder gut noch gastfreundlich. Und von Weibern mag ich nun schon gleich gar nichts wissen.«

Ich warf hin, daß ich mich wundere, wie er so einsam, als Junggeselle, leben könne. Sei es, daß der Wein ihm die Zunge löste, sei es, daß er das Bedürfnis hatte, sich einmal wieder auszusprechen, kurz, er erzählte:

»Da kennen Sie mich schlecht. Ich habe diese Einsamkeit gewollt und mir mühsam, nach bösen Kämpfen, selbst geschaffen. Ich hatte früher ein Gut nicht weit von der deutschen Grenze und war auch einmal verheiratet. Ich liebte meine Frau über alles und kümmerte mich im übrigen nur um das Gut und

die Jagd. Gesellschaft mochte ich nie, wir bekamen darum nur selten Besuch. Auch zu Reisen, etwa ins Ausland, hatte ich nicht Gelegenheit noch Geld. Ich vermißte das nicht, war ich doch glücklich, wie ein Waldeinsiedler nur mit meiner Frau zu leben. Ich dachte, alles sei gut so und mein Leben auch. Das dachte ich. Ob meine Frau glücklich war, oder nicht, darüber habe ich nie nachgegrübelt, hab sie auch nicht gefragt. Ich glaubte es. Kehrte ich von meinen Feldern, von der Jagd heim, so freute ich mich abends am Kamin zu sitzen, meine Frau auf den Schoß zu nehmen und ihr zu erzählen, von meinen Arbeiten in Hof und Gut, von meinen Freuden der Jagd. Kinder hatten wir nicht.

Eines Tages kehrte ich von einer Bärenjagd aus dem Inneren Rußlands heim und fand meine Frau nicht mehr vor, nur einen Brief von ihr. Sie erklärte, — nun kurz, sie hatte mich verraten, sie hatte sich aber gefürchtet, mir entgegenzutreten und es zu gestehen, denn ich war ein jähzorniger Kerl, mit dem nicht zu spaßen war. Sie fühlte sich unwürdig, mir unter die Augen zu treten, länger in meinem Hause zu bleiben, bat mich sie zu vergessen, ihr, wenn ich es könnte, zu verzeihen. Und sie war gegangen. Als ich ihren Brief las, hundertmal, denn ich dachte, es könne nicht sein, es sei das alles ein Alp, ein Traum,

da kam mir eins nach dem andern in die Erinnerung, wie sie seit einiger Zeit so anders gegen mich gewesen war, wie sie oft etwas Gedrücktes, Verängstigtes gehabt hatte. Ich hatte es nur ganz schattenhaft bemerkt. Und nun war sie gegangen.

Ich hörte nichts mehr von ihr, erfuhr nie, wer mir ihr Herz gestohlen. Es war sein Glück, denn sonst hätte ich ihn umgebracht. Doch unser Rußland ist groß, und wer sich verstecken will, findet Platz genug. — Ich aber, ich wollte mir erst den Schädel an die Wand rennen, dann wütete ich mich in sinnlosen Zorn gegen meine Frau hinein. Ich schwur, mich an ihr zu rächen, ihr alles Böse anzutun, sie ewig zu hassen, ohne Maß, wie ich sie ohne Maß geliebt, denn ich war gewohnt, nichts halb zu tun. Und ich habe sie gehaßt. Wenigstens glaube ich das. Ich hätte sie damals erwürgt, das weiß ich sicher. Mein Gut verkaufte ich und zog hierher in diese Einsamkeit. Nie wieder sollte sich ein Weib über meine Schwelle wagen, darum darf es Sie nicht wundern, daß ich nicht erfreut war, als Sie mit jener aufgelesenen Frau droben zu mir kamen. Ich hoffte, der Krieg würde mich Einsamen verschonen. Haben Sie den Türklopfer bemerkt? Es war ein Geschenk meiner Frau, der Abguß ihrer Hand in Bronze. Sie gab sie mir einst lachend als eine Art Pfand ihrer Treue und

Liebe. Treue und Liebe! Zwei Worte und ebensoviel Lügen! Ich habe diese Hand vor meine Tür genagelt, ich selbst, und freute mich an jedem Hammerschlag und schwur, ich schwur: so, nun rei dich los! Nun komm herein, wenn du kannst! Eh das nicht geschieht, soll sie meine Schwelle nicht wieder berschreiten. Die Hand haftet fest draußen im Eichenholz seit Jahren, sie wird sich nicht losreißen, und ich bin ruhig, bin sogar ein glücklicher Kerl geworden unter meinen Hunden und den Bäumen und Tieren im Walde. Meine Liebe ist zum Teufel. Ich habe in diesen Jahren alles Weiche in mir erstickt.«

»Dann tut es mir leid,« sagte ich, »daß Sie heute die Vertriebene aufnehmen mußten. Aber es ist nun mal Krieg, und Sie werden sie ja bald weitersenden können. Oder besser, ich nehme sie morgen mit bis zur nächsten Stadt.«

»Bis zur nächsten Stadt? Es ist weit weg. Ja, das wird gut sein.«

Mein Wirt blickte vor sich auf den Kopf des Jagdhundes, der ihm zu Fuen lag und fugte plötzlich hinzu: »übrigens, die Tür wird offen sein fur sie, wenn sie gehen will und offen sein, wenn sie bleiben will. Man soll ja wohl einem Hilflosen nicht die Tür weisen, auch wenn's ein Weib ist.«

Wir schwiegen, das Holz knackte im Kamin, draußen rüttelte der Schneewind an den Läden. Mein Gegenüber hatte die Hände über den Knien gefaltet und saß tief gebückt. Mit einmal erhob er sich, ohne etwas zu sagen und ging schweren Schrittes hinaus. Ich blickte ihm erstaunt nach. Plötzlich fuhr ich zusammen, ich hörte draußen einen scharfen Ton, als breche man gewaltsam ein Holzsplitter entzwei. Wenige Augenblicke später öffnete sich die Tür wieder, der Riese kehrte zurück. Der seltsame Ausdruck seines Gesichtes erschreckte mich. Er trug etwas in der Rechten, es war die Bronzehand, die er samt den eisernen Krampen und einem langen Holzspahn mit gewaltiger Kraft aus dem Tor gerissen. Sein ganzer Körper zitterte, seine Lippen zuckten, er warf sich vor dem Stuhl, in dem er gesessen, in die Knie, umklammerte die metallene Hand, als wolle er sie zerdrücken und schrie plötzlich:

»Sie soll bei mir bleiben, meine Frau!«

Ein Kriegsgericht.

Vor dem Kriegsgericht hatte sich der Pächter Pierre Capus zu verantworten. Die Anklage lautete auf verbotenen Besitz einer Waffe, Verschwörung gegen die Sicherheit der deutschen Truppen und Mordversuch, begangen an seinem alten Knechte Viktor Bonneville, mit dem er durch viele Jahre in bestem Einvernehmen gelebt hatte. Pierre Capus war ein dicker, untersetzter Mann, sein rotes Gesicht wurde von ergrauendem Haar und Stoppelbart umrahmt. Unter den Brauen blickten listige, wasserhelle Äuglein. Er machte der Kleidung nach den Eindruck eines wohlhabenden, ja reichen Bauern. Neben ihm hockte auf der Bank ein langer Kerl, dem eine zerrissene Arbeiterbluse am mageren Leib herumschlotterte. Da sein struppiger Kopf mit einem blutbefleckten Tuch umbunden war, konnte man nur einen Teil des Gesichts sehen, aus dem eine lange weingerötete Nase hervorstach. Das war Viktor Bonneville, des Dicken Knecht. Er starrte vor sich hin, ächzte ab und zu, als wenn er starke Schmerzen hätte und hielt die runzligen Hände unbeweglich auf

den Knien, weil er augenscheinlich verlegen war, was er mit ihnen anfangen sollte.

Der Vorsitzende winkte Pierre Capus, befahl ihm, sich zu verteidigen, den Hergang zu erzählen, und in Anbetracht des Ernstes der Anklage streng bei der Wahrheit zu bleiben. Der kleine, dicke Pächter erhob sich mit einem Seufzer, ließ seine Augen über die Reihe der Richter gleiten und begann, indem er sich ab und zu schneuzte:

»Ich bin nicht schuldig und will offen und ehrlich sagen, wie sich alles zugetragen hat. In mein Haus quartiert sich, Sie wissen ja, der Herr Doktor ein. Wie ich ihn in sein Zimmer führe, bemerkt er, daß ich bei mir ne eingelegte Kommode und ne alte Uhr stehen habe. Er sieht sich die Dinger an und sagt endlich zu mir, daß er auch Altertümer sammle, er habe schon manches Stück gekauft, aber es müßten ganz aparte Sachen sein. Nun, ich kenne das ja. Zu mir sind in ihren Autos schon viele feine Herrschaften aus Paris gekommen, und haben sich bei mir etwas mitgenommen. Wenn ich nämlich in Geschäften so draußen herumfuhr, suchte ich nebenbei von Bauern oder auch mal von Lehrern und Pfarrern derlei altes Zeug zusammenzubringen. Je älter es war, je dreckiger, um so lieber kauften es die Herrschaften, und um so mehr bezahlten sie. Was soll man tun, das

ist nun mal Modesache. Es gibt eben eigentümliche Käuze.

So einer schien auch der Herr Doktor. Nun heißt es aber als Geschäftsmann die Liebhabereien seiner Kunden herausbekommen, und der Herr Doktor interessierte sich für alles Absonderliche, da war mit der Kommode und der Uhr nichts anzufangen, das merkte ich gleich. Eines Tages brachte mich nun der Doktor selbst auf einen Gedanken, er sagte nämlich:

»Hören Sie, das ist mir sehr interessant, Herr Capus, wissen Sie, was die alte Martelle erzählt? Daß es in Ihrem Garten spuken soll.«

»Spuken? Nun, das könnte stimmen,« antwort ich und spitze die Ohren. Wo nämlich jetzt hinten am Bach das Wäldchen anstößt, da hat in alten Zeiten ein Kloster gestanden. Sie haben's in der Revolution niedergebrannt, nur die ehemaligen Weinkeller, die sind noch da, und die alten Weiber meinen, daß der letzte Prior, der ein großer Weinkenner gewesen ist, noch immer in ihnen umgeht. Und also, wie wir so darüber sprechen, Donnerwetter, da fällt mir doch plötzlich ein Bild ein, das ich auf dem Boden stehen habe. Es stellt einen Mönch vor, ich hatte es nur aus reiner Gefälligkeit seiner Zeit für ne Flasche Korn von einem Pfarrer erhandelt, war aber das verfluchte Ding nicht wieder losgeworden. Der Kerl mit seiner

klumpigen roten Weinnase war auch wirklich nicht schön. Und nun kommt mir ein famoser Plan. Was der Mensch glaubt, das macht ihn glücklich, und man soll ihn dabei lassen. Ich sage also dem Herrn Doktor:

»Ob Sie mich auslachen oder nicht, ich behaupte, ich kann Ihnen sogar das Porträt des Gespenstes zeigen. Ich habe nämlich zufällig von dem Prior ein Bild auf dem Boden.«

Und ich hatte ganz richtig kalkuliert. Das war etwas für den Herrn Doktor. Mit mir auf den Boden steigen und sich das Bild zeigen lassen, war eins. Ich hoffte schon, daß er es auch gleich kaufen würde, denn in den schlechten Zeiten, der Mensch will doch leben. Er aber sah sich's ne Weile an, und brummte, es sei eigentlich verdammt schlecht gemalt, ein richtiger Schinken. »Was soll es kosten?« »Zweihundert Frank,« sag ich. »So viel? Das geb ich nicht,« antwortet er. »Aber ich bitte Sie,« sag ich, »das Bild eines Geistes, was will man denn mehr?«

»Nun,« sagt er darauf, »wenn mir einer beweisen kann, daß der Prior wirklich umgeht, dann läßt sich weiter darüber reden, und in dem Falle sind mir zweihundert Frank nicht zuviel.«

Damit ging er. Ich war nicht in Verlegenheit. Ich sagte mir, es ist Kriegszeit, so oder so, loswerden

mußt du diesmal das Bild, sonst bleibst du am Ende mit dem braunen Kerl ewig hängen. Nun verstaubte bei mir im Schrank ne alte Kutte vom Pater Josef, mit dem ich verwandt war, und die ich mir nach seinem Tode hatte geben lassen, um mir mal eine Wagendecke draus zu schneiden. Die nahm ich eines Tages und meine alte Pistole und ging damit zu Bonneville, den ich nur so aus Gutmütigkeit manches Jährchen bei mir behalten habe, obgleich ein so versoffener Kerl kaum zum Stallausmisten zu brauchen ist. Also, ich sag ihm:

»Paß mal auf, Viktor,« sag ich, »ich weiß, wie du dir ein gutes Stück Geld verdienen kannst.«

»Nun?« fragt der Kerl. Für Geld war er immer zu haben.

»Als Gespenst,« sag ich. »Gib mal Achtung. Du ziehst dir morgen nacht die alte Kutte an, unten im Klosterkeller, und läßt nur die Nase herausgucken. Nachher, sobald es zwölf von der Kirche schlägt, steigst du als toter Prior heraus, und gehst ein paarmal im Garten hin und wieder, aber ganz langsam. Dann kletterst du wieder herunter, und drunten schießt du die Pistole ab. Mehr hast du nicht zu tun. Verstehst du das? Und dafür bekommst du drei Frank von mir. Verstehst du, drei ganze Frank.«

»Aber wozu denn das?« sagt der Esel. »Nein, nein. Ich habe Angst. Man soll mit solchen Dingen keinen Spaß treiben.«

Ich erkläre ihm da, es sei doch weiß Gott, ein leichter Verdienst, ihm könne gar nichts passieren. Ich wolle nur zum Spaß der alten Martelle mal einen Schreck einjagen, weil sie doch steif und fest daran glaubt, daß der tote Prior auch manchmal aus seinem Keller heraufsteigt. Nun, nach langem Hin- und Herreden sagte er schließlich zu, für zehn Frank und eine Flasche Schnaps das Gespenst zu machen. Schnaps müsse er haben, sonst bekäme er die Ähnlichkeit mit dem Prior nicht heraus. Wir üben's ein paarmal, und als der Schafskopf endlich verstanden hat, worauf es ankommt, da bringen wir die Geschichte ins reine. Kurz vor Mitternacht, es war gerade Vollmond, lauf ich ans Bett der alten Martelle, sie ist die Witwe vom Straßenwärter nebenan, und sage ihr:

»Um Gottes willen, Frau Martelle, stehen Sie auf und gucken Sie mal rasch durchs Fenster! Ich glaub, der tote Prior ist gar aus dem Keller hervorgestiegen und geht leibhaftig umher!«

Die Alte ist abergläubisch und neugierig wie ne Gans, sie springt aus dem Bett, weckt auch noch die Schwiegertochter, und nun drücken sie sich zitternd

hinter die Fensterscheiben. Es schlägt zwölf, und pünktlich steigt mein Bonneville drüben aus der Erde herauf und schlürft auf und ab. Dann ist er wieder mit einmal verschwunden, und es tut einen lauten Krach. Die beiden Weiber fallen fast um vor Schreck, und am Morgen schwören sie bei allen Heiligen, daß sie den Prior leibhaftig spuken und mit einem Donnerschlag haben zur Hölle fahren sehen.

Noch am selben Tag erfährt es der Herr Doktor durch seinen Burschen. Er fragt die Martelles aus und endlich auch mich. Ich sage ihm: »Ja, ich möchte auch darauf schwören, daß ich den Prior gesehen habe, und eigentlich möchte ich nun das Bild nicht mehr hergeben. Für solche Dinge finden sich immer gute Kunden, die sonst was bezahlen, und — man kann nicht wissen, da gibt es reiche Amerikaner — — —.«

Nun dachte ich, der Köder war gut, der Fisch wird anbeißen. Aber der Herr Doktor traute doch noch nicht, er überlegte eine Weile, dann meinte er: »Da können wir ja später noch drüber reden, jedenfalls muß ich Ihren spukenden Prior erst mal selbst sehen.«

Was blieb mir da übrig? Ich antwortete: »Herr Doktor, ganz wie Sie wünschen. Ich werde

aufpassen, und sobald ich wieder etwas sehe oder höre, werde ich mir erlauben, Sie zu rufen.«

Ich bezahle unterdessen die zehn Frank an Bonneville, pünktlich auf den Centime, wie verabredet. Ein paar Tage später ging starker Sturm, das schien mir das rechte Wetter, ihn wieder runter in den Keller zu schicken. Ich gestehe ihm also: »Es handelt sich um das Bild, und der Herr Doktor will mir's nur abkaufen, wenn er den Prior selber sieht. Du mußt also noch einmal spuken, und nimmt er dann endlich das Bild, so bekommst du noch einmal zehn Frank.«

Aber Bonneville machte plötzlich allerlei dumme Schwierigkeiten und meinte: »Ich will nichts mehr damit zu tun haben, die Sache ist mir doch zu kitzlich. Wenn mir was passiert? Nein, unter zwanzig Frank und ne Flasche Schnaps mach ich das nicht wieder.«

»Was?« antwort ich ihm: »Für die paar Minuten auf und ablaufen sind zehn Frank schon reichlich. Für zwanzig Frank kann ich ein halbes Kapitel spuken lassen.«

»Nun, da nehmen Sie sich nur einen anderen, der's billiger macht,« meint Bonneville. »Mir kann's recht sein.« Der Mensch wußte natürlich, daß ich nicht den ganzen Ort einweihen konnte, und da mußte ich ihm

schon die zwanzig Frank zahlen, sogar ehe er noch gespukt hatte. Doch ärgern tat mich das Geld, nachdem ich den Esel so viele Jahre bei mir habe.

Ich verlaß mich aber auf ihn, fülle ihm seine Schnapsflasche, und wie es nun zwölf schlägt, klopfe ich beim Herrn Doktor an, der noch auf war, und rufe: »Herr Doktor, kommen Sie schnell! Ich glaube bei Gott, im Garten, da geht etwas um!«

Wir laufen auf die Terrasse am Haus, es ist zwölf vorbei, der Wind heult, aber weit und breit ist kein Gespenst zu sehen. Hat der Kerl am Ende die Kirchenuhr nicht gehört? Wir warten und gucken, schließlich fängt der Doktor an zu lachen und meint: »Mein Lieber, Ihr Bild ist gar nichts wert. Die Geschichte ist einfach Schwindel. Für ein so unsichtbares Gespenst gebe ich keinen Sous.«

Damit ging er ins Haus zurück, und ich stand als der Blamierte da . . . Da aber lief ich in den Garten, um nachzusehen, wo denn der versoffene Kerl, der Bonneville, eigentlich geblieben war. Sollte ich mich denn von ihm an der Nase herumführen lassen? Wie ich in den Keller hinunterstolpere, sitzt der Lump da ganz gemütlich auf einem Stein, raucht seine Pfeife, grinst vor sich hin und tut gar nicht desgleichen. Nicht einmal die Kutte hat er angezogen, aber die leere Schnapsflasche liegt neben ihm. Und wie ich

ihn zur Rede stelle und verlange, daß er sich in des Dreiteufelsnamen sofort heraufschere und spuken solle, da meint er seelenruhig, er habe sich's eben noch einmal überlegt und wolle fünfzig Frank haben. Nämlich die Gefahr sei größer geworden, weil doch der Herr Doktor am Ende seinen Säbel brauchen könne.

Ich antworte: »Nichts da! Zwanzig Frank hast du schon bekommen, du kriegst nicht einen Centime mehr! Gleich gehst du rauf, sonst sollst du sehn!«

Muß man denn als ehrlicher Mensch nicht sein Wort halten? Der Kerl war natürlich angesoffen, bleibt ruhig sitzen, hat die Pistole und einen Haufen Patronen neben sich und rappelt sich nicht. Ich red wie gegen eine Wand.

»Was denn? Ich könnt sogar hundert Frank verlangen,« meint er. »Das ist nur die Hälfte von Ihrem Verdienst, Herr Capus.«

Meine Herren, war das nicht Gaunerei? Ja, die reine Erpressung? Und der Lump wollte mich obendrein noch zum Narren halten? Da bekam ich aber die Geschichte satt. Sollte ich denn dem Gauner dreißig Frank und den Schnaps gezahlt haben und am Ende nachher als der Dumme, als ein Schwindler dastehen, der Gespenster ankündigt, die nicht erscheinen, und nicht mal mein Bild loswerden?

Nein! Ich also, bei Gott, ich konnte mich nicht halten, in der Wut nahm ich die Pistole und schlug dem Kerl über den Kopf, daß ihm die Pfeife aus dem Maule fliegt. Weiß Gott, umbringen wollte ich ihn ja nicht gerade, aber der Schuß ging von selber los, und da hat er eben die Schramme davongetragen. Krepieren wird der nicht dran, der Schädel. War ich nicht in meinem Recht? Mir kann niemand etwas Unredliches nachsagen. Das mit dem Spuk, na, das war doch nur sozusagen Geschäftsreklame, und ich kann doch verlangen, daß mein Knecht seinen Vertrag hält. Und der Kerl aus Rache schreit und brüllt, bis man mich als Verschwörer und Mörder verhaftet. Das ist die ganze Geschichte. Ich will verdammt sein, wenn's anders gewesen ist.«

Der dicke Pächter trocknete sich die Stirn und schwieg. Die Richter berieten sich kurz und ließen Milde walten, da es sich nur um die Mißhandlung eines Gespenstes handelte, und dieses zweifellos den Dicken zuerst übers Ohr gehauen hatte.

Das Wunder Archips.

Wenn die Fischer abends auf die Fluten der Moskwa hinausruderten, ihre Netze zu legen, so hörten sie, daß die Wellen einander zuwisperten:

»Zar Iwan ist alt geworden, und seine Hand fängt an zu erlahmen. Er hat schon lange keine Toten mehr ins Wasser werfen lassen!«

Arbeiteten die Holzfäller in den dichten Waldungen, so vernahmen sie ein Flüstern in den Zweigen:

»Sonderbar, wie wenig der Zar jetzt Holz braucht zu Galgen und Scheiterhaufen.«

Ging der Wind übers Land und rumorte er durch die Essen in die Hütten der Bauern, so raunte er ihnen ins Ohr:

»Ich sah Zar Iwan am Fenster stehn und streifte sein Haar. Dies Haar ist grau und dünn geworden, und sein Bart gleicht der grauen Moosflechte an einer alten Tanne.«

Und wanderten die Bürger der Stadt an den Gräben vorbei, die um die Türme des Zaren gähnten, so

blickten sie auf die Wasserfläche hinab, wunderten sich und sprachen:

»Man kann sich im Wasser widerspiegeln. Seht doch an, es ist nicht mehr rot vom Blut der Gerichteten.«

Des Zaren Henker und ihre Knechte hockten jetzt durch Tage und Nächte in den Schenken, sofften und drehten die Daumen. Sie langweilten sich und hatten wenig zu tun. An ihren Schwertern und Beilen setzte sich Rost an, nagte der Rost. An ihren Stricken hingen die Weiber Wäsche auf. Die Leute, die durch die Straßen gingen, wagten wieder laut zu reden. Sie spazierten am hellen Tage über die Plätze und vergaßen das Hinschleichen an den Mauern der Häuser. Man wagte den Namen des Zaren laut auszusprechen, ohne vorher die Türen zu schließen oder hinauszusehn, ob nicht vor dem Fenster ein Lauscher stehe.

Die Krähen, die in schwarzen Wolken bisher täglich über der Stadt und den Richtstätten geflattert waren, fingen an zu hungern. Sie zankten sich um die letzten abgenagten Knochen der Gerichteten, und eine nach der andern flog endlich krächzend in die Wälder zurück.

Man tuschelte sich zu: »Der Zar ist am Ende krank geworden oder müde. Oder vielleicht sinnt er sich

auch eine neue Todesart aus, weil ihn die andern langweilten, und er schon seit Wochen nicht mehr herausritt, Blut fließen zu sehn und das Schreien der Gemarterten zu hören. Was mag ihn jetzt ergötzen, und auf was mag er wohl jetzt hören?«

Und ein Schelm wagte leise die Bemerkung: »Vielleicht findet er nun Freude daran, den Liedern der Balaleika zu lauschen.«

Im ganzen Land wagten die Menschen die Köpfe zu erheben und in die Höhe zu sehn. Sie rannten nicht mehr stumm dahin mit gesenkten Stirnen und scheuen Blicken, wenn sie unter den Fenstern des Kreml vorbei mußten. Hin und wieder versuchte sogar einmal einer ein Lied zu singen, auch wenn er über Dächern die graue Zinne eines der Türme des Zaren sah.

Der Gärtner zerstörte nicht mehr wie sonst die Geniste der Singvögel an den Orten, die der Zar betrat, denn dem Herrscher war Vogelgesang zuwider. Seine Häscher zerschlugen nicht mehr die Instrumente, die sie fanden, und ließen nicht mehr die Leute peitschen und einkerkeren, die zu singen wagten, wenn es ihr Herr hören konnte, weil der Zar den Menschengesang haßte.

In den Waffenkammern des Schlosses lehnten die Spieße und lagen die Haufen geschärfter Pfeile zu

Bündeln gebunden, wie gelbe Ähren. Aber um ihre Schärfe spannen die Spinnen ihre Netze. Die ledernen Schnallen der Harnische wurden brüchig, weil der Zar nicht mehr auszog mit seinen Kriegern, eine aufrührerische Stadt zu züchtigen oder einen feindlichen Stamm zu bekriegen.

Man sah den Mächtigen zuweilen in seinen pelzverbrämten Mantel gehüllt bei Fackellicht durch die Korridore schreiten, in die Gruft hinabsteigen und an den Sarg des von ihm erschlagenen Sohns treten. Stundenlang lehnte er vor dem düstern Schrein. Einmal hämmerte er mit der Faust auf den silbernen Deckel des Sargs, daß es durch die Gewölbe dröhnte, und schrie:

»Steh auf, Iwan! Ich hab dir verziehn, daß du mir widersprochen hast. Steh auf, ich will's, ich, Iwan der Zar!«

Aber der Tote blieb tot. Und als der Zar aus dem finstern Gewölbe vor der Schar seines Gefolges wieder emporstieg, blieb er plötzlich auf der obersten Stufe der Treppe stehn, kehrte sich um, streckte die Hand gegen seine Diener und sagte ruhig:

»Wenn ich den mit eurem Blut lebendig machen könnte, ich wollt es euch tropfenweise fließen lassen! Euch und noch tausend andern!«

Die Diener fielen zitternd zu Boden, der Zar kehrte sich ab und schritt weiter.

Es kam vor, daß er halbe Tage lang am Fenster saß, über die Dächer der Stadt hinwegstarrte und kein Wort sagte. Niemand wußte, woran er dachte. Aber scheu standen die Seinen im Hintergrund, und sie bebten vor jedem Wort, das ihr Herr sagen könnte, und vor jedem Blick, den er aussandte, denn seine Worte waren Tod, und seine Blicke sprachen Vernichtung.

Da ließ er eines Tages die ersten seiner Geistlichen zu sich kommen und sprach zu ihnen:

»Ich habe Gott den Gefallen getan und schon seit Monaten niemand mehr töten lassen. Doch Gott hat mir kein Gegengeschenk gemacht. Ich bin des Wartens müde und erkläre euch: ich erkenne euren Gott nicht an. Ich weiß nichts von eurem Gott. Ich sah ihn noch nie!«

Die Priester schwiegen eine Weile, dann wagte sich der Erzbischof vor, verneigte sich tief und erwiderte: »Und doch ist Gott.«

»Wo?« fragte der Zar. »Ich seh ihn nicht! Ich seh nur Böses um mich. Ich seh nur Feindschaft und Haß und erbärmliche Schwäche.«

Der Bischof verneigte sich wieder bis zur Erde und wagte zu entgegnen: »Man sieht Gott in seinen

Wundern.«

Verächtlich schaute der Zar auf die Schar der Priester, die sich wie Schafe vor dem Wolf in der Ecke des Saals zusammendrängten und ängstlich die Augen zu Boden schlugen.

»Wunder?« rief er. »Ich sah auch noch nie ein Wunder. Ich ließ in Nowgorod sechzigmal tausend Menschen töten, Gott machte keinen wieder lebendig. Ich ließ in andern Städten Tausenden die Hand abschlagen, die sie gegen mich erhoben. Sie wuchs keinem wieder an. Ich ließ Tausenden die Zunge ausschneiden, mit der sie mir geflucht, nie wieder hörte man, daß sie gesprochen hätten. Ich ließ Tausenden die Augen ausstechen, weil sie mich mit Haß angesehen. Ich hörte nie, daß einer von diesen wieder sehend geworden wäre. Ich habe Tausenden den Kopf abschlagen lassen. Ihr sagt, es seien Unschuldige dabei gewesen. Nun wohl, warum hat Gott nicht ein Wunder an einem einzigen dieser Unschuldigen getan, ihn aus meiner Hand genommen und gerettet?«

Die Priester blieben lange stumm. Dann sagte der älteste:

»Wir wissen nicht, mächtiger Zar, wann und wie Gott sich uns im Wunder zeigt, ob an Schuldigen oder an Unschuldigen. Wer will seine Wege kennen.«

»So seid ihr schlechte Pfaffen und schlechte Diener eures Gottes!« rief der Zar und sprang von seinem Sitz, »wenn ihr ihn nicht besser verteidigt, wenn ihr es nicht vermögt, mir zu beweisen, daß euer Gott lebt. — Ihr wäret wert, daß ich euch als unnütze Fresser in Säcke nähen und in den Fluß werfen ließ.«

Auf die lauten Worte des Zaren steckten zur Tür einige seiner Wachen die Köpfe herein. Sie glaubten, ihr Gebieter werde den Befehl geben, die Priester zu greifen, und wollten diensteifrig zur Hand sein, denn der Zar liebte nicht zu warten. Die Geistlichen erschrakten, sie knieten nieder und hätten alles darum gegeben, wenn sie hundert Meilen weit weg gewesen wären. Da sie nichts zu ihrer Entschuldigung zu sagen wußten, kehrte der Zar ihnen den Rücken.

Endlich überwand der Erzbischof seine Angst und brachte zaghaft vor:

»Wir sind nur arme, schwache Menschen, wie sollten wir, die wir in deiner Hand wie Spreu in der Gewalt des Sturms sind, vermögen, dir ein Wunder zu zeigen. Aber es lebt draußen am Rande des Waldes nur wenige Meilen von hier ein alter Bauer Archip. Von dem gehen seltsame Reden um. Im Volk sagt man, er sei ein heiliger Mann, und er könne wohl gar Wunder tun. Kranke pilgern zu ihm, und er heilt sie. Menschen kommen zu ihm, er sagt ihnen die

Zukunft. Leuten, die voll Kummer sind, denen spendet er Trost. — Mächtiger Zar, wenn du den alten Archip einmal aufsuchen möchtest, vielleicht, daß er dir besser dienen könnte, als wir Armen mit all unserm Wissen, unserm Kirchendienst, unsern Gebeten und Gesängen vermögen.«

Der Zar schaute eine Weile vor sich hin, dann sagte er: »Geht! Ich werde über die Sache nachdenken.«

Die Priester erhoben sich, dankbar, daß der kluge Erzbischof die Gedanken des Zaren auf einen anderen gelenkt hatte. Eilig suchten sie das Eisentor des Kreml zu erreichen.

Als sie weit genug weg waren, daß weder der Herrscher noch einer seiner Diener oder Soldaten sie hören konnte, kehrte sich der Erzbischof zu seinen Genossen um und sagte:

»Ich bin wohl neugierig, was der alte Archip machen wird. Bisher hat er nur mit Bauern und armem Gesindel zu tun gehabt. Das war nicht schwer. Laßt sehn, wie er sich mit dem Herrscher aus der Verlegenheit zieht. Wenn Gott durch seine berufenen Diener den Sinn des Zaren nicht erweichen kann, wie sollte das dieser einfache alte Mann vermögen.«

Indessen sah der Zar vom Fenster aus den Geistlichen nach, wie sie über die Brücke und den

Platz davoneilten, dann rief er sein Gefolge herbei und befahl, daß am nächsten Tage Wagen bereitstehn sollten, weil er hinausfahren wolle, den alten Archip aufzusuchen. — — —

Zar Iwan hüllte sich in den Pelz und bestieg den ersten Wagen. Im zweiten nahmen zwei Männer seines Gefolges Platz, hinter ihnen ritt eine Schar Bewaffneter. Es war ein warmer Sommertag. Die Vögel sangen in allen Zweigen, in Flüssen und Bächen spiegelte sich das lachende Gesicht der Sonne, und weiße Wolken türmten sich am Himmel, wie rein beschneite Berge. Auf den Feldern reifte Getreide, und mit den wogenden Ähren spielte warmer Wind. Bienen summten, und ein kräftiger Geruch von Erde und Gräsern stieg empor. Der Zar wäre lieber geritten, aber die Ärzte hatten ihm abgeraten, aufs Pferd zu steigen, weil das seiner Gesundheit schaden könnte. Und der Zar, dem das Leben anderer Menschen nicht mehr galt wie das der Fliegen und Mücken, war seit einiger Zeit besorgt um sein eignes Befinden, er ahnte, daß eine verborgne Krankheit an ihm zehre und war dem Rat der Ärzte gefolgt.

Der Kutscher, der ihn fuhr, sah über die Köpfe der drei Pferde hinweg auf das blühende Land. Kyrill war eines Bauern Sohn und freute sich, wie rings die

Felder gediehen, das Heu duftete und wie schwer die Ähren des Getreides nickten. Er lächelte still vor sich hin und dachte an das heimatliche Dorf und die Eltern und Geschwister, an die Kuh zu Hause, das struppige Pferdchen und den Hofhund.

Hinter ihm saß der Zar. Ihn fror trotz der Wärme, er lächelte nicht, seine Augen folgten finster der Lerche, die sich mit Gesang in die Lüfte schraubte.

Als sie sich dem Hause des alten Archip näherten, befahl der Zar seiner Begleitung zu halten, da er unerkannt den Alten aufsuchen wollte. Dann verließ er die Troika und schritt allein, gestützt auf den Elfenbeinstock der Hütte zu. Er fand niemand daheim und setzte sich in die Sonne auf eine hölzerne Bank neben der Tür.

Eine Weile hatte er dort gewartet, da trat aus dem Wald ein alter Mann mit grauem Bart und kam gegen das Häuschen. Der Mann trug den Kittel eines einfachen Bauern, sein Haar wuchs ihm lang bis auf die Schulter herab, die Augenbrauen hingen ihm buschig über die Augen. Seine Stirn war gefurcht, er wischte sich den Schweiß von ihr und hielt eine Mütze in der Hand, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war, über dem Rücken hatte er einen Sack hängen, und neben ihm lief ein kleiner Knabe, er

schwenkte in einem hölzernen Bauer einen gefangenen Zeisig.

Der alte Archip schien den Gast an der Hüttentür nicht bemerkt zu haben. Der kleine Knabe aber zupfte ihn am Rock und wies auf den fremden bleichen Mann im kostbaren Pelz, dessen Augen so dunkel brannten, und dessen Lippen so hart aufeinandergepreßt waren. Ruhig trat der Alte an den Zaren heran, warf den gefüllten Sack zu Boden, verneigte sich und erkundigte sich nach dem Begehr des Fremden.

»Bist du Archip?« fragte der Zar.

»Der bin ich, Herr,« erwiderte der Alte.

»Und wer ist das?« der Zar wies auf das Kind.

»Mein Enkel,« gab der alte Archip zur Antwort. »Seine Eltern sind tot. Der Vater starb im Krieg für den Zaren und die Mutter am Hunger, Diener des Zaren hatten sie von ihrem Hof gejagt. Da nahm ich den Kleinen zu mir.«

Der Zar faltete die Hände über dem Elfenbeinstock. »Ich habe einen weiten Weg zu machen,« begann er von neuem, »und mein Kutscher hat sich verfahren. Ich will etwas bei dir rasten. Hast du Brot und Bier?«

»Ich habe beides,« erwiderte der Alte. »Warte nur ein wenig, Herr, ich bring es dir heraus.«

Damit ging der Alte in das Haus hinein. Das Kind fürchtete sich vor dem finstern Blick des Fremden und folgte, indem es sich an den Rock des Großvaters schmiegte. Nach einer Weile kam der Bauer wieder hervor und brachte auf hölzerner Schüssel Brot und Honig und in einem Krüge Bier.

Der Zar aß und trank und fragte nach dem Leben des Alten. Der erzählte ihm, er habe keine Sorgen und lebe von dem Ertrag eines kleinen Feldes, von Pilzen, die er im Wald sammele, von Beeren, die Gott wachsen lasse, von Vögeln und Wild, das er in Schlingen fange. Er sei zufrieden mit sich und seinem Los. Nur im Winter sei es wohl zuweilen etwas einsam, und er dürfe sich nicht weit von seiner Hütte entfernen, denn die Wölfe drängen zuweilen bis an die Tür und scharren an der Holzwand.

»Und im Sommer?« fragte der Zar.

»Da gibt es nichts Schöneres als hier zu leben,« antwortete der Alte. »Da kommen die Vögel zu mir und singen mir ihre Lieder. Die Rehe stehen auf der Wiese und trinken aus der Quelle am Haus, die Bienen tragen mir Honig zu, und die Sonne wärmt mich. Was will ich mehr?«

»So bist du glücklich?« fragte der Zar.

»Sollt ich's nicht sein?« erwiderte der alte Archip.

»Gott hat mein Leben gefügt.«

Da trat sein Enkel zu ihm, zupfte ihn am Ärmel und flüsterte: »Komm Großvater! Ich fürcht mich.«

»Warum denn?« sagte sein Großvater und lächelte.

»Er hat böse Augen,« gab das Kind zurück.

Archip lachte. »Ja,« sagte er und klopfte dem Kind auf die Wangen, »Menschen haben nun einmal nicht die Augen deiner Rehe, Kind. Und die großen Herren haben ihre Sorgen. — Nehmt dem Kind das Geschwätz nicht übel,« entschuldigte er.

Der Zar lächelte nicht. Er schob den Holzteller beiseite, umfaßte wieder den Elfenbeinstock und schaute vor sich hin.

»Man sagt,« brummte er, »du seist ein frommer Mann. Die Leute glauben sogar, daß du Wunder tun kannst. Ich glaube nicht an Wunder. Zeige mir eins!«

Der alte Archip hob die Hand, wies auf die blühenden Gräser und sprach:

»Ist es nicht ein Wunder, daß Gott immer von neuem den Menschen Blumen wachsen läßt, und sie vergessen ihn doch immer wieder von neuem und denken an nichts andres, als wie sie einander schaden können. — Drüben im Tal hinter jener Kuppe, da lebt ein Bauer, der die andern betrügt und bestiehlt. Und doch hat Gott den Sünder bis jetzt noch nicht gestraft. Scheint das nicht auch ein Wunder?«

»Du bist ein Narr,« antwortete der Zar. »Kannst du nicht bessere Beweise bringen?«

»Das könnt ich wohl,« erwiderte Archip. »Aber die Wunder Gottes sind nur für den erkennbar, der sie erkennen will. Und du, Herr, willst sie nicht erkennen.«

Der Zar erhob sich ungeduldig und reckte sich stolz auf.

»Ich sehe, daß du ein Schwätzer bist, und daß deine Weisheit nichts wert ist. Das gleiche hab ich von Pfaffen hundertmal gehört. Dazu brauchte ich nicht zu dir zu kommen. Du bist nicht klüger als andre.«

Zar Iwan tat einige Schritte, dann blieb er plötzlich stehn, zog ein Goldstück aus der Tasche, warf es dem Alten hin und sagte:

»Du bist arm und hast mich beherbergt, hier, nimm!«

Der Alte ließ das Goldstück liegen und gab zurück: »Arm? Es gibt nur einen Armen im Lande — den Zaren.«

Iwan zuckte zusammen und runzelte die Stirn.

»Warum?«

»Der Zar trägt die Last aller Sünden,« antwortete Archip.

Da sah der Herrscher unter finster zusammengezogenen Brauen den Alten von Kopf zu Füßen an und warf ihm höhnisch die Worte zu:

»Meinst du? Der Zar ist stark genug, sie zu tragen.«

Er winkte seinem Kutscher und schritt auf die Troika zu. Als sein Gefolge ihn kommen sah, löste sich vom Waldrand der zweite Wagen, und die Soldaten der Bedeckung sprangen aus dem Dickicht vor und schwangen sich auf ihre Pferde.

Iwan kehrte sich am Wagen noch einmal gegen den alten Bauern, der mit der Mütze in der Hand dastand.

»Weißt du, wen du beherbergtest?« fragte er.

»Ich weiß es,« gab der zurück. »Du trägst, Zar Iwan, auf der Stirn das Zeichen des Kindsmörders!«

Da schrie der Zar gräßlich auf wie ein verwundetes Tier, schwang den Elfenbeinstab und wollte den Bauern zu Boden schmettern. Als der aber ruhig ihm in die Augen sah, ließ er den Stock sinken und keuchte:

»Auf die Erde! Küß mir den Rock und Bitt um Vergebung!«

Doch der alte Archip blieb stehn und antwortete: »Meine Sünden kann nur Gott vergeben. Du nicht, Zar.«

Der Zar kehrte sich ab. Er stieg in den Wagen, und die Pferde warfen sich in die Riemen. Das Gefolge schloß sich an, die Reiter sprengten nebenher. Als sich am Rande des Waldes der Weg zur Seite schlängelte, blickte der Zar noch einmal zurück nach dem Alten. Der stand noch immer aufrecht. Er hatte das Kind an seiner Seite, und die untergehende Sonne zeichnete einen hellen Strahlenkranz über ihn und seine Hütte gegen den Himmel. Da faßte den Zaren von neuem Wut. Er rief das Gefolge heran und befahl ihnen, mit den Reitern umzukehren, den Alten gefangen zu nehmen, ihn nach der Stadt zu bringen und in den Turm zu werfen.

»Er hat vor mir nicht knien wollen,« rief er den Männern zu, »so soll er vor dem Henker knien!«

Das Gefolge des Zaren kehrte um, und Iwan fuhr allein weiter.

Als sie an einem Dorf vorüberkamen, begegnete ihnen eine Schar Burschen und Mädchen. Die jungen Leute wanderten Arm in Arm, sangen und lachten, denn es war ein warmer Sommerabend. Einer rief dem Kutscher des Zaren ein lustiges Scherzwort zu im Übermut des frischen Lebens. Da zuckte es um die bärtigen Lippen des Kutschers. Er blinzelte ihnen zu und sagte sich: das wird unter denen heute eine fröhliche Liebesnacht geben. Und er lächelte.

Aber Iwan lachte nicht. Und als die Burschen und Mädchen in der beginnenden Dämmerung den finstern Mann sahen, der bleich im Wagen lehnte, drückten sie sich schnell hinter ein Haus. Eins der Mädchen flüsterte: »Der da im Wagen war entweder der Teufel — oder es war der Zar.«

Und Iwans Gefährt rollte weiter. Staub stiebte unter den Rädern und den hastenden Hufen der Pferde. Die Nacht kroch aus dem Wald hervor und schlich über Wiesen, Moore und Felder. Am Himmel wälzten sich dunkle Wolken herauf, eine quoll über die andere, und hin und wieder zerriß sie ein Blitz. Endlos schien sich der Weg zu dehnen. Der Wagen des Zaren begegnete keinem Wanderer mehr, und das Licht keiner Hütte blinkte durchs Dunkel. Jetzt tauchte der Weg in den Wald. Blasse Birken hingen ihre Äste tief herein, und mächtige Tannen und Kiefern hielten, eng an sich gepreßt, schwarze Mäntel. Von Zeit zu Zeit klagte der Schrei einer Eule aus dem Wald, und hin und wieder drang von der Ferne das Heulen eines hungrigen Wolfes.

Nachtkäfer summten durchs Dunkel, und schwerfällig stieß einer gegen die Wange des Kutschers auf dem Bock. Der schmunzelte vor sich hin und dachte: »Sieh da, kleiner Kerl, du hast mehr Mut als mancher Mensch, daß du gegen den Wagen

des Zaren fliegst.« Und der Kutscher schlug mit der Hand nach dem brummenden Käfer.

»Was tust du?« fragte der Zar.

»Da will sich ein Käferchen bei mir im Bart verstecken, Herr,« antwortete der Kutscher und lachte vor sich hin, weil er meinte, er habe da einen guten Witz gemacht.

Der Zar aber lachte nicht. Die Zeit schien ihm langsam zu vergehn. Der Abendwind griff mit kühlen Händen nach seiner Stirn. Aus Moos und Morast stiegen die Nebelgeister und webten her und spannen hin mit weißen Schleiern. —

Der Zar wurde müde. Er zog den Pelz enger um die Schultern und schloß die Augen. So saß er eine Weile und horchte im halben Hindämmern auf das ferne Mordgeheul der Wölfe. Er entsann sich, wie er in jungen Jahren sie einst mit Hunden gehetzt hatte. Nun aber hatten ihm ja die Ärzte verboten, zu Pferde zu steigen und die Zerstreung genommen. Er grübelte über sein Befinden nach, und daß ihm der Spiegel jetzt graues Haar und ein welkes Antlitz zurückwarf. Neulich hatte er mit dem Stock den Spiegel zerschlagen. Aber der neue hatte ihm das gleiche gesagt.

»Warum lügen die Spiegel nicht?« dachte der Zar.

»Warum sind sie nicht wie die Menschen, die mir alle

lügen.«

Und er versuchte zu schlafen. Nach einiger Zeit streckte er halb im Traum seine Hand zur Seite, da faßte er einen Menschen. Er packte zu, fühlte ein Knie, riß die Augen auf und sah in der Nacht, die vom flackernden Wetterleuchten erhellt wurde, einen alten Mann an seiner Seite sitzen. Archip? War das nicht Archip, der Bauer?

Erschrocken fuhr der Zar zusammen, konnte sich nicht erklären, wie der Alte an seine Seite kam, und herrschte ihn an: »Wer bist du?«

»Kennst du mich nicht mehr?« antwortete der Alte. »Ich bin Archip. Ich kam, um dir etwas zu zeigen. Gib einmal acht und schau dort hinaus.«

Der Wald mit seinen Bäumen war zurückgetreten, gleichsam von einem wogenden Nebelmeer verschlungen, und jetzt gewahrte der Zar etwas, das einem wirbelnden Strom glich, der mit grauen, quirlenden, spritzenden Wellen von rechts, von links, von rückwärts auf ihn zujagte. So tanzten zuweilen, wenn die Schloßen niedergingen und es stürmte, die Wellen der Moskwa durch die Dämmerung heran. Aber hier war ja kein Fluß und kein See, das war Täuschung. Und der Zar meinte mit einmal, es seien nicht mehr graue, tanzende Wellen, sondern gewaltige Schwärme flatternder Vögel, ein riesiger

Zug, wie er im Herbst, zur Zeit der Laubwelke aus unbekanntem Ländern des Nordens kam und über das Land dem Süden zurauschte.

Dann aber wurde das Bild allmählich klarer. Das waren auch keine grauen Vögel mit schlagenden Schwingen, das waren menschliche Gestalten, und der Zar sah und sah, und Grauen begann ihn zu schütteln. Da unterschied er Männer, Frauen und Kinder, denen die Köpfe fehlten, da sah er Scharen von Erhängten, hinter denen die Enden der zerrissenen Stricke flogen, da kamen heran Verstümmelte, denen Hände oder Füße fehlten, da schwebten Verwundete und Gemarterte, Männer und Frauen und Kinder, und Greise mit schlohweißen Haaren. Und sie schwirrten lautlos von allen Seiten her, holten den Wagen ein, begleiteten ihn, langten mit bleichen Nebelhänden nach dem Pelz des Zaren.

Einer unter den Schatten rannte neben dem Wagen her und wies auf eine klaffende Wunde an der Stirn. Der Zar erkannte Iwan, den Sohn, den er im Zorn erschlagen. Und immer länger und dichter wurde dieser Schweif gespenstischer Heerhaufen, die sich an den Wagen hingen. Iwan hob den Elfenbeinstock, schlug dem Kutscher damit auf den Rücken und rief ihm zu:

»Fahre rascher! Mich friert!«

Der Kutscher schwang die Peitsche und ließ sie über die Rücken der Pferde sausen, er feuerte mit Worten an, und die starken Tiere fielen in Galopp. Die Räder des Wagens wirbelten durch den Sand, die Pferde schnaubten, von ihren Hufen spritzte der Kot. Immer schneller ging die Fahrt.

Aber die Schatten blieben nicht zurück. Sie rannten, wirbelten, flatterten, huschten hinter dem Fiehenden her, wiesen ihm ihre Wunden, zeigten ihre zerrissenen, verstümmelten Glieder, die Male glühender Brandeisen, die Striemen der Geißelschläge, ihre blutgefärbten oder verbrannten Hemden. Und der Zar packte seinen Pelz, zog ihn enger um sich und schrie dem Kutscher zu: »Vorwärts! Vorwärts!«

Von neuem sauste die Peitsche über die Rücken der Pferde hin, weiter hetzte das Gefährt. Und nebenher hetzten und jagten die Schatten. Fahl und bleich waren ihre Gesichter, ihre Leiber, nur die roten Wunden, die glühten, sie brachen von neuem auf, und das Blut tropfte von ihnen, rann von ihnen herab. Die Wasserlachen, durch die der Wagen spritzend dahinflog, füllten sich mit blutigem Schaum. Rot färbte sich der Sand des Weges, über den der Zar rollte. Und blutiger Tau perlte von den Gräsern und Gesträuchen am Wegrand.

Iwan starrte auf die Verfolger. Er roch den faden Geruch der Blutlachen und atmete den Gestank der Leiber, die er auf Scheiterhaufen hatte verbrennen lassen. Die verkohlten Menschen erschienen ihm besonders furchtbar mit ihren schwarzen, von der Glut verkrümmten und vom Feuer ausgefressenen Körpern. Und von neuem schrie der Zar: »Vorwärts! Vorwärts!«

Aber die Heere der Getöteten und für ihn im Kampf Gefallenen, all diese grausigen Scharen flogen mit den Schwingen des Sturmwindes neben dem Wagen her, geführt von dem ermordeten Sohn, der sich an den Pelz des Vaters klammerte und immer wieder auf die gespaltene Stirn zeigte.

Eine Stimme kam an das Ohr des Zaren: »Du wirst diese fortan immer sehn.«

»Ich will sie nicht sehn!« rief der Zar. »Bist du wirklich ein wundertätiger Mann, Archip, so mach, daß ich sie nicht mehr sehe.«

»Du wirst sie immer sehn,« gab der Alte zurück.

»So werde ich die Priester rufen lassen,« sagte der Zar. »Und ich will Gott eine Kirche bauen aus Marmor und edlen Steinen und den Heiligen goldne Gewänder schenken. Dann müssen diese Schatten verschwinden.«

Aber der Alte antwortete: »Du gebietest nur den Lebenden, Zar Iwan. Du bist nicht mächtig genug, Schatten von dir zu scheuchen.«

Der Zar versank in dumpfes Brüten und schloß die Augen. »Sind sie noch immer da?« rief er nach einer Weile.

Da gab der Kutscher auf dem Bock Antwort: »Wen in aller Welt meinst du, Herr?«

»Die Schatten!« rief Iwan.

»Ich seh keine Schatten,« bemerkte der Kutscher. Er wies mit der Hand hinaus. »Es ist der Nachtnebel. Den spinnt ein steinaltes graues Mütterchen tief drinnen im Wald und hängt die gesponnenen Schleier mit Fleiß zwischen die Bäume, wie man die Leinwand zum Trocknen aufhängt. So hat es mir meine Großmutter erzählt.«

»Du siehst kein Blut mehr auf dem Wege?« fragte der Zar. »riechst du nicht den Geruch Verbrannter?«

»Ich seh nichts,« gab der Kutscher zurück, »und rieche auch nichts. Vielleicht ist ein Meiler in der Nähe, in dem Köhler Holz brennen.«

Der Zar öffnete die Augen, der Alte an seiner Seite war verschwunden. — Aber da waren sie wieder da, die Schatten! Ins Gesicht starrte ihm das weiße Antlitz seines Sohns, und rechts und links und hinter

ihm flatterte das graue Gespensterheer. Da zog Iwan rasch wieder die Fellmütze herab und schwieg.

Endlich hörte er Stimmen, das Lärmen der Wache erscholl, er vernahm, wie Ketten eines Tores rasselten. Da schaute er wieder auf. Der Wagen war an den Eingang des Kreml gekommen. Die Wache stürzte heraus, den Herrscher zu empfangen, die eisernen Torflügel wurden aufgerissen und schlugen an die Steine. Mit Fackeln und Lichtern eilten Diener herbei. Sie halfen dem Herrscher aus dem Wagen und trugen eine Sänfte heran, ihn nach seinen Gemächern zu bringen. Das Licht der Fackeln erhellte den Hof und die Scharen der Diener, die mit gebeugten Rücken das Gefährt und die schweißtriefenden Pferde umgaben.

Der Zar blickte sich um. »Wo ist der Alte?« fragte er.

»Welcher Alte?« gab einer der Bojaren zurück, die ihn empfangen hatten.

Der Herrscher wandte sich an den Kutscher: »Du, wo ist der Alte?« wiederholte er, »der mit mir fuhr?«

Der Kutscher sah erstaunt auf den Zaren und stotterte: »Herr, du hast allein im Wagen gesessen. Das Gefolge ist noch weit hinter uns.«

Die Bojaren sahen, daß der Zar fieberte und begleiteten seine Sänfte in die Räume, die der

Herrscher bewohnte. Mit einer Handbewegung entließ Iwan sie dort, und sie zogen sich in die Vorzimmer zurück, wo sie die Nacht zubrachten.

Der Zar legte sich nicht nieder. Ruhelos ging er im Gemach auf und ab, dann plötzlich trat er ins Vorzimmer, weckte einen aus seinem Gefolge und verlangte, er solle mit ihm Schach spielen. Der Zar fürchtete sich vor dem Dunkel. Aber über dem Spielen schlief er endlich im Lehnstuhl ein. Der Bojar, der mit ihm spielte, wagte nicht seinen Platz zu verlassen und blieb seinem Herrn gegenüber sitzen, bis dieser am Morgen die Augen wieder aufschlug.

Da erhob sich Iwan und befahl, seinen buckligen Hofnarren zu bringen, denn er wolle erheitert sein. Man holte den Zwerg, der Zar warf sich auf ein Ruhebett und gab dem Narren mit der Hand ein Zeichen, sich auf ein Bärenfell zu seinen Füßen zu setzen und seine Späße zu machen. Und der Narr erzählte Schwänke und Possen und bog sich selbst vor Lachen und zermarterte sein Gehirn, lustige Worte zu finden und spaßhafte Geschehnisse auszumalen.

Aber der Zar lachte nicht. Mitten in einem der Scherze sprang er plötzlich vom Bett herab, packte den erschrockenen Hauswurst an der Schulter und

wies gegen die kahle Wand des Zimmers. »Siehst du dort? Da sind sie wieder!«

Der Zwerg kroch ängstlich in sich zusammen, machte den Mund auf und wußte nichts zu antworten.

Da schrie der Zar: »Scher dich hinaus, Narr! und sag drunten, daß der alte Archip ein Hexenmeister ist, und daß man ihn verbrennen soll und seine Asche in den Fluß streun.«

Dann sank er auf das Ruhebett zurück, kehrte der Wand den Rücken und wühlte mit der abgemagerten Hand im grauen Bart. Der bucklige Zwerg indessen war froh, das Gemach des Schrecklichen verlassen zu können. Er hatte längst bemerkt, daß sein Herr einen jener Tage hatte, an denen der Wink seiner Hand und ein Blick seiner Augen zu Todesurteilen wurden. Draußen lief der Narr durch die Gänge und rannte die Treppe hinab, und wem er begegnete, dem rief er zu:

»Der Zar befiehlt, daß der alte Archip ein Zauberer ist, und daß er verbrannt werden soll.« Und leise setzte er hinzu: »Der Zar hat heute seinen Bluttag.«

Der Narr wußte nicht, wer der alte Archip war, hatte auch nie etwas von ihm gehört. An der Stiege zum Hof begegnete er dem Gefolge, das am Abend vorher mit dem Zaren nach der Hütte am Walde gefahren war. Er wiederholte den Leuten seinen Befehl. Da steckten diese die Köpfe zusammen.

Auch der Vorsteher des Palastes trat heran und einer der Geistlichen, die dabei gewesen waren, als man dem Zaren von dem wundertätigen Alten gesprochen hatte.

»Was sollen wir tun?« sagten die Leute, »der Zar befahl uns, den Alten gefangen zu nehmen und mit uns nach Moskau zu führen. Wir sind umgekehrt und haben ihn gesucht. Aber es war nur ein Kind da, und das hat uns gesagt, der Großvater sei ja mit dem fremden Herrn in den Wagen gestiegen und mit ihm davongefahren. Und wir haben ihn doch bestimmt nicht im Wagen des Zaren gesehen.«

»Und es ist auch niemand mit ihm angekommen,« bestätigte der Vorsteher des Palastes. »Der Zar saß allein im Wagen.«

»Was soll man davon denken?« bemerkte einer.

»Mir hat der Kutscher gestanden,« sagte der Vorsteher des Palastes, »daß der Zar unterwegs öfters laut gesprochen hat, als habe er sich mit jemand unterhalten.«

Der Kutscher wurde gerufen. Er schlug das Kreuz und meinte, aus den Morästen sei gestern Nacht Nebel gestiegen, so dicht und seltsam, wie er ihn noch nie gesehn. Vielleicht habe der dem Zaren Fieber gemacht, denn der Herrscher habe Eile gehabt, in den Kreml zurückzukehren.

Das Gefolge stand ratlos. »Was sollen wir machen, wenn der Zar fragt, ob wir den Alten gefangen haben, und ob er umgebracht worden ist, wie er befohlen hat? Sollen wir ihm mit Märchen kommen? Dann werden wir alle morgen am Galgen hängen.«

Ein Priester trat heran und erklärte: »Der alte Archip ist ein Heiliger, Gott hat ihm wunderbare Kräfte gegeben, ich hab's immer gewußt. Vergreift euch nicht an ihm.«

Da flüsterte der Vorstehen des Palastes: »Wie dem auch sei, wenn der Zar fragt, so antworten wir: Dein Befehl ist vollzogen. Man darf dem Zaren nicht widersprechen.«

Und sie trennten sich. — —

Es vergingen einige Tage, der Zustand des Herrschers wurde nicht besser. Wenn er in der Dämmerung am Fenster saß und über die Stadt hinblickte, dann sah er, wie Wolken aus der Ferne sich emporballten, wie sie sich teilten, wie die einzelnen Fetzen heranflogen und Gestalt annahmen, wie sich diese Gestalten vermehrten. Erst waren es zehn, nun zehnmal zehn, und dann immer mehr, immer mehr schattenhafte Formen. Und sie flogen auf die Fenster des Palastes zu, und streckten die Hände nach ihm, suchten nach ihm, starrten aus toten Augen ihm ins Gesicht. Dann wich er ins Zimmer

zurück und riß die Vorhänge vor die Fenster und befahl seine Wachen herbei.

Er fand nachts keinen Schlaf mehr. Da rief er die Priester zu sich, ließ sich das Gewand eines Mönchs bringen, hing sich an goldner Kette ein goldenes, mit Edelsteinen belegtes Kreuz auf die Brust und durchwanderte mit ihnen ruhelos die Gänge des Schlosses, während die Priester Gebete hersagten. Wenn es dunkelte, ließ er mit hundert Fackeln die Säle und Korridore bis in alle Winkel erleuchten. Und die Diener trugen hundert Fackeln rechts und hundert Fackeln links neben ihm her. So blieb kein dunkler Winkel, in dem ein Gespenst hätte lauern können. Und doch fand der Zar keine Ruhe. Immer wieder zogen die schwelenden Fackeln seine Blicke auf sich. Ihr Rauch quoll empor und ballte und formte sich wie die Wolken des Himmels zu Gestalten. Immer wieder erschien unter ihnen sein eigener Sohn mit der gespaltenen Stirn. Der Zar ordnete an, daß über den Sarg des Sohnes Gebete und Beschwörungen gesprochen würden und ließ den Deckel des Sarges mit goldnen Reifen festschmieden. Es war alles umsonst, alles.

Eines Morgens winkte er den Vorsteher des Palastes zu sich und sagte ihm:

»Ruf mir den alten Archip herbei, den Wundermann, von dem der Erzbischof sprach.«

Der Vorsteher des Palastes erblaßte. Er glaubte, der Zar wolle prüfen, ob sein Befehl ausgeführt worden sei, verbeugte sich tief und antwortete:

»Herr, du hast selbst befohlen, den Alten als einen Hexenmeister zu verbrennen. Wir haben uns beeilt, deinen Befehl zu erfüllen.«

Der Zar antwortete nicht. Er blieb wohl eine Stunde in düstren Gedanken versunken auf dem Stuhl sitzen, und nur die abgezehrte Hand zuckte zuweilen am Elfenbeingriff des Stockes. Auch der Vorsteher des Palastes wagte nicht, sich zu bewegen, bis der Zar mit einem Wink der Hand ihm gebot, den Saal zu verlassen. Kaum aber war er hinausgegangen, als ein Glockenzeichen des Herrschers ihn von neuem hereinrief.

»Schick mir den Erzbischof!« befahl der Zar.

Man ließ den Erzbischof kommen. Und der Zar sagte ihm:

»Es ist eine seltsame Krankheit, die mich befallen hat. Ich will's nicht länger dulden, daß Träume mir die Nachtruhe rauben. Es sind hier Gespenster im Schloß. Meine Feinde haben Geister beschworen, mir zuzusetzen. Es ist Zeit, daß ich mit solchem Spuk fertig werde, denn er zehrt mir am Leben. Laß alle

Glocken der Stadt läuten. Laß in allen Kirchen für meine Gesundheit beten. Ruf deine Priester her und laß von der Wache jeden, der am Tor des Kreml vorbeikommt, aufgreifen und in diesen Saal bringen. Sie werden alle hier niederknien, du wirst vorbeten, und alle sollen dir nachbeten. Ich will meine Untertanen aufrufen gegen die Schemen.«

Der Erzbischof verneigte sich und erwiderte:

»Großer Zar, es soll geschehn, wie du befohlen hast. Aber bedenke, gegen die Dämonen der Hölle hilft nur eins, das Gebet aufrichtiger und frommer Seelen. Falsche Gebete verstärken die Macht des Bösen.«

»So verkünde den Leuten,« schrie der Zar, »daß meine Soldaten den zu Tode peitschen werden, der nicht aufrichtig für meine Gesundheit betet.«

Der Erzbischof ging. Er suchte den Vorsteher des Palastes und die Bojaren auf, und der Befehl des Zaren wurde ausgeführt. Über ganz Moskau hin klang und dröhnte und hallte Glockengeläut. Hunderte von Kerzen wurden in den Kirchen angezündet. Die Soldaten des Zaren trieben mit Speißen und Knuten und blanken Schwertern Männer, Frauen und Kinder in die Kirchen und auf die Plätze zusammen.

»Der Zar ist krank,« verkündete man. »Ihr sollt für die Gesundheit des Zaren beten!«

Die Leute gehorchten, sie fielen in die Knie und beteten. Man jagte die Gefangenen aus den Verließten heraus auf die Höfe der Kerker und warf sie in den Staub, und sie mußten beten, während die Wächter und Henker ihre Rücken mit Geißelhieben trafen, weil sie fürchteten, die Wünsche dieser Unglücklichen möchten nicht aufrichtig sein. Kettenklirren, Wimmern und gellende Schreie mischten sich in Glockengeläut, in den Gesang der Kirchenlieder, in das laute Flehen von Tausenden.

Der Saal des Kreml füllte sich. Die Wache packte jeden, der am Palast vorbeiging, und schleppte ihn herein in den Saal und stieß ihn aufs Knie, und man befahl, dem Erzbischof nachzubeten. Schon konnte der Saal die Haufen nicht mehr fassen, die Gänge verstopften sich mit Menschen. Auf den steinernen Stufen der Treppen kauerten und hingen sie, Schulter an Schulter, wie die ausgeschwärmten Bienen sich an den Ast eines Baumes hängen. Die Schergen des Zaren standen hinter ihnen mit blanken Waffen und Geißeln, und hin und wieder hörte man in das Murmeln der Gebete einen Peitschenhieb niedersausen und einen schmerzvollen Aufschrei.

Auf seinem Thronessel saß zusammengefallen der Zar, furchtbar anzusehen. Er fror, seine Zähne klapperten, er hüllte sich in den Pelz und starrte regungslos über die Menge. Seine Augen glühten im kalkweißen Gesicht und verfolgten mißtrauisch jede Bewegung der zusammengepreßten Masse.

In der ersten Reihe sah er seinen Sohn Feodor, den Erben des Thrones. Daneben kniete die junge Witwe des erschlagenen Iwan, der er mit dem Tode hatte drohen müssen, damit sie für den Mörder ihres Gatten betete. Und der Zar gab acht, ob ihre Lippen sich auch wirklich bewegten. Er erkannte weiter zurück in kostbaren Pelzgewändern die Bojaren. Einst war er mit ihnen ins Feld gezogen und zur Wolfsjagd geritten. Er sah deren Weiber und Kinder und Diener, und er sah weiterhin unter Bauern und Bürgern traurige, ekelerregende Gestalten, Bettler waren's. Es waren Männer und Frauen, die seine Henker verstümmelt hatten, und die nun zu Hunderten auf den Gassen der Stadt umherlagen und Mitleidige um ein Stück Brot baten. Leute sah er, denen die Augen fehlten, denen die Zunge fehlte oder die Hand, ein Fuß. Und sie lagen alle am Boden und stammelten und lallten die Gebete nach, die der Erzbischof für die Gesundheit des Zaren sprach.

Dem Herrscher wurde heiß in dem Dunst der Menge, er mußte sich das Hemd am Hals öffnen. So ging es eine Stunde und noch eine, der Zar erwartete ein Wunder, er erwartete, daß das Glockenläuten, das Beten und Singen eines ganzen Volkes zum Himmel dringen, ihm die Gesundheit wieder geben, die Gespenster verjagen werde. Aber es geschah kein Wunder.

Hin und wieder fiel in der Menge einer nieder aufs Antlitz und blieb ohnmächtig liegen, und andere knieten auf den Liegenden, weil die Soldaten immer neue Scharen hinauftrieben in den Saal. Hin und wieder sah der Zar, wie einer oder der andere scheu nach ihm hinschielte. Die Witwe Iwans stöhnte auf und begann zu schluchzen. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich erheben, sie faßte sich mit den Händen an die bleichen Schläfen, dann sank sie plötzlich um und fiel nach vorn aufs Gesicht, daß ihre Stirn gegen den Steinboden schlug. Man ließ sie liegen, niemand wagte ihr beizustehen.

Der Zar rührte sich nicht. Eine schwere Mattigkeit überkam ihn. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Da hörte er, wie aus der Menge heraus zwischen die Gebete hinein einer murmelte:

»Es hilft nichts. Seht, der Zar stirbt.«

Da raffte sich der Schreckliche gewaltsam auf, erhob sich jäh, daß der Stuhl zurückflog, stieß einen Fluch aus und brüllte über die Menge:

»Es hilft nichts, weil eure Gebete unaufrichtig sind! Weil ihr nicht wollt, daß ich gesund werde! Ich will euch zwingen, aufrichtig zu beten!«

Und er rief die Soldaten, die hinter ihm mit den Knuten standen, schüttelte die Fäuste gegen die Beter und schrie: »Schlagt zu! Tötet jeden, der nicht aufrichtig für mich betet!«

Die Soldaten stürzten sich auf die Menge, die Geißeln zischten. Der jungen Fürstin zerriß ein Peitschenhieb die zarte Wange, Blut spritzte. Alles schrie, flehte, wälzte sich zurück, wollte fliehn und fand den Ausgang des Saals durch die eignen Massen versperrt. Und ohne Erbarmen zischten die Riemen herab.

Da plötzlich aber hielten die Schergen inne und wichen zurück und senkten die Knuten. Vor ihnen stand, wie kam der dahin? ein alter Bauer, und breitete weit die Arme aus.

Der Zar starrte ihn an und stieß einen gellenden Schrei aus: »Archip?! Was willst du? Kehrst du von den Toten zurück? Geh! Was willst du hier?«

Der Lärm verstummte, alles schaute auf den Zaren, in dessen bleichem Gesicht die Augen flammten,

während seine Hände zitternd an den Lehnen des Thronsessels eine Stütze suchten. Der alte Archip stand noch immer, weit die Arme ausgereckt.

»Was kehrst du von den Toten zurück?« rief der Zar noch einmal.

»Ich komme für dich zu beten,« antwortete Archip. Die Augen des Zaren weiteten sich in Entsetzen.

»Wer ist das?« stammelte er.

Niemand sagte ein Wort. Der Bauer stand vor ihm. Aber es schien nicht Archip mehr, der Einsiedler vom Walde draußen, dessen Asche der Zar im Fluß versunken glaubte. Da stand ein Mann mit einem Gesicht, wie es der Zar noch bei keinem Menschen gesehn. Es ging ein Leuchten vom Haupte des Fremden aus. Seine ausgebreiteten Hände schienen durchbohrt von den Malen großer Nägel. Im Saal wurde es still wie in einer Kirche zur Nacht.

Da packte der Zar seinen Mantel, sank in den Stuhl zurück und verhüllte sein Gesicht in den Falten. —

Die Stunden liefen. Der Palast hatte sich geleert. In den Kirchen war es finster geworden. Die letzten Kerzen waren herabgebrannt und verlöscht. Die Straßen lagen dunkel und leer, die Glocken waren verklungen, die Gebete und Schreie verstummt. Die Wellen der Moskwa hasteten eilig vorüber.

Man hatte den Zaren auf sein Bett getragen. Sein Gesicht war eingefallen, seine Haare waren weiß geworden. Als er aus schwerer Ohnmacht erwachte, fragte er, ob er geträumt. Und als man es verneinte, verlangte er, man solle den fremden Mann suchen, der vor den Betern erschienen war. Aber er war nicht zu finden, man hatte ihn weder kommen noch verschwinden sehn. Einige meinten, es sei wirklich Archip, der alte Bauer gewesen. Andere sagten: »Wie kann ein Bauer aussehen, wie jener Fremde aussah, Gott allein weiß, wo er herkam.«

Iwan der Schreckliche aber starb an jenem Tage, da er das Wunder gesehn hatte.

Die steinernen Augen.

Vor zwanzig Jahren verkehrte ich in München viel mit einem Schulkameraden, einem Bildhauer. Wir waren beide jung und, statt im Atelier zu arbeiten, streiften wir viel umher zu Fuß und zu Rad.

Da wir in einer Fremdenpension lebten, fehlte es uns nicht an Begleitung. Die jungen Damen sahen wir am liebsten, auch genoß Freund Johannes bei ihnen besondere Wertschätzung. Er liebte es, mit seinem Gelde aufs freigebigste umzugehen: sein Kopf steckte voll der abenteuerlichsten Einfälle, über die man bald lachte, bald wohl auch sich entsetzte, und er war stets bereit, den Fremdenführer zu spielen und andere in ein Konzert oder ins Theater zu begleiten.

Seit mehr als einem halben Jahre hausten wir in München, als in unserer Pension eine Amerikanerin mit ihrer Tochter erschien. Die alte Dame war herzleidend, wohlbeleibt und darum ungewöhnlich bequem. Seufzend erklärte sie, keinen Schritt gehen zu wollen, und wirklich fuhr sie nur, täglich denselben Weg, einmal die Ludwigstraße hinauf und

durch den Englischen Garten zurück, glücklich, wenn sie denselben Spaziergängern oder den gleichen Wagen mit denselben Menschen begegnete. Im übrigen besuchte sie nie ein Museum, kaum je ein Theater. Ihre Tochter fand das bald langweilig und schloß sich uns an. Wir kamen uns rasch näher.

Miß Mabel galt als Schönheit. Ihre Züge waren regelmäßig, ihr Haar wuchs stark und lang und glich im Ton sonnenbeschienenem Kupfer, und ihre Haut erfreute sich der Weiße und Zartheit, die man oft mit rötlichem Haar gepaart findet. Auch ihre Augen fielen durch Glanz auf, und sie waren blau, von der Farbe der Treue.

Seit sie in unseren Kreis geraten, kümmerte Johannes sich nicht mehr um seine anderen Bekannten. Er nannte Miß Mabel das klügste und amüsanteste Geschöpf, er fand sie bezaubernd, sagte ihr tausend Schmeicheleien und machte ihr bald so den Hof, daß er die Bildhauerei darüber vergaß. Mabel ließ sich das alles mit überlegenem Lächeln gefallen, etwa wie eine Schauspielerin Bewunderung und Beifall im Theater als etwas ihr Gebührendes hinnimmt.

Eines Tages meinte ihre Mutter, sie müsse einmal wieder das Meer sehen, die Wellen der Adria, die staubige Stadt bekomme ihr nicht mehr. Sie wollte

einige Tage nach Venedig an den Lido gehen. Da die beiden Amerikanerinnen kein Wort Italienisch sprachen, bestimmte Miß Mabel lachend, wir hätten sie zu begleiten, und wenn wir auch Venedig schon kannten, so müsse man doch solch eine Stadt mehr als einmal sehen. Wir fuhren zusammen, und es ward eine der lustigsten Reisen, die ich je gemacht. Die Sonne brannte auf den Sand des Lido, und wir drei jüngeren Leute gingen schon am Tage nach unserer Ankunft im Meer baden, während die alte Dame unter dem Schutz ihres Zelttes in den Tiefen eines Stuhles liegen blieb und vor sich hinträumte. Miß Mabel zeigte sich als treffliche Schwimmerin und plätscherte lange umher. Als sie endlich dem Wasser entstieg, lächelte sie beglückt, zog die weißen Füße durch die silbernen Wellen, atmete tief den Duft des Meeres, schüttelte und dehnte sich in der Sonne und streifte mit einigen Scherzen die Tropfen von ihren weißen Armen.

Johannes packte mein Handgelenk. »Diese Schönheit! Diese Schönheit! Gott im Himmel, gib mir so ein Modell,« raunte er mir zu, »und ich mache dir etwas Unsterbliches!« Dann aber lief er nach Mabels Zelt, holte ihr warmes Badetuch und warf es ihr besorgt über die Schulter, obgleich sie meinte, ihr

sei wirklich nicht kalt, und sie wolle sich lieber von der Sonne trocknen lassen.

Während wir nach dem Abendessen in der Dämmerung auf der Terrasse des Hotels saßen, wagte Johannes die Amerikanerin zu bitten, sie möge ihm zu einer Büste Modell stehen. Mabel ging ohne Zögern darauf ein. Nun konnte Johannes die Heimkehr nicht erwarten. Kaum waren wir wieder in München, als er sich ganz seinen Freunden entzog. Geschäftig eilte er umher, er verwandelte sein Atelier in einen Blumengarten und breitete Teppiche auf den Boden, die Flecken zu verdecken, die Gips und Ton auf ihm hinterlassen. Er kaufte sogar ein silbernes Teeservice, die Amerikanerin mit Tee und Kuchen zu bewirten. Dann kamen die Sitzungen.

Wer wollte noch zweifeln, Johannes war verliebt, und seine Liebe wuchs von Tag zu Tag, wurde zu einer Leidenschaft, die ihn alles vergessen ließ, ja alles andere in ihm völlig verzehrte. Selbst sein Talent schien sie aufzulösen, wie die Stichflamme einen Goldschmuck schmilzt. Wochen verschwendete er an die Büste. Er plagte sich von früh bis abends, sperrte sich gegen jeden Verkehr mit der Außenwelt und ließ keinen seiner Freunde zu sich.

Mich allein bat er eines Tages um einen Besuch, ich solle ihm raten, denn er brächte das Werk trotz

Schweiß und Mühen nicht zusammen, und müsse an seiner Kunst verzweifeln. Es war das bitterer Ernst, ich sah es seinem unglücklichen Ausdruck an. Als ich bei ihm eintrat, fand ich Miß Mabel hingestreckt auf einer Ottomane. Sie spielte mit ihrem Seidenpintscher und lachte über die Mühe, die das Hündchen sich gab, ihr einen Gummiball aus den Händen zu reißen. Mit fröhlichem Gruß streckte sie mir den bloßen Arm entgegen, den schönsten Frauenarm, den ich je gesehen, und machte einen Scherz, als das ungeduldige Tier nach dem Tuch haschte, das ihren Hals bedeckte, zu Boden sprang und die Seide von ihren Schultern herabzog. Dann erhob sie sich plötzlich, jagte mit dem Tier im Zimmer umher, entriß ihm endlich ihren Schal, schlang ihn sich um, stellte sich neben dem Marmor auf und verlangte von mir schnell ein Urteil über die Büste.

Wie sollte ein so unruhiges Geschöpf zu geduldigem Sitzen zu bringen und das Launenvolle ihres Wesens in starrem Marmor wiederzugeben sein? Johannes hatte denn auch nichts Gutes arbeiten können. Ein Marmorblock war verhauen und von ihm unter staubige Gipse in die Ecke gestellt worden. Ein zweiter versprach nicht besser zu werden. Wohl stand der Kopf eines schönen Weibes da, irgend eine

Venus, eine Juno, aber die Amerikanerin war es nicht, und mein Freund sah das so gut wie ich. Er knirschte mit den Zähnen und jammerte nur über seine künstlerische Niederlage, seine Ohnmacht, wie er es nannte.

Mabel selbst schien zufriedener. Sie fand die Büste schön, stritt ab, daß noch etwas an ihr zu ändern sei und meinte, wenn sie sich mit dem Hunde auf dem Sofa herumwälzen dürfe, könne sie schon noch einige Tage aushalten, aber auf einen unbequemen Stuhl ließe sie sich nimmermehr setzen. Sie wolle unterhalten und nicht gelangweilt sein.

Wie hätte ich wohl Johannes helfen sollen? Die Sitzungen nahmen bald darauf ein Ende, es waren Wochen verloren worden, und die gestellte Aufgabe blieb ungelöst. War es dies Mißgeschick oder seine Verliebtheit, Johannes wurde immer reizbarer, und unsere Freundschaft begann sich abzukühlen. Es war unmöglich, weiter unbefangen mit ihm zu verkehren, denn eifersüchtig und voll Mißtrauen wachte er darüber, daß ich nie in seiner Abwesenheit oder auch nur, wenn er ein wenig entfernt stand, mit Mabel plauderte oder scherzte.

Einmal schalt ich ihn deshalb. Wie alle Männer leugnete er, eifersüchtig zu sein und behauptete, ich täusche mich. Dann bat er, ich möge um solcher

Mißverständnisse wollen unsere alte Jugendkameradschaft nicht in die Brüche gehen lassen.

Eines Morgens verkündete am Frühstückstisch Mabels Mutter, sie fange an, sich zu langweilen. Indem sie uns bat, ihr zwei Fahrkarten nach Cannes zu besorgen, fragte sie, ob wir sie auch diesmal wieder begleiten wollten. Sie habe seit dem Tode ihres Mannes sich noch immer nicht gewöhnen können, ohne männliche Hilfe und Schutz zu reisen. Johannes sagte sofort beglückt zu, und da ich die Riviera noch nicht kannte, so entschloß ich mich, mitzufahren.

Die beiden Amerikanerinnen ließen sich in Cannes nach einem der ersten Hotels bringen, sie waren der Pensionen müde und wollten wieder einmal bei der Tafel Menschen um sich sehen, Damen in feinen Kleidern, Herren im Frack. Ich selbst hatte keine Lust, mit ihnen im gleichen Hause zu wohnen, und wir unterhielten uns darüber im Flur vor der Klause des Pförtners, da trat ein Herr aus dem Rauchzimmer nebenan, stülpte einen breitrandigen Schlapphut auf die wirren Haare und schlenderte an uns vorüber. Johannes warf einen Blick auf ihn, schrak zusammen und brach mitten in einem Satze ab. Über sein Gesicht lief der Ausdruck jäher Unruhe. Er stieß

mich an, starrte dem Fremden nach, bis dieser verschwunden war, und flüsterte mir zu.

»Wenn du mir noch einen einzigen Freundschaftsdienst erweisen willst, so bleib mit mir hier. Ich kann, ich darf von diesem Hotel nicht fort.«

Da gab ich nach. Aber ich suchte Johannes eine Stunde später auf und forschte nach dem Grund des seltsamen Benehmens. Die Stimme meines Freundes zitterte erregt, er sprang vom Stuhl.

»Kennst du den nicht? Das ist ja der Sänger von Room von der großen Oper. Mabel hat im vorigen Winter bei ihm Gesangstunden gehabt, und sie hat es mir selbst erzählt, sie war sterblich verliebt in den Kerl. Dann muß etwas passiert sein. Die Stunden sind nicht fortgesetzt worden. Aber noch jetzt soll er ihr schreiben, und er versucht immer wieder mit ihr anzuknüpfen. Ich schwöre dir, daß er von der Reise der Damen gewußt hat, und wer weiß, vielleicht freut sich Mabel sogar, ihn wiederzusehen!«

Ich suchte dem Freunde die Gedanken auszutreiben, er aber rannte im Zimmer auf und nieder und redete sich immer mehr in Eifer.

»Nein, bestimmt, sie hat es gewußt. Das ist eine abgekartete Sache. Sie haben es beide, beide haben es gewußt! Um Gottes willen, sag, was ich tun soll.«

Nicht ohne Mühe nahm ich ihm das Versprechen ab, im Hotel ruhig zu sein und keinen Streit heraufzubeschwören, der Sänger werde ja vielleicht bald abreisen.

Aber von Room reiste nicht ab: er trat am Abend nach dem Essen plötzlich auf unseren kleinen Kreis zu, begrüßte die Damen und machte sich mit uns bekannt. Ohne eine Einladung abzuwarten, setzte er sich dem jungen Mädchen gegenüber, ließ seine Blicke mit deutlichem Wohlgefallen auf ihrer Gestalt ruhen und sagte ihr verschiedene hochtrabende Schmeicheleien über ihr Aussehen. Dann riß er geschwind das allgemeine Gespräch an sich und rühmte die künstlerischen Erfolge, die seit einigen Monaten mit Lorbeerkränzen, Blumen und Honoraren über ihn herniederregnen sollten. Johannes verharrte schweigsam und in sich gekehrt, er schien nur mit den Augen den schwankenden Besitz der Geliebten festhalten zu wollen.

Wir blieben lange beisammen. Mabel tat auch unter den heißesten Blicken der beiden Verehrer völlig unbefangen. Niemand hätte sagen können, ob sie Johannes oder ihren einstigen Anbeter bevorzuge, beiden wog sie das gleiche Maß lebenswürdiger Worte zu, schenkte sie die Strahlen ihrer blauen Augen. Auch die alte Dame behandelte beide mit

derselben etwas lässigen Freundlichkeit und schien von dem, wie ihre Tochter und von Room einst zueinander gestanden, nichts mehr zu wissen oder wissen zu wollen.

Aber zwischen den Männern entspann sich von der ersten steifen Verbeugung an ein stiller Kampf um das Herz des jungen Mädchens. Der Sänger bemerkte sofort, daß Johannes über alles Maß in die Amerikanerin verliebt war. Er selbst hatte sie vielleicht schon halb vergessen, aber da er einen anderen an ihrer Seite gehen, mit ihr kosen, ja ernstlich, in heißem Drang um ihre Gunst werben sah, fürchtete er, sie könne sich für den anderen erwärmen. Gekränkte Eitelkeit erwachte in ihm. Er gab sich die nächsten Tage alle erdenkliche Mühe, in Mabels Herz wieder Flammen zu erwecken, wie sie einst für ihn in ihrer Brust gelodert haben mochten. Von Room war geschickter und erfahrener in der Behandlung eines Weibes als Johannes. Er spielte von Anfang an den überlegenen, seines Sieges Gewissen: durch Fragen, hingeworfene Worte, ja durch das Mienenspiel seines beweglichen und die sichere Bühnenwirkung beherrschenden Gesichtes wußte er im Hotel immer die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und als der große Künstler zu erscheinen, der alles in den Bann seiner

Persönlichkeit zwingt. Mehrere kleine Sterne kreisten bald um den größeren.

Schon am zweiten Abend sang von Room in der Halle einige Arien vor. Die Gäste saßen an verschiedenen Tischen, Johannes mit mir und den Damen vor einem mit weißen Dahlien gefüllten Marmorkamin. Miß Mabel hatte ihren Korbsessel so gedreht, daß ihre und von Rooms Augen sich finden konnten.

Der Sänger und das junge Mädchen sahen sich an, sahen sich immerfort an. Johannes verfolgte das gefährliche Spiel. Seine Stirne runzelte sich, seine Hand streckte sich in die duftende Menge der Blumen, riß einige heraus, behielt sie zwischen den Fingern und zerdrückte sie. Bald aber schlenderte er die mißhandelten Dahlien zwischen die anderen, sprang auf und stürmte hinaus ohne Erklärung, ohne sich von jemand zu verabschieden. Mabel bemerkte seine Flucht nicht einmal. Aber von Room sah es wohl, und nun triumphierte der Sänger. Er nahm die dummen Schmeicheleien der entzückten Hörer mit gespielm Gleichmut entgegen, blätterte nach neuen Liedern in seinen Noten und gab noch mehrere zum besten. Als der Sänger, dem der Schweiß auf der Stirn perlte, das letzte Lied geendet und die Menge ihn mit Beifall und Geschwätz umringte, kehrte

Mabel sich ab, wendete sich an mich und fragte nun erst nach Johannes.

Die nächsten Tage kümmerte sie sich weniger um von Room, und mein Freund war überglücklich, als er dies bemerkte. Schon wähnte er die Schale seines Loses im Steigen. Ohne sichtbaren Grund aber änderte plötzlich die Amerikanerin von neuem ihr Benehmen und schlug sich wieder auf die Seite des Sängers.

Es schien ihr Eindruck zu machen, daß von Room sich als großen Fechter ausgab und ein gehabtes Degenduell durch eine Narbe am rechten Unterarm bezeugte. Die Liebe einer ausländischen Prinzessin nannte er als Ursache des blutigen Zusammentreffens, und sein Gegner, ein gefürchteter Fechter, sei für tot vom Platz getragen wurden. Solchen Heldentaten hatte mein armer Freund freilich nichts an die Seite zu stellen, und auch seine Kunst half ihm nicht, konnte er doch keinen Marmorblock mit sich schleppen, der Sänger aber trug seine Kehle immer bei sich und machte von ihr plaudernd und singend steten Gebrauch. Seine Erzählungen, sein Gesang und seine schmachtenden Augen schmeichelten ihn mehr und mehr in die Herzen der Damen. Johannes dagegen verbohrte sich täglich tiefer in Haß gegen ihn.

Eines Abends gingen wir am Strande entlang. Mit dem frischen Geruch des Wassers stieg ein köstlicher Abend vom Meer empor. Schatten schmiegen sich in die Gehölze der Gärten, in Tore und Gäßchen, in Täler und Buchten. Langsam hüllten sie alles in Schleier. Allerlei Geheimnisse waren dahinter zu vermuten, jene Geheimnisse der Liebe, deren Zeugen seit Ewigkeit nur Mond und Sterne sind.

Der Golf von Nizza warf uns spielend weiße Schaumkränze an den Strand, unsichtbar dufteten Blumen unter dichtem Blätterdach, und bald glühten Leuchtkäfer auf, zwei, drei, mehr, immer mehr, als trüge der Wind feurigen Samen aus den späten Blumen. Wir ließen uns auf einer Bank nieder, verfolgten den Mond, der scheinbar an der schwarzen Pyramide einer Zypresse emporklomm, und betrachteten das Meer. Es erzitterte zuweilen unter einer Brise, daß die schimmernde Haut beim Hauch des Windes die Farbe von blassem Silber annahm und sich kräuselte, als liefe ein Schauer über den Hals einer schönen Frau.

Mabel schien vom Zauber jenes Abends ganz besonders ergriffen. Ihre Augen blickten heute zärtlicher noch als sonst. Sie saß zwischen Johannes und von Room, hatte scherzend ihre beiden Arme in die der beiden Männer gelegt und träumte vor sich

hin, während der Sänger von einem Triumph erzählte, den er als Siegfried in Bayreuth gefeiert.

Mit einem Male bedeutete ihn die Amerikanerin zu schweigen und bog sich vor, nach dem Weg, der etwas tiefer dahinlief. Auf der weißen Straße wanderten ein Bursche und ein Mädchen. Sie ahnten nicht, daß wir sie beobachteten, denn sie spazieren auf und ab, ohne sich umzusehen, und redeten erregt und laut. Sie stritten sich. Nach kurzem trat das Mädchen auf die andere Straßenseite hinüber, der Bursche wollte ihr folgen und faßte nach ihrem Arm. Sie stieß ihn mit einem ärgerlichen Ausruf zurück. Seine Reden, erst bittend, wandelten sich rasch in Vorwürfe, endlich in Drohungen. Das Mädchen blieb stehen, lehnte den Rücken an einen Baum, kreuzte die Arme über der Brust, höhnte und zischte endlich, er möge sie augenblicklich verlassen, sie sei dieser Quälerei überdrüssig und könne einen eifersüchtigen Freund nicht lieben. Nur hassen könne man so einen.

Mabel schaute bei diesem Schelten erst Johannes, dann mich und den Sänger an und lächelte.

Sie hatte ihre Augen der Straße noch nicht wieder zugewandt, als von unten grelles Geschrei heraufschnitt. Ein schwarzer Schatten schoß auf das Mädchen zu, das kehrte sich um und duckte sich und kreischte noch einmal auf. Etwas blitzte durch die

Luft, mit einem Hilferuf sank das Mädchen neben dem Baumstamm zu Boden, während der Bursche zurücksprang, als habe er sich gebrannt. In seiner Rechten blinkte ein Messer.

Das alles war so rasch gekommen, daß wir einen Augenblick wie gelähmt sitzen blieben. Dann aber sprangen Johannes und ich auf und stürzten der drunten Liegenden zu Hilfe. Als der Bursche uns sah, schreckte er zusammen und hob zur Abwehr das Messer. Er zögerte eine Weile, wandte sich aber plötzlich zur Flucht. Doch mein Freund holte ihn nach einigen Sätzen ein, packte ihn, rang ihn zu Boden und entwand ihm mit meiner Hilfe die Waffe. Hinter uns erhob sich indessen leise wimmernd die überfallene. Da ließen wir ihren Angreifer laufen, um ihr zu helfen. Zum Glück hatte der Dolch nur ihren Oberarm getroffen. Während wir uns mit der Wunde beschäftigten, stiegen auch Mabel und der Sänger zu uns herab. Mabel tröstete die Weinende, von Room aber blieb abseits stehen, indem er behauptete, einen Verwundeten zu sehen, mache ihn schwindelig. Unter unserem Zureden überwand das Mädchen den ersten Schreck, es hörte auf zu weinen, und wir geleiteten es in die Stadt zurück.

Als wir am anderen Morgen beim Frühstück über das Erlebnis des Abends redeten, trat der Sänger in

fröhlicher Zuversicht an unseren Tisch und rückte sich wie gewöhnlich einen Stuhl neben den des jungen Mädchens. Mabel aber beachtete ihn kaum.

Der Künstler stutzte und versuchte sein unmännliches Verhalten vom letzten Abend zu verteidigen. Es gelang ihm indessen nur sehr unvollkommen. Als Mabel vollends stichelte, sie habe von einem so guten Fechter erwartet, daß er sich sofort ganz allein auf den Angreifer werfen würde, da zog es der Sänger vor, sich mit gekränkter Miene zu erheben. Er ließ zu Mabels Mutter einige Redensarten über schlecht gelohnte Ritterlichkeit fallen, und da die alte Dame überrascht im Stuhl vor ihrer Teetasse verharrte, ohne eine Antwort zu finden, verbeugte er sich kurz und schritt gegen den Ausgang des Saales. Wir lachten, und der fröhliche Spott erreichte ihn noch, ehe er die Glastür des Raumes hinter sich zugeschlagen hatte.

»Heute gehe ich jede Wette ein,« bemerkte Johannes, »daß die Schnittwunde an seinem Arm nie und nimmer von einem Duell herrührt. Sicher ist er nur versehentlich mit der Hand durch eine Glasscheibe gefahren.«

Beim Diner fand sich von Room wieder ein, da aber sein Ansehen einen Sprung bekommen hatte, so

zog er sich allmählich zurück und verschwand einige Tage später aus Cannes.

Als ich am Morgen nach der Abreise des Künstlers Johannes suchte, der nicht zum Frühstück erschienen war, fand ich ihn in seinem Zimmer bei einer wunderlichen Arbeit. Er hielt eine lange und zwiegespaltene Holzwurzel in der Hand und schnitzte eifrig an ihr herum. Schon war die Gestalt eines Männchens mit überlangen Beinen, kurzem Oberkörper und unförmigem Kopf zu erkennen. Über einer struppigen Mähne saß ein spitzes Hütlein.

»Was machst du da?« forschte ich.

»Nur eine Spielerei,« entgegnete er. »Ich übe mich einmal in der Holzschnitzkunst. Vor Freude über die Abreise Rooms habe ich die Nacht nicht schlafen können, da bin ich bei Morgengrauen aus dem Bett gesprungen und die Berge hinaufgelaufen. Droben hatte man in einem Gehölz Bäume gerodet, ich fand die abenteuerlich geformte Wurzel, nahm sie mit, und bin nun dabei, einen Rattenfänger von Hameln aus ihr zu machen. Denn dieser Kerl war so etwas.«

Er hielt mir mit einem bitteren Scherz das kleine Scheusal bin.

»Warum nennst du den Sänger einen Rattenfänger von Hameln?« fragte ich.

»Warum? Weil der Kerl auch ein Hexenmeister war. Denk doch an die Art seines Singens, an das Spiel seiner Augen. Hast du nicht darauf geachtet, wie er Mabel förmlich in Bann schlug mit seinen Blicken, vor allem, wenn er sang?«

Mit einem Male ergriff Johannes die Wurzel, zerbrach sie über dem Knie, warf sie in den Kamin, häufte einige Zeitungen darüber und brannte das Ganze an.

»Da, da!« jubelte er, »laß den Zauberer verbrennen! Nun ist's aus mit seiner Kunst, aus! Er verführt mir keine Kinder mehr!«

Dann wischte er mit der Hand noch die kleinen Schnitzspäne vom Tisch herab in ein Papier, warf beides dem hölzernen Scheusal nach in die Flammen und lehnte sich zufrieden in einen Stuhl, während das Feuer knisterte und qualmte.

»Ich schwöre dir, wenn der Kerl noch länger hiergeblieben wäre, um Mabel nachzustellen, ich hätte so oder so einen Streit vom Zaune gebrochen. Ich konnte es nicht mehr ertragen, nicht einen Tag mehr! Ich wäre imstande, dich zu töten, meinen Bruder, wenn ich dächte, daß er sich in sie verlieben oder ihr gar einen Kuß geben könnte.«

Ähnliche Äußerungen entfuhrn meinem Freunde öfters, und jeder Versuch, ihn wieder für die

vergessene Kunst einzunehmen, ward vergeblich gemacht. Johannes dachte nur an Mabel, sah nur sie. Zuweilen sprach er auch von Heirat, wagte aber immer nicht, um ihre Hand zu bitten, denn er meinte, ein verbummelter Künstler wäre ihrer nicht wert.

Die Sache langweilte mich endlich, ich reiste nach Deutschland und ließ meinen Freund im gleichen Zustand verliebter Trunkenheit an der Riviera zurück. Vor der Abreise sagte ich ihm einige Worte über seine Unentschlossenheit, er trug mir das nach und schrieb mir nicht. Monate liefen so ins Land, da brachte mir eines Tages die Post die Anzeige seiner Verlobung mit Miß Mabel. Nun also war sein Sehnen doch erfüllt worden. Ich wünschte ihm viel Glück, er dankte und schrieb mir wörtlich: »Ich bin an der Seite der reizendsten aller Frauen der seligste Mensch der Welt. Ich muß Dich bald besuchen, damit auch Du Dich von meinem Glück überzeugen kannst. Mabel schwört mir täglich, daß sie nur mich liebt, nur mich lieben kann.«

Aus dem angekündigten Besuche aber wurde nichts, und trotz seines Versprechens, öfters zu schreiben, blieb Johannes die folgenden Jahre für mich verschollen. Auch auf Ausstellungen fand ich nur einmal unter seinem Namen eine Marmorbüste. Wieder hatte seine Gattin ihm Modell gestanden,

aber das Werk taugte nicht viel. Es war ihm mißglückt wie die anderen. Ich sandte ihm eine Karte, sie kam unbestellbar nach Wochen zurück. Wo mochte er hausen? Ob er mit seiner jungen Frau in Cannes lebte, wo wir so viel zusammen am Meer gesessen? Vielleicht hatte er sich dort in der Nähe irgend eins jener kleinen Landhäuser gemietet, die, versteckt unter Bäumen und Blumen wie geschaffen sind, das Glück Verliebter zu schirmen. Sie hatten ja beide immer Sinn für Romantik gehabt, nun hatte Johannes am Ende die Kunst an den Nagel gehängt, um ganz der Freude an Sonne und Mondschein, an Blütenpracht und Meeresglanz, um allein dem Glücke seiner Liebe zu leben. Es war nur klug, nach dem Erlebnis mit von Room dies Glück dem Neid der Welt zu verbergen.

Mit der Zeit blieben die Bilder von Johannes und Mabel für mich immer mehr hinter anderen Dingen zurück, bis ich eines Tages von neuem plötzlich vor ihnen stand.

Von Triest war ich nach Abbazia gefahren. Als ich die Straße unterhalb des Hotels nach dem Strande hinabschlenderte, sah ich eine einsame Dame vor mir herwandeln, deren Haar, von der Sonne getroffen, mir durch seinen Glanz auffiel. Wo hatte ich doch solches Haar gesehen? Auch Gang und Gestalt

schiene mir bekannt. Ich beschleunigte meine Schritte, holte die Spaziergängerin ein und schielte ihr unter den Hut. Es war Mabel, noch immer jung, hübsch und blauäugig.

Sie blickte gleichfalls auf, erkannte mich, lächelte und blieb stehen. Wir schüttelten uns die Hände, und ich erkundigte mich nach ihrem Gatten. Da verfinsterte sich ihr Antlitz. Während wir nebeneinander am Meere entlanggingen, erzählte sie. Sie und Johannes hatten sich getrennt. Die Seligkeit der ersten Wochen war nur von kurzer Dauer gewesen.

»Johannes,« so etwa sagte sie, »hat mich wie eine Gefangene gehalten, mich beobachtet, mich geradezu verfolgt. Er hat jeden meiner Schritte überwacht, ich mußte allerlei Listen anwenden, nur um einmal allein eine Freundin besuchen zu können. Johannes hat mir vom ersten Tage an durch seine Eifersucht Qualen der Hölle bereitet.«

Sie entschuldigte ihren Mann mit ererbten Wahnideen, und meinte voll Bitterkeit, in ihm sei eben doch keine große Künstlernatur gewesen. Er sei ein engherziger Egoist gewesen, ein Spießbürger. Er habe sie in allem enttäuscht, so daß ihre Mutter schließlich noch wenige Monate vor ihrem Tode selbst zur Scheidung geraten habe.

»Wann ist Ihre Mutter gestorben?« fragte ich. Sie antwortete: »Vor fast vier Jahren. Seitdem irre ich nun allein in der Welt umher.«

»Und wo lebt Johannes?«

»Ich ahne es nicht,« entgegnete sie. »Sein Anwalt hat die strenge Anweisung, seinen Aufenthalt nicht zu verraten. Ich vermute fast, daß er andauernd auf Reisen ist.«

Wir wanderten wohl eine Stunde zusammen auf und ab. Mabel behauptete weder nähere Verwandte noch Freunde zu haben, es war ihr darum eine Freude, sich mir mitzuteilen, und ich habe mich nicht gelangweilt, ihr zuzuhören. Sie war ruhiger geworden in den letzten Jahren, ihre Launenhaftigkeit und das Abenteuerliche ihres Wesens schienen gemildert.

In den nächsten Tagen besuchten wir die Umgebung, wir machten einen Ausflug nach dem Seebade Grado im Sumpfland der Lagunen, stiegen in das Felsverlies der Adelsberger Grotte. Eines Morgens schlug mir Mabel vor, von Fiume aus eine Segelfahrt nach den tausend Inseln zu machen, die an der Dalmatinischen Küste liegen, als hätten in Märchenzeiten Riesen mächtige Felsteile hier wild durcheinander ins Meer geschleudert. Zwar hatte ich in diesen Tagen abreisen wollen, aber die junge Frau tat mir leid, und sie war so hübsch, zumal, wenn ihre

blauen Augen zärtlich oder voll Sehnsucht in die Weite blickten. Warum sollte ich ihr zu Liebe nicht einen Tag zugeben? Ich erklärte mich also einverstanden, wir fuhren nach Fiume und mieteten ein Boot. Zwei istrische Fischer bedienten es.

Wohl drohten Wolken am Himmel, doch die Fahrt ließ sich herrlich an. Unser Kiel pflügte silberne Furchen in den blauen Grund: das sonnetroffene Segel ward vom Winde gespannt, daß die Taue am Holz knackten und sich dehnten, sein Schatten glitt wie ein Riesenflügel neben uns über die Flut. Möwen begleiteten uns mit Geschrei, und ihre harten Blicke spähten nach Beute. Wir beobachteten die Tiere, warfen ihnen Brocken zu, lachten, scherzten und genossen der heißen Schönheit rings umher. Zu unseren Füßen stand ein Korb mit Proviant. Die saftigsten Feigen und Birnen winkten zum Nachtsch aus einem anderen, und eine Flasche Champagner sollte den Durst löschen. Es konnte uns also an nichts fehlen. Mabel ließ vom Rande des geneigten Bootes die Linke ins Wasser hängen, daß Perlen an ihren Fingern aufspritzten. Dann sang sie irgend ein verliebtes englisches Lied. Die Fischer bewunderten die Wärme ihrer Stimme und gaben ihrerseits ein istrisches Volkslied zum besten, einen alten Sang mit altem Inhalt, Leiden und Sehnsucht und

windgebrochene Blumen. Dann sang noch einmal die junge Frau.

Wir waren einige Stunden gesegelt, und ich schlug vor, umzukehren, denn es war spät geworden und hatte sich umzogen. Mabel aber schien traurig und schmollte.

»Ich möchte nicht. Fahren wir noch ein wenig weiter,« bat sie. »Es ist so schön, und ich freue mich so, einmal durchs Dunkel heimzukehren und durch Wind und Wellen. Das ist doch netter, als am Tage und jedenfalls etwas Neues für mich.«

Die Fischer drehten die Gesichter gegen den Himmel und legten sie in bedenkliche Falten, aber schließlich meinten sie, wenn wir uns nicht fürchten wollten, könnten wir ja im Bogen heimkehren, dann kämen wir auch erst im Dunkeln zurück. Eine Insel stieg seitlich vor uns aus dem Wasser. Wir steuerten gegen sie, sie zu umsegeln.

Doch das Meer veränderte sich mehr und mehr, es ward unruhig und schäumte. Wolken flatterten im Osten von den dalmatinischen Bergen auf, gleich Wildvögeln, und als wir ein vorgestrecktes Knie der Insel erreichten und nach Westen wendeten, warf sich plötzlich ein Windstoß mit solcher Wucht ins Segel, daß ich einen Augenblick dachte, das schwere Boot wolle kentern. Die junge Frau griff mit einem Schrei

nach meinem Arm und ließ sich dann an den Boden des Kahnés gleiten, um den Spritzern zu entgehen, die sie trotz des Mantels zu durchnässen drohten. Sie zu schützen deckte ich noch die wettergebleichte Wolljacke eines der Fischer über ihre Schultern. Die beiden Männer beeilten sich, die Segel einzuziehen und legten die langen Ruder aus. Unter ihrem Druck richtete sich das Boot zwischen den vorüberstürmenden Wellen wieder auf wie ein gescheuchtes Tier, das vor Hunden aufspringt, und versuchte in den Schutz der Insel zu flüchten.

Die Dämmerung kam und mit ihr der Sturm. Ich hatte das seit einer Weile befürchtet. Von Nordosten her war schwarzblau eine Wolkenwand aufgedampft, wie emporgespien aus einem verborgenen Krater. Schwefelfarben umgrenzte sie ihr Rand, und zuweilen zuckte ein greller Schein hinter ihr auf. Donner grollte und übertönte das Klatschen und Brausen des Wassers, dazu peitschte Regen herab auf unser triefendes Boot.

Es wurde Nacht. Zur Linken wachte ein einziges Licht auf. Die Fischer schauten darauf hin, wechselten einige Worte, legten sich mit frischem Mut in die Ruder und hielten auf ein Stück Land zu, dessen Umrisse nur von den Blitzen gezeichnet wurden. Ob es die Insel war, um die wir zuerst

gesteuert, wußte ich nicht. An der Grenze der Adria lag ja ein Gewirr von tausend Inseln. Aber wir hielten bei unserer stark gedämpften Abenteuerlust die nächste Zuflucht für die beste.

Ich hatte mich auf ein Brett an die Seite der jungen Frau gesetzt, und bei jedem Schlingern des Bootes wurden wir zusammengeworfen, wie in unserem Körbchen die Birnen und Feigen durcheinandergeschüttelt waren. Die junge Frau fing an, um ihr Leben zu bangen. Sie sagte zwar nichts, aber ihre Rechte umkrampfte mein Handgelenk, und wenn eine größere Welle heranrollte, den breiten Nacken beugte und unser Boot jäh emporhob, wie ein Stier sein Opfer auf die Hörner nimmt, dann bebte ihre Schulter an der meinen, und sie stieß einen Schrei aus.

Welch seltsame Wege geht unser Herz! Bis vor wenigen Tagen war mir die junge Frau fremd, fast gleichgültig gewesen. Jetzt, wo wir zusammen den Launen der Elemente preisgegeben waren, unsicher, ob die Bora uns irgendwo ans Land werfen, ob sie uns nicht etwa in die wüste Adria hinausreißen würde, jetzt fühle ich mich diesem Wesen an meiner Seite unendlich nah. Der Natur, dem Wüten ihrer Dämonen gegenüber empfanden wir uns als Leidensgefährten, als Bruder und Schwester. Als ein

neuer Stoß das Boot auf die Seite warf, umschlang mich Mabel und barg ihr Gesicht an meiner Brust. Ich legte die Arme um sie, und hielt sie fest. So blieben wir aneinandergeschmiegt, ohne zu sprechen.

Nach einer halben, einer ganzen Stunde vielleicht nahm das Schwanken des Bootes ab, der Regen wurde schwächer. Auch der Wind faßte uns nicht mehr so, indem wir den Schutz einer kleinen Bucht genossen. Die Fischer hatten richtig vorausgesehen, unter den Felsen der Insel konnte uns die Bora nicht mit ungehemmter Gewalt überfallen, besser gehorchte das Fahrzeug dem Ruder, und nach einigen Minuten krachte der Kiel auf Geröll. Einige Fischerhütten ließen sich am Ufer erkennen, und aus einem ihrer Fenster fiel der Lichterstrahl ins Dunkle, den wir schon lange beobachtet. Unsere Leute sprangen in die Brandung und schoben das Boot gegen den Strand, dann schwang ich mich hinaus, umfaßte die Gefährtin, nahm sie auf den Arm, watete mit ihr durch den Gischt, über zischenden Kies und trug sie ans höhere Ufer. Kaum standen wir in Sicherheit auf festem Boden, als Mabel unter dem Eindruck der überstandenen Gefahr und der Rettung sich freudig, mir die Arme um den Hals warf und in krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Ich suchte sie zu beruhigen, und wünschte doch im geheimen, sie,

deren süße Last ich eben gefühlt, möchte noch eine ganze Weile an meiner Brust in solch zärtlicher Stellung verharren.

Drei, vier dunkle Gestalten erschienen in der offenen Tür der Hütte, es waren Fischer, die uns zu helfen kamen. Ich bat um Unterkommen für uns bis morgen. Doch sie hatten keinen Raum frei und berieten lebhaft. Dann wiesen sie uns an ein Haus, das einige Minuten weiter landeinwärts liege, und gaben uns als Wegweiser einen Knaben mit einer Laterne mit.

Während unsere Ruderer einer nach dem anderen in der erleuchteten Hütte am Strande verschwanden, tappten wir, müde, doch vom Gefühl eines überraschenden Glückes durchwärmt, dem Flackerschein der Laterne nach. Unser Pfad wand sich einen Hang empor. Die junge Frau schritt vor mir her. Aber sie kehrte sich oft um, lächelte mir zu und fragte besorgt, ob ich auch den Weg sehen könne, oder ob sie die Laterne verberge.

In vier Bündeln strahlte das Licht aus den vier Glasscheiben der Laterne, und sein Schein hüpfte rechts und links, bald über einen Baumstamm, bald durch Gewirr von Strauchwerk, bald an weißen Felsblöcken vorüber. Mabel streckte plötzlich den

Arm nach einem der Steine, lehnte sich leicht an mich und raunte mir zu:

»Ich bitte Sie, achten Sie mal, wie unheimlich da diese Dinger aussehen.«

Die junge Frau hatte recht. Unter dem raschen Wechsel des bleichen Lichtes und der Schatten, die Baumäste über sie warfen, tauchten die Blöcke kurz aus dem Dunkel der Nacht und verschwanden wieder darin. Bald starrten sie riesigen Köpfen gleich mit offenen Mäulern, und bald ähnelten sie gebleichten Totenschädeln, bald kauern den Geschöpfen einer längst versunkenen Vorwelt. Zuweilen traten fast menschliche Bilder auf ihnen hervor, Gesichter, von Angst, Wut oder lachender Freude verzerrt.

Wer noch niemals bei Mondschein zwischen Felsblöcken hinwanderte, weiß nicht, welches Leben in solchen Steinen aufwachen kann. Da formen sich hundert Gestalten, Gnomen hocken am Boden, mächtige Tiere kauern, bereit, sich auf uns zu wälzen, schwarze Riesen recken plumpe Glieder bis ins Geäst alter Tannen auf, und gespenstische Geschöpfe ohne Namen schlafen träge wie schwarze Bären im Moos, und man fürchtet sich, sie zu wecken. Die Natur ist eine unerschöpfliche Bildnerin. Wie viele solcher Bilder sah ich bei nächtlichen Fahrten und Wanderungen in den Dolomiten.

Nach einer Viertelstunde etwa erschien die weiße Mauer eines Landhauses im Dunkel von Bäumen. Unser Führer setzte neben der Eingangstür die Laterne ab, langte nach einem metallenen Klopfer in Form eines Drachenhauptes und pochte. Es dauerte geraume Zeit, dann schurrten innen Schritte über Steinfliesen. Die Tür ward geöffnet, vor uns stand eine alte Frau, schirmte ein Licht mit der Hand und musterte uns voll Erstaunen. Der Bursche plapperte einige uns unverständliche Worte, ich wiederholte unterdessen meine Bitte um ein Obdach. Die Alte war Dalmatinerin, und aus ihrer Antwort ward mir nur das eine klar, daß der Hausherr schon schlief und sie ihn nicht wecken dürfe, daß wir aber in Anbetracht des Unwetters gern bleiben könnten. Wir traten also ein. Sie versperrte hinter uns erst wieder die Tür, dann stieg sie eine saubere Steintreppe empor, und geleitete uns in eine geräumige Stube, die unter weißen Moskitonetzen ein frischüberzogenes Bett und auch sonst alle Bequemlichkeiten eines guten Gastzimmers enthielt. Während die alte Dienerin zwei Lichter für uns entzündete und uns durchnäßte Menschen noch einmal neugierig und voll Mitleid betrachtete, fragte ich sie, ob nicht vielleicht noch ein zweiter Raum für mich zu finden sei, da ich

der Dame das Zimmer allein überlassen wolle. Die Alte aber verneinte, und Mabel scherzte:

»Sind wir nicht Schiffbrüchige? Wir müssen nun schon einige Stunden als gute Kameraden miteinander aushalten.«

Ich fügte mich gern. Nur ungern hätte ich Mabel und das gastliche Zimmer wieder verlassen. Die Alte verschwand, kehrte aber bald mit einer Decke zurück, die sie über ein Sofa breitete, füllte die Krüge mit frischem Wasser und brachte Handtücher. Dann rief sie mir zu: »Ihre schöne Frau wird nach einer solchen Fahrt trefflich schlafen,« wünschte gute Nacht und verließ uns.

Mabel und ich sahen uns an und lachten. Das Abenteuer, das so böse hätte enden können, war ja schließlich gut und absonderlich abgelaufen. Nun aber waren wir beide etwas in Verlegenheit, wie wir, durch unsere unbedachte Fahrt zu einem Ehepaar gestempelt, die neue Rolle zu Ende spielen sollten. Doch die junge Frau fand sich geschickt in die neue Lage. Sie breitete den tropfenden Mantel über einen Stuhl, legte die Mütze beiseite und löste ihr Haar, das dichte Haar mit dem Kupferglanz, um es unter allerhand Scherzen und Gelächter vor einem Spiegel mit dem Handtuch trocken zu reiben. Dann löschte sie, ach, beide Lichter aus und tastete sich gegen das

Bett. Ich hörte, wie sie sich dort rasch entkleidete, unter dem Musselin in die Kissen schlüpfte und sich fröstelnd hineinhüllte. Mit einem munteren Wort wünschte sie mir gute Ruhe, und bald vernahm ich nur noch ihre regelmäßigen Atemzüge. Unsere an Aufregung so reiche Segelfahrt hatte ihre Kräfte erschöpft, ungewiegt schlummerte sie ein. In Kleidern warf ich mich unter die Decke aufs Sofa, aber so sehr ich es auch wünschte, das Abenteuerliche unserer Lage ließ mich nicht sogleich schlafen.

Während von neuem Wind und Regen gegen die Fenster lärmten, freute ich mich des sicheren Daches, und meine Gedanken kreisten um die reizende, junge Frau, die da im Dunkel nur wenige Schritte von mir entfernt ruhte. Ich schaute hinüber und belauschte mit klopfendem Herzen ihre Atemzüge. Das war ein so lieber Klang. Im Geiste erblickte ich Mabel vor mir im Spiegel, während ihr die Flut ihres Haares ausgebreitet durch die Finger glitt. Noch immer fühlte ich in meinem Arm ihre bebenden Schultern, als der Sturm uns umhergeworfen, ihre Glieder, als ich sie durch die Brandung ans Land trug, und ihre Brust atmete warm an der meinen.

Wäre ich etwa im Begriff, mich von Mabel in Bande schlagen zu lassen, wie einst von Room und

Johannes sich in sie verliebt hatten? Halb überrascht, halb erfreut sah ich solche Gedanken an. Indem ich mich von einer Seite zur anderen wälzte, überlegte ich alle Möglichkeiten einer Zukunft, und tappte danach, durch welche Pforte ich wohl aus dem Irrgarten dieses Erlebnisses herauskommen würde.

Endlich aber schlief ich ein und erwachte nach wirren Träumen am anderen Morgen erst, als die Sonne hinter weißen Vorhängen gegen die Fenster lachte. Mein erster Blick galt dem Bett drüben, und geräuschlos wickelte ich mich aus meiner Decke, um die junge Frau nicht zu wecken, denn sie lag mit geschlossenen Augen, und ich wähnte sie noch schlafend. Aber sie war schon munter, wendete den Kopf, schlug das Moskitonetz zurück und streckte mir über die Bettdecke weg mit einem Gutenmorgengruß ihre Hand entgegen. Ich behielt ihre Finger eine Weile in den meinen und küßte sie. Ihr Antlitz im Rahmen des Haares, ihr weißer Arm und die lässige Bewegung erinnerten mich an jenen Besuch auf dem Atelier meines Freundes. Wie gern hätte ich sie gezeichnet. Sie lag mit einem halbverlegenen, halb auch bezaubernden Lächeln in den Kissen. Ein Sonnenstrahl stahl sich hinter dem Fenstervorhang herein, und sein Glanz spielte ihr auf Haar und Nacken, daß die gekräuselten Fäden hinter

ihrem Ohr wie Golddraht schimmerten. Auf einem Stuhl daneben hob sich von der Schneefarbe des Bettes der bunte und feine Kram ihrer Gewänder ab. Ich bog ihren bloßen Arm an meine Lippen.

»Gehen Sie hinunter,« bat sie, »und sehen Sie, wer uns so freundlich beherbergt hat. Ich stehe gleich auf, und dann werden wir eine fröhliche Heimfahrt haben.«

Ich gehorchte. Drunten in einem ganz weißen Flur begegnete mir die Alte von gestern abend. Sie fragte nach dem Befinden der gnädigen Frau, leitete mich auf eine Terrasse, wo schon ein gedeckter Frühstückstisch stand und bat einen Augenblick zu warten, der Herr werde uns sogleich begrüßen. Immer nur der Herr? Wären wir etwa einem Junggesellen so unvermutet über Nacht zu Gast gekommen?

Ein Mann von Geschmack und Natursinn mußte sich dies Landhaus auf die einsame Insel gebaut haben. Die Terrasse erhob sich um einige Stufen über einem Garten, jenseits dessen vom Fuß steiler Klippen das Meer herausflutete, blau und weit, mit einem stahlscharfen Glanz. Der Garten zu meinen Füßen war nur klein, rechts und links säumten ihn ernste Tamarisken, aber ihre Äste schirmten einen unbeschreiblich bunten Teppich verschiedenartiger

Blumen. Als hätte ihre Fülle drunten auf den Beeten nicht genug Platz gefunden, so wucherten einzelne Schlinggewächse, mit gelben, roten, blauen Blüten um das Holzgeländer der Terrasse empor, ja sie kletterten an den Seiten sogar mit schlanken Armen nach den Fenstern des zweiten Stockes hinauf. Zwei blaugrüne Eidechsen sonnten sich auf den weißen, noch ganz neuen Stufen einer Treppe, über der Blumenpracht des Gärtchens. Dort würde ich mit Mabel heruntergehen, ihr einige der gelben Blüten ins Haar zu stecken.

Schritte ertönten hinter meinem Rücken, ich blickte mich um, die Tür nach dem Inneren des Hauses öffnete sich, und vor mir stand — Johannes, leibhaftig Johannes. Zuerst sahen wir uns beide an, ungewiß, ob dies Wiedersehen Wirklichkeit oder nur ein Traum sei. Dann streckten wir uns mit lautem Gruß die Hände entgegen. Doch ehe er noch meine losgelassen, zog ich ihn in eine Ecke der Terrasse und flüsterte ihm zu, daß wir nichts ahnend einen Ausflug gemacht, in ein Gewitter geraten, und daß sie, Mabel, seine geschiedene Frau in meiner Begleitung hier sei.

»Was, Mabel?« Johannes fuhr zurück, seine Stirn furchte sich finster. Dann aber zuckte er die Achseln:

»Ach, jetzt ist es vorbei, für uns beide lange vorbei. Mag sie denn da sein.« Und plötzlich lachte

er auf, schlug mir auf die Schulter und rief:

»Doch gut, wenn vom Zufall mal ein Witz gemacht wird, der nicht nach dem Geschmack eines Philisters ist!«

Dann aber schob er mit einer Handbewegung gleichsam die Vergangenheit beiseite und sprach vom Unwetter. Aber wir hatten nicht lange Zeit, viel zu plaudern, schon stieß neben uns die alte Wirtschafterin die Tür auf, und Mabel betrat mit lustigem Lächeln die Terrasse.

Auf den ersten Blick erkannte sie ihren Mann. Sie schrak zusammen, das Lächeln schwand, das Blut schoß ihr in die Wangen, und mit einem kleinen Schrei wich sie zurück gegen den Ausgang, indem sie unwillkürlich die Hand ans Herz preßte. Johannes weidete sich kurz an ihrem Entsetzen, verbeugte sich aber und wies auf die gedeckte Frühstückstafel.

»Da Sie nun einmal unter mein Dach haben flüchten müssen, nehmen Sie noch für eine Stunde länger meine Gastfreundschaft an.«

Die junge Frau zögerte, und ihre Rechte tastete nach der Tür. Dann aber gab sie sich einen Ruck und trat wieder zu uns, indem sie einige Worte des Dankes stammelte. Was hätte sie in solchem Gefangensein auch anders tun können? Wir setzten uns um den Tisch, und die Dienerin brachte das

Frühstück. Johannes langte zu, als habe er nüchtern einen langen Spaziergang aus Meer gemacht. Mabel saß schweigsam und aß wenig, kaum wagte sie die Augen flüchtig auf ihre Umgebung zu erheben, und immer geschah es mit einem Ausdruck von Furcht. Ich sah, welche Qualen sie am Tische ihres einstigen Gatten unter den spähenden Blicken ausstand, mit denen er sie zuweilen musterte.

Johannes bediente sie mit kühler Rücksicht. Er hörte erst den Bericht über die Sturmfahrt des letzten Tages, dann fragte er nach meinem Wohnort, meiner Tätigkeit, nach neuen Ausstellungen. Die früheren Zeiten wurden mit keinem Wort erwähnt. Ich erkundigte mich, ob er in den letzten Jahren viel gearbeitet. Er verneinte, lächelte sonderbar und bemerkte nach einer Pause, die besten seiner Werke würden wir nachher auf seiner Besetzung beim Rückweg betrachten können. Etwas Ähnliches habe vor ihm wohl nie einer geschaffen. Sein ganzes Innere stecke in den Arbeiten, er behielte sie um sich wie lebend gewordene Träume.

Indem er meinen neugierigen Fragen auswich, erzählte er von der Insel und der Armut ihrer wenigen Bewohner, von der Fruchtbarkeit des Gartens, vom Fischfang, auch von den Borastürmen und dem Scirocco, den beiden Plagegeistern jener

Küste. Endlich entgegnete er auf meine Frage, daß er sich durchaus nicht einsam fühle, im Gegenteil, er habe ja neben jenen Arbeiten, jenen Schöpfungen der Leidenschaft auch Blumen um sich, Bienen, Schmetterlinge, Vögel und Eidechsen und den Wind und die Wolken

Je länger wir auf den Burschen warten mußten, der ausgeschickt war, uns die Bereitschaft unseres Bootes zu melden, um so mehr verlor sich bei Johannes die anfängliche Steifheit seiner einstigen Frau gegenüber. Er richtete immer öfter das Wort auch an sie, schien es kaum zu empfinden, daß sie nur einsilbig und stockend Antwort gab und flocht sogar einen Scherz in die Unterhaltung über das närrische und romantische Spiel des Schicksals, wie er es immer wieder nannte. —

Mabel verzog das Gesicht nur selten zu einem gezwungenen Lächeln und saß in ihrem Stuhl wie jemand, der bereit ist, sofort aufzuspringen und davonzulaufen. Als Johannes in ein anstoßendes Zimmer trat, um Zigaretten zu holen, bog sie sich schnell zu mir, faßte meine Hand und raunte mir zu: »Bitte, sehen Sie seine Augen an! Es sind die Augen eines Menschen, der nicht normal ist.«

»Wieso?« fragte ich.

»Er sieht am hellen Tage Gespenster,« gab sie leise zurück.

Der Knabe kam endlich und meldete, daß die Schiffer bereit seien und im Boote auf uns warteten. Mabel erhob sich, dankte ihrem ehemaligen Gatten für die Bewirtung und bat, ihm die Hand haltend, er möge heute ohne Feindschaft als ein Beruhigter von ihr Abschied nehmen. Johannes aber übersah die dargebotene Rechte, zuckte die Achseln und spottete.

»Ich weiß, es war ja alles nur Flirt, oh, es war nur Scherz, unschuldsvolle Tändelei, und — ich bin ein wenig überspannt, wie Sie schon immer annahmen.«

Die junge Frau sah ihn unsicher, fast ängstlich an, dann wandte sie sich und verließ uns. Voll Hast warf sie im Flur ihren Mantel um, ohne die Hilfe der alten Dienerin abzuwarten, durchschritt die Haustür und eilte hinter dem Burschen dem Strande zu. Zwischen den weißen Felsblöcken und Büschen war sie uns bald entschwunden. Johannes und ich folgten langsam der Fliehenden. Mein Freund sprach kein Wort, eine qualmende Zigarette hing ihm im Mundwinkel, die Hände grub er in die Taschen, so ging er neben mir. Auch mir war unbehaglich zumute, ich verwünschte das dumme Zusammentreffen und nahm mir vor, Johannes unterwegs zur Rede zu stellen, warum er eigentlich

einer so hübschen und liebenswerten Frau das Leben mit seinen Grillen verpfuscht habe.

Der Weg bog sich wenige Meter vor uns nach abwärts, und hier lag ein mächtiger Stein, einer von denen, die mir schon am Abend vorher durch ihr merkwürdiges Aussehen aufgefallen waren. Über einen Rasenstreif trat ich näher heran. Was ich gestern abend für ein Spiel der Phantasie gehalten, das war ja Kunst.

Aus dem weißen Kalkstein grinste mir ein menschliches Antlitz entgegen.

Johannes riß einige Efeuranken ab, die an ihm emporwucherten.

»Findest du es nicht ähnlich?« fragte er und zeichnete die Umrisse von Stirn, Nase, Kinn mit dem Finger nach.

Dann nahm er mich am Arm und zog mich ohne weitere Worte vor einen Steinblock unter einem Feigenbaum zur Linken. Dort glotzte uns aus dem Schatten dieselbe Fratze an. Und wenig weiterhin lag noch ein Stein, dann noch einer und wieder einer.

Ich sah Johannes fragend an, da zog er die Schultern hoch und rief:

»Hätt' ich das nicht gemacht, ich wär eingegangen, krepirt an meinem Haß! Es mußte heraus. Ich mußte all das Gift in mir loswerden. Der Kerl kam täglich

zu uns, und einmal —. Mit eignen Augen sah ich, da gab's kein Zweifeln mehr. Mit dem Hammer in der Faust bin ich ihm damals nachgesetzt. Entwischt ist er mir. — Ich aber bin fortgelaufen in die Einsamkeit hierher, hab ihr Gesicht nicht mehr ertragen können. Da lagen die weißen Steine, ich nahm Hammer und Meißel und schlug auf sie ein. Mit Mordhänden hab ich das alles gemacht. Tage, Wochen, immer hab ich nur gearbeitet. Um keine Gespenster sehen zu müssen, die lebendig würden, und reden könnten. Um nicht die beiden in Fleisch und Blut vor mir sehen zu müssen bei Tag und bei Nacht, hab ich sie in Stein gebannt. Gott sei Dank, nun ist alles abgetan, mögen Moos oder Efeu über das Steinzeug wachsen, mag's verwittern. Ich jedenfalls bin durch eine tüchtige Schwitzkur von einem Fieber genesen.«

So sagte er mir. Dann lächelte er mit einem Male und fragte:

»Übrigens hab ich den Mund zu voll genommen? Sind die Sachen nicht gut?«

Das waren sie, gewiß. Aber sie waren auch ebenso absonderlich, ja schrecklich. Nur eine leidenschaftlich erregte Einbildungskraft hatte sie schaffen können, eine Kraft, die der Haß genährt hatte, flammende Eifersucht, die einen Mann zum reißenden Tier zu wandeln vermochte. Hände waren

notwendig gewesen, die Blut hätten vergießen können. Die Grotesken erinnerten mich an die Karikaturen eines Callot oder die grimmigen Einfälle eines Goja. Sie haben sich mir ins Gedächtnis eingeschnitten, wenn ich daran denke, sehe ich sie immer sofort vor mir.

Die Umgebung des Landhauses schien mit einem Male über Nacht sich bevölkert zu haben. Da reckte sich hier ein weiblicher Kopf empor, die Augen starr in eine unbekannte Ferne gerichtet, die Lippen wie zu einem sehnenden Ruf geöffnet. Daneben dasselbe Gesicht mit aufgeknotetem Haar und halbgeschlossenen Augen, während um die Lippen noch ein glückliches Lächeln spielte, als hätten sie sich eben erst vom Munde des Geliebten gelöst. Ein anderes Antlitz hatte der Meißel aus Rissen, Löchern und Kanten des nächsten Steines geformt. Die Angst verzerrte es, seine Haare sträubten sich, sein Mund war zu einem Schrei des Entsetzens aufgerissen, als sehe dies Wesen den Tod aus Mörderhand vor sich. Weiterhin der häßliche Schädel eines alten Weibes ohne Haar, ohne Zähne. Mit schelmischem Lächeln, furchtbar anzusehn zwischen den Runzeln dieser Fratze, neigte er sich zur Seite, während der Kopf eines Mannes der widerlichen Vettel über die dürre Schulter blickte und ihr zärtliche Worte ins Ohr zu

flüstern schien. Wenige Schritte weiter die glatte Fratze eines Fauns, verzückt schielte sie zu einem schönen Mädchen, dessen Leib im Stein verschwand, dessen Haupt und Brust aber verführerisch dem langhaarigen Gesellen zugekehrt waren. Aus einem anderen, schmalen Felsen wuchs ein Mädchen. Glückselig lächelnd trug es den Kopf eines riesigen Frosches ans Herz gedrückt. Ein neuer Felsblock zeigte im Relief den Rattenfänger von Hameln, die Flöte blasend, und eine Mißgestalt lief ihm nach, halb Weib, halb Ratte. In den letzten Felsen am Wege war in natürlicher Größe ein Ziegenbock gemeißelt. Eine Schlange ringelte sich um seinen Leib, und Ziegenbock und Schlange küßten sich.

Das Furchtbarste an diesen Fratzen war dies: das Antlitz Mabels kehrte immer wieder und daneben das jenes Sängers von Room. Es waren, wenn auch hier und dort zur Karikatur verzerrt, Mabels Züge, manchmal sogar ganz deutlich, ihr Hals, ihre Arme, ihre Gestalt, auch der Knoten ihres Haares, wie sie ihn einst getragen. Und in den anderen Fratzen sah ich von Rooms gebogene Nase, seinen breiten Mund, sein wildes Haar.

Johannes hatte die beiden mit unglaublicher Sicherheit getroffen, und welche Arbeit war da im

harten Stein geleistet worden! Sie mochte genügen, viel heiße Flammen zu dämpfen.

Die Steine redeten, sie verrieten mir, was das Glück meines Freundes zugrunde gerichtet hatte. War Mabel schuldig, oder hatte ihm die Eifersucht Trugbilder vorgegaukelt? Johannes neigte ja dazu, sich bald dies, bald jenes einzubilden. Einst hatte er behauptet, Mabel stehe zu hoch, als daß er wagen dürfe, auch nur seine Wünsche bis zu ihr zu erheben, jetzt sah er wohl in ihr nur noch eine Verführerin und eine Hexe. Lag auch hier die Wahrheit in der Mitte? Ich weiß es bis heute nicht.

Als wir uns kurz vor dem kleinen Hafen in der Höhe der Fischerhütten trennten, bot er mir zum Abschied die Hand. Ich schlug nur zögernd ein. Da sah er mir scharf ins Gesicht, dann lächelte er trübe und meinte:

»Du findest das häßlich von mir. Sei's drum. Ich wiederhole, es mußte geschehen. Und diese Fratzen sind das einzige Gute, was ich als Bildhauer gemacht habe. Sie werden es wohl auch bleiben.«

Das waren die letzten Worte, die ich je aus seinem Munde gehört habe, und die Weissagung sollte eintreffen. Er selbst ist später zwar hin und wieder auf Ausstellungen gesehen worden, aber ich wüßte

nicht, daß mir jemals über eines seiner Werke etwas zu Ohren gekommen wäre.

Kürzlich vernahm ich, daß er vor einiger Zeit wieder geheiratet und ein Haus bei Wien gekauft hat, und draußen, über die Bildwerke auf jenem Eilande ist indessen wohl längst Efeu gewuchert und hat sie zugedeckt, daß man sie nur noch schwer finden kann.

Welche Gefühle mußten die Fratzen damals in Mabel wachrufen, während sie beim hellen Tageslicht unter ihren steinernen Augen davoneilte.

Als ich unser Boot erreichte und mich hineinschwang, ohne mich sonderlich zu beeilen, saß sie zusammengekauert auf einer Bank und kehrte das Gesicht ab. Obgleich nur ein leichter Wind ging, hatte sie den Kragen des Mantels bis an die Ohren hinaufgeschlagen. Sie hielt die Hände zwischen die Knie geklemmt und starrte aufs Wasser. Einige Fischer schoben das Boot in die Wellen, wünschten uns heiter glückliche Reise und beobachteten schwatzend zwischen Frau und Kind die Abfahrt. Unsere Leute setzten das Segel, der Wind faßte es, wir glitten davon, und die Insel wich weiter und weiter zurück. Die Hütten, Bäume und Felsen schmolzen allmählich zu einer dunklen Masse über dem sonnigen Meer zusammen.

Ich redete lange nichts, denn ich fühlte, wie der schwere Argwohn sich in meinem Inneren festgehakt hatte und mochte es doch nicht zugeben. Dann machte ich eine Bemerkung, sagte etwas über den günstigen Wind, der uns schnell heimtragen werde. Die junge Frau wendete mir das Gesicht noch immer nicht zu, und ohne auf meine Worte einzugehn, wiederholte sie mehrmals mit einer Stimme, aus der unterdrücktes Weinen klang:

»Ich schwöre Ihnen, es ist alles nicht wahr.«

Gern wollte ich es glauben, aber konnte, durfte ich es? Ich versicherte ihr, nun ja, ich wolle ihren Worten volles Vertrauen schenken, ich bat sie, an all das Geschehene nicht mehr zu denken. Wie gern wäre ich weiter in sie verliebt gewesen, aber ich reichte nicht mehr zu ihr hin. Da hatte sich auf einmal eine Wand zwischen uns geschoben. O, sie war hoch und steil. Sie war nicht niederzureißen. Wir brachten es nicht fertig, uns im kameradschaftlichen Tone von ehemals zu unterhalten. Wie ein Traum erschien es mir, daß sich die junge Frau vor noch nicht zwölf Stunden in meine Arme geschmiegt und bei mir Schutz und Hilfe gegen das Wüten des Borasturmes gesucht hatte. Wie fremd war sie mir jetzt, wie fremd! Und wenn ich von all den schönen Gefühlen und Gedanken der letzten Tage wieder einige

zusammenraffen und festhalten wollte, zerfielen sie mir stets von neuem. Es war, als wenn ich verdorrte Blumen hätte berühren wollen. Ich behielt nur Staub in der Hand.

Mabel fühlte das wohl und vermied ängstlich, mich anzusehen. Gewiß bedauerte ich sie. Konnte ich anders? Doch mein Mitleid wurde durch kein Gran Liebe mehr gestärkt, die war mir durch meines Freundes Hammer und Meißel gleichsam weggeschlagen worden.

Heimlich betrachtete ich Mabel, als könnte mein Blick ihr ins Herz dringen, suchen, erkennen, was wohl drin stand. Ihr leuchtendes Haar, ihre weiße Haut, ihre regelmäßigen Züge und ihre blauen Augen, sie waren noch immer die gleichen, noch immer schön.

Aber durch sie hindurch drängten sich verhängnisvoll jene Fratzen. Da sah ich hier die junge Frau mit geschlossenen Augen und einem Lächeln der Gefallsucht auf den Lippen, den Kuß des Langgelockten erwartend, dort als halbes Tier dem Flötenbläser nachlaufend, ich sah sie als altes Weib, das Gesicht voll Runzeln, nach einem Manne schielend, ich gewahrte sie als Schlange mit glattem, geschmeidigem Leibe einen Ziegenbock umringelnd.

Alle diese vertrackten Gestalten arbeiteten an Mabels Bild, wandelten und verdarben es. Ich gab mir Mühe, die Phantome zu verscheuchen, wie man einen ängstigen Traum von sich schütteln will. Sie kamen von neuem und erstickten alle Blümenträume.

Wir hätten wohl beide lieber noch einmal die Sturmfahrt durchgemacht mit Blitz und Regen, als diese Rückkehr über die sonnenglitzernde See.

Als wir nach glatter und schneller Fahrt in Fiume landeten, eilte die junge Frau davon. Ich fand sie erst abends im Zuge wieder, der uns nach Abbazia heimbringen sollte. Sie entschuldigte ihr Fortlaufen kurz. Sie habe sich ausruhen, sich sammeln müssen, sie fühle sich durch das Erlebte verwirrt. Wir stiegen in unser Abteil, da stieß sie plötzlich mit zitternder Stimme hervor:

»Warum sind Sie in einer so sonderbaren Laune? Warum sind Sie so anders zu mir? Wie können nur die Abgeschmacktheiten eines Verrückten solchen Einfluß über Sie gewinnen?«

Mit einem Male preßte sie ihr Antlitz gegen die Polster des Wagens und begann zu schluchzen:

»Auch Sie verraten mich in Ihrem Herzen, wie von Room mich verraten hat und Johannes! Was war ich für sie? Nur ein Modell, eine Flamme, an der sie ihr

Künstlertum entzünden wollten! O, ich hasse alle Männer, alle!«

Sie war so hübsch in ihrer Verzweiflung, und sie tat mir so leid. Aber warum schalt sie mich, der ich doch gewiß völlig unschuldig war. In Ruhe suchte ich ihre Gedanken zu zerstreuen, ich ergriff ihre Hand und entgegnete, mir sei dies Abenteuer zu überraschend gekommen, sie solle mir Zeit lassen, seinen Eindruck erst zu verwinden. Sie solle sich mein Inneres vorstellen wie ein Wasser, in das man einen Stein geworfen. Da schaute sie mich an, dankte und wischte die Tränen ab, die auf ihren Wangen perlten. Schweigsam begleitete ich sie bis vor die Tür ihres Hotels, mit einem Händedruck nahm sie dort von mir Abschied. Ehe ich um die Ecke bog, winkte sie mir noch einmal zu.

Am anderen Tage aber brachte mir ein Bote einen Brief von ihr. Er enthielt nur wenige Zeilen:

»Sie, Sie allein hätte ich lieben können. Sie brauchten nur nach mir zu greifen. Aber ich gehe. Sie haben in die steinernen Augen der Masken gesehen, die werden Sie ja doch nicht wieder loslassen. Ich weiß zu gut, was es heißt, sich solchen Phantasien hinzugeben. Leben Sie wohl für immer!«

Sie selbst wollte also den Faden unseres Erlebnisses durchschneiden? Sofort eilte ich nach

ihrem Gasthof, Mabel war am Morgen abgereist, niemand wußte, wohin. Ich habe sie nie mehr gesehn und ahne bis heute nicht, was aus dieser sonderbaren Frau geworden ist.

Das fremde Kind.

Eine Legende.

Der Bauer Traugott klopfte an die Tür des Arztes und trat ein, ohne sich die Zeit zu nehmen, draußen die Mütze und den alten Schafspelz abzulegen.

»Herr Doktor,« sagte er, »meiner Frau geht es schlecht, ich brauch Hilfe — ich möcht bitten — —.«

»Was fehlt ihr?« fragte der Arzt, blieb aber ruhig auf dem Sofa sitzen.

»Sie will mir einen Erben schenken.«

»So so? Aha,« meinte der Doktor. »Und wie weit ist es denn bis zu Ihnen hinaus, lieber Mann?«

Der Bauer drehte verlegen die feuchte Mütze in den Händen, schielte auf die nassen Flecken, die der vom Pelz herabschmelzende Schnee auf der gescheuerten Diele gemacht und antwortete:

»Ich hab einen Schlitten. In drei Stunden können wir dort sein.«

»In drei Stunden?« Der Arzt zog die Stirn kraus, erhob sich, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und brummte, er müsse eigentlich noch einmal nach der Frau des reichen Getreidehändlers sehen, die

gleichfalls ein Kind erwarte. Drei Stunden, das sei für heute zu weit, da werde er ja die ganze Nacht fort sein.

Aber der Bauer bat, und der Arzt gab endlich nach. Er holte sich Pelz und Fußsack, steckte die Instrumententasche ein, trank noch rasch einen Schnaps und folgte Traugott. Nebeneinander drückten sie sich in den Schlitten, der bis an den Rand mit frischem Stroh vollgestopft war, hüllten sich in eine graue Pferddecke und fuhren los. Diese Decke, das Stroh des Schlittens, der zerrissene Ledersitz, alles war feucht und weiß vom fallenden Schnee. Weiß verschneit ragten die Hausdächer, weiß ragen Markt und Gassen des Landstädtchens, und noch immer schneite es weiter. Wie ein gewaltiges, grauweißes Federbett legte sich der Schnee auf weite Wiesenflächen, faltete sich über rauhe Schollen gepflügter Acker, hing sich in die dunklen Kiefern des Forstes.

Das magere Pferdchen des Bauern zog den Schlitten zum alten Stadttor hinaus den Landweg weiter. Trotz des Tageslichtes war der Weg nicht leicht zu erkennen. Nur halbverwehte Schlittenspuren und hin und wieder ein in den Schnee gespießter Ast deuteten ihn an. Die Gräben an den Seiten waren verschneit, und immer höher häuften sich die kalten

Massen. Zwei Krähen begleiteten den Schlitten eine Strecke mit häßlichem Gekrächz.

»Und bei solchem Hundewetter muß nun unsereins über Land fahren,« bemerkte der Doktor. »Ein andermal mag sich Ihre Frau auf den Sommer einrichten.«

Traugott sah sorgenvoll vor sich hin und murmelte in den vereisten Bart: »Wie Gott will, Herr Doktor.«

Dann schwiegen beide wieder und beugten sich nach vorn, daß der im Wind treibende Schnee ihnen nicht in die Augen wehen konnte. Der Bauer schielte von Zeit zu Zeit nach den Wegmarken und warf einen kurzen Blick auf die gleichmäßigen Bewegungen der Pferdebeine, die von Schweiß und schmelzendem Schnee glänzten, und auf die dünne, flatternde Mähne des Braunen, und von Zeit zu Zeit gab er dem Tier einen leichten Schlag mit der Peitsche, um das müde Geschöpf im Trabe zu erhalten. Sie fuhren durch eine Wildnis von Kiefern und Birken. Die Glocken am Geschirr warfen ihr helles Geklingel in das Schneetreiben, es hallte aus dem Gehölz zurück, als meckerten und lachten in windgezausten Wipfeln böse Kobolde. Zischend pflügten die Kufen des Schlittens durch weißes Gewoge. Ab und zu heulte der Wind auf und stieß ärgerlich unter das träge Zeug

der niederwandernden Schneeflocken wie ein Hund, der langsame Schafe vorwärts- und zusammenjagt.

Und weiter und weiter glitt das Gefährt mit den beiden Männern. Da tauchten im rieselnden, wogenden, wirbelnden Grau der Flocken schneebedeckte Strohdächer auf.

»Erst das Dorf,« redete der Bauer vor sich hin. »Wenn wir nur nicht zu spät kommen. Meine Frau hat letzte Nacht von schwarzen Katzen geträumt, das bedeutet nichts Gutes.«

»Schwatzen Sie nicht so einfältig,« schalt der Arzt und blies die Flocken weg, die sich immer wieder in seinen Schnurrbart hängen wollten. Er ärgerte sich, daß er mit diesem Esel von Bauern gefahren war. Wäre er doch zu Hause geblieben! Er hätte viel klüger getan, sich um die Frau des reichen Getreidehändlers zu kümmern. Aber er glaubte, daß es mit der noch etwas dauern würde, zwei bis drei Tage noch, wenn er sich nicht täuschte. Aber man konnte sich ja so leicht dabei irren. Die Nachbarin fiel ihm ein, die junge hübsche Frau des Kaufmanns. Da hatte er auch gemeint, es sei noch viel Zeit, und war zu einem Fest über Land gefahren und am nächsten Tage erst heimgekehrt. Er hatte die junge Frau nicht mehr am Leben gefunden. Ganz deutlich sah er sich über ihr Bett gebeugt und, obgleich er das

Nutzlose seiner Mühen wußte, hatte er doch das Hörrohr auf ihr Herz gepreßt und Gesicht und Brust angestarrt, ob nicht noch ein Funken Leben darin sei. So etwas hakte sich dem Menschen ins Gedächtnis.

Da riß ein scharfes Knacken den Doktor aus seinen Gedanken. Der Schlitten bekam einen harten Stoß, neigte sich, daß dem Bauer die Peitsche entfiel und er mit dem rechten Arm in den Schnee fuhr, und dann stand der Klepper still. Die beiden Männer krochen fluchend aus dem Stroh und untersuchten den Schlitten. Eine Kufe war entzweigebrochen. Der Doktor schimpfte über die Dummheit des Bauern, der das morsche Holz nicht rechtzeitig ersetzt habe, half den Schlitten hochrichten und kletterte wieder in das Stroh hinein. Traugott mußte nebenherlaufen. Er stützte das wacklige Gefährt und leitete es Schritt für Schritt nach dem nahen Dorfe.

Am Weg stand eine Schenke, die Fenster waren erleuchtet. Der Bauer hielt vor der Tür an, spannte das Pferd los, zog es in einen Schuppen, und beide Männer traten ins Haus. Traugott klagte dem Wirt sein Mißgeschick und ließ den Stellmacher kommen, daß er sich den Schaden ansehe. Der Stellmacher meinte, er habe daheim eine passende Kufe, die könne er an Stelle der zerbrochenen einziehen, doch werde das eine Stunde dauern. Der Schlitten des

Wirtes war in die Stadt geschickt worden und noch nicht zurück, es blieb dem Bauern und dem Arzt also nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen. Sie schüttelten den Schnee und die Wassertropfen von Kleidern und Pelzen, setzten sich ins Gastzimmer und bestellten sich Glühwein. Am Nebentisch hockten einige Bauern und Arbeiter, über ihnen lagerte eine dichte Tabakwolke. Ihre Worte fielen ihnen schwerfällig und plump von den Lippen, wie Ackerschollen fallen, die der Pflug umwirft. Einer fragte Traugott, woher er so spät noch komme, und was er bei dem Wetter im Lande umherzufahren habe. Der Bauer gab Antwort, da schwiegen sie. Endlich brummte einer:

»Ja, so ist es, da liegt ein Stein im Weg, bricht der Schlitten, und der Teufel holt einem unterdessen die Frau.«

Der Doktor putzte die Gläser seines Klemmers und blätterte das Kreisblatt um, das auf dem Tische lag. Sein Blick fiel auf eine Erzählung, wie im vergangenen Jahr bei einem ähnlichen Schneefall ein betrunkenener Bauer auf dem Schlitten vom Wege abgekommen, durch das Eis am See gebrochen und ertrunken war. Nur das Pferd hatte sich herausarbeiten können. »Eine dumme Sache«, dachte

der Arzt, ›man sollte im Dunkel nicht am See entlangfahren.«

Traugott sah vor sich hin auf den schmutzigen Tisch und horchte auf das Pochen des Stellmachers im Hof. Wenn der doch schnell machen wollte! Da öffnete sich die Tür, und ein ärmlich aussehender, fremder Knabe erschien. Er blieb am Eingang stehen, streckte die Hand aus und bat um ein Stück Brot. Die Bauern und Arbeiter beachtetten seine Worte nicht und ließen sich im Trinken und Rauchen nicht stören. Der Wirt aber drehte sich ärgerlich um.

»Was willst du?« fuhr er das Kind an. »Wo kommst du überhaupt her?«

»Ich komme von weit her,« antwortete der Knabe.

»Siehst so aus,« warf einer der Männer hin. »Wir müßten dein Gesicht sonst auch kennen. Mach, daß du weiterkommst!«

Das Kind wollte gehen, Traugott aber rückte auf der Bank ein Stück zu und zeigte auf den Platz neben sich.

»Kannst dich da hersetzen,« rief er dem Knaben zu. Dann schob er ihm sein Glas hin. »Darfst auch einen Schluck von mir trinken. Und hier ist Brot.«

Der fremde Knabe trank einen Schluck und aß von dem Brot, das der Bauer aus seiner Tasche zog.

»Wo willst du hin?« fragte der Bauer.

»Hab noch einen weiten Weg,« gab das Kind zur Antwort.

Da kehrte sich ein Arbeiter vom Nebentisch um, warf dem Kleinen einen feindseligen Blick zu und schalt: »Solche landstreichende Kinder sollte man einsperren, werden doch nur Spitzbuben draus. Und so was fütterst du?«

»Geht euch nichts an,« antwortete Traugott.

»Nun freilich,« höhnte der Sprecher, »wenn du's zum Herausschmeißen hast — —.«

Das fremde Kind blickte schweigend und traurig die Männer an.

Da polterte der Stellmacher in den Dunst der Stube, lehnte Beil und Säge gegen die Wand und meldete Traugott, daß der Schaden behoben sei. Und als Traugott dem Mann die Arbeit entlohnte, erzählte der Wirt dem Doktor, daß sein Schlitten eben aus der Stadt heimgekehrt sei, und daß der Kutscher im braunen Hirsch gehört habe, man habe dort nach dem Herrn Doktor gesucht. Vom Getreidehändler war ein Bote da gewesen.

Da wurde der Arzt lebhaft: »Ihr Schlitten soll nicht erst ausspannen, ich fahre gleich mit ihm in die Stadt zurück Herr Wirt.«

Dann wandte er sich an den Bauern, der seinen Pelz anzog, und erklärte: »Es tut mir leid, Traugott,

aber Sie hören, ich werde notwendig gebraucht. Ich muß zurück. Es ist dunkel geworden, ich kann doch nicht die ganze Nacht bei Ihnen draußen auf dem Lande bleiben. Ich komme morgen mal heraus. Warum haben Sie auch den alten kaputten Schlitten genommen, es ist Ihre Schuld.«

Erschrocken sah ihn der Bauer an: »Aber meine Frau —« stotterte er.

Der Doktor fuhr ungeduldig auf: »Wollen Sie mir vielleicht hundert Mark zahlen für die Zeit, die ich bei Ihnen sitze? Ich sage Ihnen ja, ich komme morgen zu Ihnen, mehr kann ich nicht tun. Ich und meine Familie, wir müssen auch leben!«

Damit rannte er aus dem Schankzimmer, stieg in den Schlitten des Gasthofs und befahl dem Kutscher, so rasch als möglich nach der Wohnung des Getreidehändlers zu fahren. —

Seufzend zog der Bauer seinen Klepper aus dem Schuppen und spannte ihn wieder vor. Der Wirt und einer der Gäste halfen. Als Traugott einstieg, trat plötzlich das fremde Kind zu ihm und fragte: »Darf ich mitfahren?«

»Du? Du wirst im Schlitten frieren,« antwortete Traugott. »Aber wenn du willst. Ist schon noch ein Platz für dich zu Haus. Aber dann nimm du mal die Zügel, ich will ein bißchen schlafen. Der Weg geht

immer gradeaus, schneien tut es nicht mehr, du kannst nicht fehlen.«

»Traugott,« spottete der Wirt, »deine Frau wartet, daß du ihr den Doktor mitbringst, und statt dessen schleppst du von der Straße einen fremden Jungen heim?«

»Und läßt den obendrein fahren? Narr bleibt Narr,« setzte der alte Bauer hinzu, der beim Anspannen geholfen hatte. Sie sahen zu, wie Traugott schweigend Stroh über die Beine des Kindes packte, ihm Zügel und Peitsche übergab und sich selbst so gut es ging hinten im Kasten des Schlittens zurechtlehnte.

»Nimm dich vor dem See in acht,« warnte der Wirt. »Der Junge kann dich leicht hineinfahren.«

Das Pferdchen zog an, und der Schlitten glitt hinaus in den weißen Abend. Die Glöckchen klingelten. Traugott warf einen Blick zurück auf die Fenster des Gasthauses, trübe schaute das Gelb der kleinen Scheiben ins Dunkel.

»Sauhunde sind sie alle zusammen,« knurrte er. »Wo sie einen sehen, reißen sie das Maul auf über einen. Und der Doktor, der ist auch nicht besser. Eine dreckige Welt ist das!«

Da antwortete der Knabe, und seine Stimme hatte einen seltsamen Klang: »Was kümmern dich die da in

der Schenke, Traugott? Sieh, dort oben, glänzen da nicht tausend reine, schöne Sterne?«

Der Bauer schielte nach dem Kinde, er verstand es nicht und wunderte sich nur, daß es ihn du zu nennen wagte. Doch er war zu müde und zu gutmütig, um das Kind zu schelten. Er staunte, wie wunderbar rasch das Pferdchen den Schlitten über den Schnee hinzog, dachte bei sich: Sieh an, der alte Braune hat Kräfte bekommen wie zwei, und der Junge wird mal kein schlechter Kutscher werden. Dann liefen seine Gedanken an das Krankenbett seiner Frau, und dann nickte er ein. —

Plötzlich wachte er auf, das Pferd war zur Seite gesprungen, der Schlitten stellte sich quer zur Straße.

»Hallo, was ist los?« fragte er.

Ruhig wies der Knabe nach vorn. »Was fürchtest du dich? Es ist der See.«

Der Bauer glotzte hinaus.

»Der See? Sind wir denn schon am See?« fuhr er auf. »Rechts fahr herum, nach rechts!« Und Traugott rappelte sich aus dem Stroh empor.

»Dort drüben ist dein Haus,« sagte das Kind, »und deine Frau wartet.«

»Weiß Gott, das Wasser! Du bist falsch gefahren, du hättest am Erlenbruch geradeaus bleiben sollen!

Hab ich's dir nicht gesagt, gradaus? — Junge, willst du durchs Wasser?«

Der Knabe lenkte das Pferdchen nach dem See, in dessen Tiefe sich die Sterne spiegelten. Eine unerklärliche Scheu hielt den Bauern ab, die Leinen den Händen des fremden Kindes zu entwinden. Er dachte, mein Brauner wird schon kehrt machen, aber wunderbar, das Tier gehorchte dem Kind und trabte geradeaus gegen den See, als sei der eine Wiese. Der Bauer klammerte sich an den Rand des Schlittens, er entsann sich jäh des Nachbarn, der dort in den düstern Fluten versunken war.

»Um Gottes willen, der See!« jammerte er. »Kehr um!«

Schon erreicht der Braune das Wasser, er springt vorwärts. — Doch Pferd und Schlitten sinken nicht ein. Wie auf ebener Straße schießen sie dahin. Unter den sausenden Kufen sieht der Bauer das tiefe Wasser stehen wie einen gewaltigen Spiegel. Der Wind pfeift ihm um die Ohren, vorwärts fliegt das Gefährt, noch nie ist das Pferdchen so gelaufen, seine Mähne flattert, aber es dampft nicht, und nicht ein Tropfen Schaum flockt ihm vom Gebiß. Traugott überläuft es kalt, er betet, er starrt auf den Spiegel des Wassers, zittert jeden Augenblick, in ihm zu versinken, und kann das Wunder nicht fassen.

Lächelnd sitzt der Knabe auf dem Bock und hält die Zügel.

Schon hebt sich das Ufer aus dem See, pfeilgeschwind eilen Pferd und Schlitten bergan gegen des Bauern Hof. Jetzt hält das Gefährt vor der Tür. Traugott atmet auf. Das Kammerfenster ist erleuchtet. Der Bauer denkt nur an sein Weib, ob es lebt? Er springt aus dem Stroh, rennt ins Haus, stößt die Magd beiseite, reißt die Tür zur Kammer auf, — da liegt seine Frau, lächelt ihm zu und hält einen Knaben im Arm. Traugott fällt vor dem Bett in die Knie und küßt Mutter und Kind und kann sein Glück kaum ermessen. Laut schlägt die Wanduhr. Der Bauer schaut verwundert auf das gelbe Zifferblatt. Ist's möglich? Er war ja vor zehn Minuten noch im Gasthof?

Und nun besinnt er sich, daß der Schlitten mit dem Kinde vor der Türe stehen blieb. Er eilt hinaus, dem fremden Knaben zu danken, ihn in die Kammer zu holen, daß er auch sein Glück sehen und sich am Ofen wärmen soll.

Der Schlitten steht im Schuppen, das Pferdchen wiehert angebunden im Stall vor der gefüllten Krippe, es hat kein feuchtes Haar, als sei es gar nicht aus dem Stall herausgekommen. Das fremde Kind ist verschwunden.

Wie verzuckert reckt sich der Apfelbaum im Garten gegen den Himmel, weiß liegen rings Feld und Wiese gebreitet, und drunten schläft der See, über den er eben so wunderbar geflogen ist. Träumt er? Der Bauer faßt sich an die Stirn und schaut und schaut. Da führen die Schlittenspuren ganz deutlich gerade vom Spiegel des Sees empor. Da brennt die Lampe in der Kammer seiner Frau. Aber das fremde Kind bleibt verschwunden.

Droben glänzen tausend reine schöne Sterne, und es ist Traugott, als sanken sie leise auf die Erde herab.

Die Bronze.

Karl von Wettestein hielt man allgemein für einen sonderbaren Kauz. Frühzeitig schon hatte er das Unglück gehabt, seine Eltern zu verlieren, und das Glück, ein großes Vermögen zu erben. Nun lebte er ganz sich selbst. In Gesellschaft ward er wenig gesehen, auf Bällen traf man ihn nie, und nur selten begegnete man ihm im Theater. Seine ganze Zeit, sein ganzes Dasein gehörte ausschließlich seinen Sammlungen.

Eines Tages durchwanderte er sie mit einem alten Bekannten, denn es bereitete ihm immer von neuem Vergnügen, seine Schätze zu zeigen, und während sie von Stück zu Stück gingen, das eine oder andere in die Hand nahmen, sagte er: »Je länger man sich mit all diesen Sachen einspinnt, um so tiefer wird in uns die Überzeugung, daß der Verkehr mit Menschen nicht unterhaltender sein kann, als der mit diesen Dingen, die man nur fälschlich tot nennt. Sie haben alle ihr eigenes, zuweilen überraschendes Leben. Darum, du weißt, ging ich nur selten aus, und meist nur, um Antiquare aufzusuchen, oder

Künstlerateliers, wo ich etwas für meine Sammlungen zu finden hoffte. Dabei hatte ich jenes fröhliche Erlebnis, dessen Bericht du heute anhören sollst.«

Herr von Wettenstein schlug einen türkischen Teppich zurück, der den Eingang zum Speisesaal deckte. Zwischen den beiden Fenstern erhob sich auf einer Säule aus weiß und gelb geflecktem Marmor die Bronzestatue eines noch jungen Mannes.

»Sieh dort diese Statue,« sagte der Sammler, »sie steht mir näher als all die anderen Dinge hier umher.«

»Du hast den Dargestellten gekannt?«

»Nein, keine Minute. Ich hab den Kerl nie im Leben gesehen. Die Geschichte spann sich so an: Eines Tages sah ich auf einer Ausstellung die Arbeiten eines noch unbekanntes Bildhauers. Mir schien in ihnen ein gewisses Talent zu stecken, ein Versprechen ruhmreicher Zukunft, und ich nahm mir vor, den Künstler in seiner Werkstatt aufzusuchen. Aber unerwartete Geschäfte stahlen mir die Zeit, ich verschob es von Tag zu Tag, vergaß es endlich, und erst als ich von einer längeren Reise heimkehrte, fiel mir jener Bildhauer wieder ein.

Eines Morgens fuhr ich nach seinem Atelier. Beim Eintreten in den Flur des Hauses schlug mir der süßliche Geruch welcher Blumen entgegen. Schritte

klungen, ein Mann in blauem Arbeiterkittel begegnete mir, voll Staub, eine Kiste auf dem Rücken. Ich fragte ihn nach meinem Künstler.

»Da brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen,« bekam ich zur Antwort, »der Herr ist tot, die Sachen werden alle weggeschafft. Die Frau aber wohnt drüben im zweiten Stock, wenn Sie etwa zu ihr wollen?«

Enttäuscht machte ich kehrt, mit einem Gefühl schlechten Gewissens. Ich hätte den Besuch nicht, gleich so manchen anderen guten Vorsätzen, auf die lange Bank schieben sollen.

Daheim richtete ich einige Zeilen an die Witwe. Mich trieb das Mitleid, ihr zu sagen, daß ich gern ihren Mann gekannt, gern etwas von einem so begabten Künstler erworben hätte, und seinen vorzeitigen Tod aufrichtig bedauere. Als ich den Brief in den eisernen Bauch des Postkastens fallen hörte, erfaßte mich, ich weiß nicht warum, eine gewisse Unruhe, sie ließ mich nicht locker, und ich wartete auf die Antwort der mir völlig unbekanntem Dame, als solle mir diese etwas Besonderes bedeuten.

Doch ihr Brief bedeutete nichts, Zeilen des Dankes, wie man sie an irgend einen Fremden richtet. Ihr Papier aber hatte einen so zarten und angenehmen

Wohlgeruch, daß ich es unwillkürlich an die Nase führte und beschnupperte. Mehrmals. Erst am nächsten Tage warf ich es weg.

Das war also abgetan, und ich hörte wohl zwei Monate nichts mehr von der Witwe des Künstlers, auch sein Name entfiel mir fast, so rasch wird heute immer etwas Neues vor unser Gesicht gerückt. —

Da erhielt ich eines Tages zu meinem Erstaunen von ihr einen Brief. Sie bat mich um die Adresse eines Kunsthändlers. Die Not nämlich zwinge sie, auch das letzte Werk ihres verstorbenen Gatten herzugeben, eine Bronzestatue, die er kurz vor seiner Erkrankung von sich selbst angefertigt. Durch eine ungeschickte Hand sei das Tonmodell zerschlagen, sie trenne sich darum nur mit weinendem Herzen von diesem Letzten, das stündlich sie noch an den teuren Toten erinnert und ihr seine Gegenwart vorgezaubert habe, wenn sie in den vereinsamten Räumen ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung nachhänge. Darum wolle sie das Werk nicht dem ersten besten übergeben.

Das etwa waren ihre Worte.

Der Brief ergriff mich. Aus diesem kleinen, duftenden, mit einer zierlichen und eigenartigen Frauenhandschrift bedeckten Papier schienen so viel Trauer, Entsagung, ein so weiches Herz, so viel

weibliche Zaghaftheit zu sprechen, daß einem die Schreiberin sympathisch werden mußte.

Ich setzte mich sofort an den Tisch, nahm meinen schönsten Bogen, bat mir die Bronze zuzusenden und versprach, mich nach besten Kräften für den Verkauf zu interessieren.

Schon am nächsten Tage brachte ein Dienstmann die Büste mit einem neuen Briefchen voll Dankbarkeit.

Das Werk gefiel mir so gut, daß ich der jungen Frau antwortete, ich wolle es selbst erwerben, und um Angabe des Preises ersuchte. Aus ihrer Antwort sprach die ganze Zartheit ihres Herzens.

Sie freue sich, die Bronze in meinem Besitz zu wissen, doch sei ihr der Gedanke unerträglich, sie nie wiederzusehn. Darum bitte sie um die Erlaubnis, die Büste hin und wieder, wenn ich dadurch nicht gestört würde, besuchen zu dürfen. In Anbetracht dieses sonderbaren Verlangens könne sie auch keine Summe nennen, ich möge selbst den Wert bestimmen.

Ich fand den Wunsch der Armen begreiflich und rührend, wie hätte ich ihn abschlagen können. In aller Eile ließ ich die Bronze von zwei Kunsthändlern abschätzen, übersandte ihr den höheren der mir genannten Beträge und schrieb, sie möge das Kunstwerk besuchen, wann und so oft sie wolle. Im

ersten Augenblick dachte ich daran, ihr das Werk noch bis auf weiteres ganz zu überlassen. Dann aber, ich gestehe es, verlockte mich die Aussicht, auf diese gewiß nicht alltägliche Weise die junge Frau, mit der ich bisher nur im Briefwechsel gestanden, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Um der Bronze einen würdigen Platz zu geben, kaufte ich die Säule aus Marmor und stellte sie in den Speisesaal. Dort konnte die Witwe den verstorbenen Gatten sehen, ohne mir irgendwie unbequem zu werden, denn der Raum wurde von mir fast nur während der Mahlzeiten betreten.

Und noch ehe ich ihr begegnet, umgab ich sie schon mit der Vorstellung der Schönheit und Anmut, dichtete ich ihr tausend gute Eigenschaften an, die mir jedes Wort, jede Wendung ihrer Briefe, ihre schöne Handschrift, ihr Parfüm zu verraten schienen.

Beharrlich hoffte ich auf ihr Erscheinen, aber Tage vergingen umsonst, immer wieder umsonst.

Da sagte mir der Diener, als ich eines Mittags nach längerem Spaziergang meine Wohnung betrat, sie sei dagewesen, habe gebeten, die Bronze zu sehen und in stummem Schmerz die Arme um die Schultern des Bildwerks geflochten. Lange habe sie so gestanden, dann sei sie, ohne sich umzukehren, ohne etwas zu sagen, rasch wieder gegangen.

»Wie sah sie aus?« forschte ich.

Der Diener zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht,« meinte er, »die Dame trug einen dichten Schleier. Nur als sie die Bronze umhalste, schob sie ihn in die Höhe. Aber ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, nur das rotblonde Haar unterm Hut.«

Rotblondes Haar, meine Lieblingsfarbe!

Ich fragte den Diener weiter, ob und wann die Dame wiederkommen wolle. Doch auch darüber wußte er nichts zu sagen, sie hatte ja nicht mit ihm gesprochen.

Wie verwünschte ich den Zufall, der mich gerade während ihres Besuches hatte in den Englischen Garten gehen lassen! Und ich schwor mir zu, vormittags daheim zu bleiben, bis ich sie getroffen.

Warum in aller Welt interessierte mich das alles? Öfter schalt ich mich einen Narren, aber wenn ich unter meinen Sachen saß, ein Buch zur Hand nahm oder im Schreibtischfach ihre blauen Briefchen mir unversehens in die Finger glitten, beharrlich kreisten meine Gedanken um sie.

Acht Tage später klingelte es. Zum hundertstenmal horchte ich auf. Der Wohllaut einer weiblichen Stimme klang, gleich danach klopfte der Diener bei mir an, und ich wußte, was er zu melden hatte. Die

junge Dame war erschienen, der Bronze ihren Besuch zu machen.

Ich ließ ihr sagen, mein Speisesaal sei leer, sie möge ruhig eintreten und verweilen, solange sie wolle.

Während ich mich drüben auf dem Diwan aufsetzte, hörte ich leichte, fast zögernde Schritte vom Gang her, das Öffnen der Tür hier hinter dem Vorhang, dann das Rauschen eines seidenen Rockes.

Diese unbekannte junge Frau war das erste weibliche Wesen, das meine Wohnung betrat. War's da ein Wunder, daß nach der Neugier, der mitleidgemischten Erwartung, mit der ich ihrem Besuch entgegengesehen, sich eine heimliche Erregung meiner bemächtigte? Was hätte ich darum gegeben, wenn ich vom Wohnzimmer her einen Blick durch den Vorhang hätte werfen können!

Um meine Anwesenheit nicht zu verraten, saß ich ohne mich zu regen, fast ohne zu atmen, starrte auf die Falten des Stoffes dort, und lauschte den leisen Tönen, die vom Nebenraum zu mir hereindrangen.

Erst blieb eine Weile alles ruhig, ich hörte kein Gehen mehr, kein Rascheln des Kleides. Dann, — es klang ein leiser Kuß und noch einer, — und dann kam ein ersterbender Ton zu mir, wie unterdrücktes Schluchzen.

Da konnte ich nicht länger auf meinem Platze bleiben. Leise erhob ich mich und zog geräuschlos den Vorhang etwas zur Seite.

Es war ein rührendes Bild! Die junge Frau hatte die Hände im Nacken der Figur gefaltet, und ihr Mund preßte sich auf die starren Bronzelippen, während vom Marmorsockel sich die zierliche, ganz in Schwarz gekleidete Gestalt abhob. Ungestört genoß ich den überraschenden Anblick. Mein Besuch hielt die Augen geschlossen und die bleiche Wange angeschmiegt an die dunkle der Bronze.

So verharrte die Fremde, Brust an Brust mit dem toten Bildwerk. Eine Ewigkeit erschien mir's, bis sie sich mit einem letzten Kuß von den kalten Lippen löste. Sie trat einen Schritt zurück und wandte sich um. Rasch schob ich den Teppich ganz zurück und redete sie an.

Nie hatte ich ein schöneres Antlitz gesehen als das ihre. Weiß Gott, es übertraf alle meine Träume, obgleich noch die Schatten einer tiefen Schwermut um Augen und Mund lagen. Sie schien nicht erstaunt oder erschrocken, daß ich sie begrüßte, wie ich erst befürchtet. Es war mir sogar, als habe sie das wie ein Gebot der Höflichkeit erwartet. Als sie sich nach einigen Worten des Dankes entfernen wollte, bat ich sie, noch ein wenig zu bleiben, da man ihr auf der

Straße die Tränen ansehen würde, die ihre langen Wimpern gefeuchtet hatten. Mit einem prüfenden Blick in den Spiegel gab sie nach, und wir plauderten eine Weile.

Ich war so glücklich, mit diesem schönen und liebenswürdigen Geschöpf allein zu sein, daß ich alle Kunst aufbot, es möglichst lang zu fesseln. Endlich aber erhob sich die junge Frau, um zu gehen. Bei der sonderbaren Art unserer Bekanntschaft durfte ich nicht in sie dringen, länger zu verweilen.

Aber unter der Tür wagte ich die Bitte, wenn sie sich daheim einsam fühle, möge sie mir die Freude ihres Besuches machen. Sie schien lebhaftes Interesse für die Gegenstände meiner Sammlung zu hegen, ich wollte ihr alles zeigen.

Dankbar streckte sie mir die Hand hin, und drei Tage später überraschte sie mich zur Teestunde. Ihr erster Gruß galt der Bronze, und obgleich ich mich rücksichtsvoll zur Seite kehrte, sah ich doch, daß sie wieder einen Kuß auf die Bronzelippen drückte.

Mit einem Erröten, das ihrem unschuldigen Kindergesicht reizend stand, trat sie dann zu mir, und ich geleitete sie von Zimmer zu Zimmer.

An jedem Stück fand sie ihre Freude, und ich mußte die Leichtigkeit des Geistes bewundern, mit der sie zu allen den Dingen, den Schnitzereien,

Gläsern, Porzellanfiguren, Waffen und Stichen sich in ein Verhältnis zu setzen wußte. Und sie entwickelte Geschmack und feines Empfinden, so gut für die Schönheit einer herben Heiligenfigur des Mittelalters, wie für die Farbenglut eines alten Rubinglases oder die Anmut einer Meißener Gruppe.

Nachdem wir eine Weile meine Sachen betrachtet, setzten wir uns in den Salon. Der Diener brachte das Teezeug, sie bat lächelnd um die Erlaubnis, mir den Tee zu bereiten, und hatte eine reizende Art, sich dieser kleinen Hausfrauenpflicht zu unterziehen. Dann ließ sie sich mir gegenüber nieder, wir unterhielten uns wie zwei gute Freunde, und ich konnte mich nicht sattsehen an der Grazie, mit der sie die Tasse an die Lippen setzte, oder nach der Serviette, nach dem Kuchen griff. Ich war hingerissen von ihrer Figur, deren Linien sich im Trauerkleide abzeichneten, entzückt von ihren schmalen Füßen und feinen Knöcheln.

Die Zeit verging uns im Fluge, und die junge Frau war schon lange wieder verschwunden, da saß ich noch immer auf dem Stuhl, dem ihren gegenüber, und träumte von ihren Augen, diesen dunklen, sanften und doch undurchdringlichen Augen.

Es ist selbstverständlich, daß ich sie bat, ihre Besuche recht oft zu wiederholen, denn ich hatte ihr

noch mancherlei zu zeigen, einige Mappen mit alten Stichen, auch eine kleine Sammlung japanischer Elfenbeinschnitzereien. Sie tat mir den Gefallen und entschuldigte ihr häufiges Kommen mit dem melancholischen Scherz, daß sie ja hier unter der Obhut ihres Gatten stehe. Auch eilte sie jedesmal zuerst an die Bronze, strich ihr liebkosend mit der feinen Hand über das Haupt, über die Wangen, küßte sie auf die Lippen, wie man einen Geliebten küßt.

Und wenn mich die junge Frau wieder verlassen, trat ich zuweilen selbst schnell vor die weiße Marmorsäule, um mit dem Munde die Bronzelippen zu suchen, die sie geküßt. Und ich fühlte nicht das Metall, sondern ihre süßen, lebenden Lippen, daß mich dabei eine Art Trunkenheit, eine Seligkeit des Besitzes überkam, wie ich sie vordem nie, auch nicht bei den kostbarsten Stücken meiner Sammlung empfunden. Selbst der Liebreiz jenes marmornen Venuskopfes dort am Schreibtisch verblaßte vor dem Zauber, der heute von der Büste dieses mir unbekanntem und eigentlich ganz gleichgültigen Menschen ausging.

Kurz, mein Leben schien mir erfüllt mit etwas Köstlichem, einem eigenen Geheimnis, süßer als alle jene Rätsel, die in den Dingen da um mich herum

schlummern, und an denen bisher mein ganzes Dichten und Trachten gehangen.

Mit wachsender Ungeduld erwartete ich immer ihr Kommen. Sehr bald erkannte ich ihre Ankunft an der Art zu klingeln, ich zitterte vor Freude, wenn ich ihren Schritt im Flur hörte. Wochen vergingen, sie wurde gewissermaßen meine Schülerin. Wir lasen zusammen Bücher über Kunst, und eines Tages gestand sie, daß sie sich nichts sehnlicher wünsche, als auch eine kleine Sammlung anzulegen, nur ganz klein, um sich daheim in ihrer Trauer und Einsamkeit zu zerstreuen.

»Was möchten Sie wohl sammeln?« fragte ich.

Sie dachte eine Weile nach. »Vielleicht Stickereien oder alte Spitzen, das ist etwas so Schönes.«

Da gingen wir zusammen zu Bernheimer, und es fand sich, daß dieser vor kurzem eine Reihe wertvoller Spitzen erhalten hatte. Die junge Frau schlug vor Freude die Hände zusammen und wühlte mehrere der schönsten aus. Plötzlich aber wurde sie traurig, ihre Augen bekamen einen wehmütigen Ausdruck. Indem sie die ausgesuchten Stücke wieder beiseite schob, sagte sie mit einem Seufzer:

»Ach, es ist manchmal so schwer, vernünftig zu sein.«

Ohne zu überlegen, raffte ich die köstlichen Erzeugnisse Venedigs zusammen, ließ sie verpacken, befahl mir die Rechnung zuzusenden, und legte ihr, als wir in eine Droschke gestiegen waren, das Paket in den Arm. Und sie, überrascht, entzückt, haschte mit einmal nach meiner Hand, und ehe ich es hindern konnte, hatte sie einen Kuß darauf gedrückt. Ihr warmer, weicher Frauenmund auf meiner Hand! Das war noch unendlich viel schöner, als die Bronzelippen des seligen Gemahls zu fühlen.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Ich hatte durch meinen Unterricht, durch gemeinsame Wanderungen in den Museen in kurzer Zeit den Geschmack meiner Freundin so gebildet, daß ihr vom Guten nur das Beste gefiel. Und sie begann nun ihren Sammeleifer auf alles mögliche auszudehnen, auf alte Porzellane, Stiche und Silberarbeiten, und immer schenkte ich ihr die Gegenstände ihrer Wünsche, denn ich hatte Freude daran, sie zu verwöhnen.

Wie aber sollte das enden? Sie wurde gleich einem Kinde immer phantastischer in ihrem Begehren, und wie der Appetit mit dem Essen wächst, so entwickelte sich bei ihr das Vergnügen, sich mit seltenen Dingen zu umgeben. Als leidenschaftlicher Sammler begriff ich das sehr wohl, durfte ihr auch nicht zürnen, hatte ich ja selbst erst diese

schlummernden Passionen geweckt. Doch die Launen der kleinen Frau kosteten höllisches Geld, und hin und wieder versuchte ich in aller Bescheidenheit, ihr ein wenig Einhalt zu gebieten. Dann aber wurde sie still, niedergeschlagen, ganz traurig, und das rührte mich. Ich konnte an ihren Seidenwimpern keine Tränen sehen.

Also begann das gleiche Spiel immer von neuem. Eines Tages sagte sie, indem sie mit schelmischer Bewegung etwas hinter ihrem Rücken vorbrachte:

»Es gibt auf der Welt doch nichts Herrlicheres als das,« und lächelnd wickelte sie aus der Umschnürung eine kleine, silberne Kasette, die mit allerlei geschliffenen Steinen gefüllt war. Sie schüttete den Inhalt auf den Tisch, Rubine, Aquamarine, Berylle und Topase, nahm die funkelnden, blitzenden Dinger auf, ließ das Licht der Lampe in ihnen spielen, rollte sie in der flachen Hand hin und her.

Erstaunt fragte ich, woher sie all die Steine habe. Sie errötete, und mir schien, daß sie verwirrt wurde. Dann aber warf sie mir plötzlich die Arme um den Hals, blickte mich aus unschuldvollen Augen schmeichelnd an, und berührte wie ein Hauch meine Lippen, indem sie sagte:

»Ich war leichtsinnig, — ich gebe es zu. Aber schilt mich nicht!«

Wer kann einer schönen Frau widerstehen, wenn sie bittet, noch dazu, sobald sie uns dabei die Arme um den Hals schlingt und uns küßt!

Nun, was soll ich dir noch sagen? Es konnte bald keinen glücklicheren Menschen geben als mich. Ich segnete stündlich die ungeschickte Hand, die das Modell des Bronzekopfes zerschlugen, denn ohne dies Spiel des Zufalls hätte ich ja sicher nie die Bekanntschaft dieses reizenden, verführerischen Wesens gemacht. Ich segnete die Bronzelippen in meinem Speisesaal, wären sie nicht gewesen, so würde ich die roten Lippen der jungen Frau nicht geküßt haben.

Und doch konnte mich zuweilen eine eifersüchtige Wut auf das kalte Metall ergreifen, an das sie ihren warmen, lebendigen Mund schmiegte. Vielleicht, wäre das Ding wie die Säule aus Marmor gewesen, ich hätte es eines Tages von seinem Sockel herabgeschleudert, in den Staub geworfen, mit einem Hammer zertrümmert.

Warum verschwendete sie immer von neuem Zärtlichkeit an dies gefühllose Metall, während sie mir gegenüber bald hingebend, bald wieder fremd und scheu war, als bereue sie, ihr Herz offenbart zu haben. Seitdem sie meine Verliebtheit erkannt, kam sie seltener und blieb kürzer. Ich meinte, sie sei

befangen, und schob es ein wenig auf den Toten, der immer wie ein stummer Zeuge hinter uns stand. Es war mir zuweilen fast unangenehm, an ihm vorüberzugehen oder unter seinen Augen meine Mahlzeiten einzunehmen.

Das zweite Jahr unserer Bekanntschaft neigte sich dem Ende zu, und ich ging ernstlich mit dem Gedanken um, die junge Frau um ihre Hand zu bitten. Tag und Nacht dachte ich daran. Ja, ich war wirklich überzeugt, daß sie meinem Leben, das bisher nur meinen Sammlungen angehört, einen neuen, köstlichen Inhalt geben könne.

Dies Gefühl setzte sich in mir fest, wie ein Samenkorn irgendwohin fällt und dann keimt, wächst, zur Pflanze, zum Baum wird, der alles andere verdrängt und unterdrückt. Man merkt so etwas kaum, man kann sich auch nicht dagegen wehren.

Hätte nur nicht in meinem Innern, wie ein bohrendes Insekt im Mark des Holzes, die dumpfe Empfindung gearbeitet, daß diese junge Frau mir, der ich mich nie um das weibliche Geschlecht gekümmert, immer ein Rätsel bleiben würde, ein Rätsel in ihrer geheimsten Seele. Von dem, was hinter diesen dunklen, verschleierte Augen vorging, bei Gott, ich hatte davon keine Ahnung. Ich kannte ja nur die eine Seite an ihr, die Lust am Kaufen von

kostbaren Dingen, den fast krankhaften Drang, altes zu besitzen, die Wut zu sammeln, worin sie mich in kurzem vollkommen schlug. Für Preise, für Geld, schien sie gar keine Empfindung zu haben.

Nun, ich entschuldigte sie, sie war eben noch so jung und die Witwe eines Künstlers, da konnte man wohl nicht von ihr die Berechnung eines Bankiers verlangen. Und sie war ja so nett! Auch wenn sie die wichtigsten Dinge berührte, blieben ihre Worte stets amüsan, voll Witz und Originalität. Hättest du nur einmal den Wohlklang ihrer Stimme gehört, ihr prachtvolles rotblondes Haar gesehen!

Und wenn sie lachte, und die Grübchen sich auf ihren Wangen abzeichneten, dann hätte ich Maler sein mögen, mit Stift oder Pinsel all diese natürliche Anmut festzuhalten.

Kurz und gut, der seltsamen Anziehung, die sie auf mich ausübte, konnte und mochte ich nicht länger Widerstand leisten, und eines Tages sagte ich mir: Morgen wirst du dem Zustand ein Ende machen, wirst mit ihr reden, sie bitten fürs Leben die Deine zu werden.

Nun ich diesen Entschluß endgültig gefaßt, war mir's unmöglich, den Abend allein in meinem Zimmer zu verbringen. Ich mußte mich endlich einem Menschen mitteilen. Du warst damals gerade

verreist, von meinen anderen Bekannten befand sich nur einer hier. Ich will den Namen nicht nennen, er tut nichts zur Sache. Genug, ich fragte bei ihm an, ob er mit mir im Künstlerhaus zu Abend essen wolle.

Wir trafen uns, ich bestellte eine Flasche Sekt und suchte nach der Gelegenheit, von meinem Glück zu sprechen. Nachdem er über alles Mögliche geplaudert, konnte ich endlich die Frage einwerfen, ob er sich noch jenes Bildhauers entsinne, der vor etwa einem Jahr gestorben. Da lächelte er plötzlich ganz geheimnisvoll. Dann lehnte er sich im Stuhl zurück, zögerte eine Weile und begann, indem er mir die Rechte über den Tisch hinstreckte:

»Du, wenn du mir versprichst, zu schweigen, dann werde ich dir eine sehr nette, lustige Geschichte verraten.«

Und? — Und er erzählte mir fast das gleiche, was ich erlebt. Auch er besaß eine Büste des toten Künstlers, auch zu ihm war diese Schelmin gekommen, die stummen Bronzelippen zu küssen. Auch er hatte sich verliebt.

Das Tonmodell war also nicht zerschlagen.

Wer will jetzt sagen, wie viel Abgüsse von ihm diese kleine, verteufelt kluge Frau noch machen lassen wird!

Die braune Locke.

Es ging hart auf hart schon seit Monaten.

In der Champagne dampfte das Blut der Opfer zum Himmel. Die Granaten hämmerten Mauern zu Schutt, zersplitterten die Wälder und rissen der stöhnenden Erde die Eingeweide heraus. Und eine Sense rauschte über die von Gräben zerwühlten Felder und mähte am Tag und mähte zur Nacht. Wir hörten sie, sahen sie und bissen die Zähne zusammen.

Wir kannten alle keinen anderen Gedanken, als den der Vernichtung, kein anderes Gefühl, als das des Hasses gegen den Erbfeind.

Erhielt ich von einem meiner Bekannten aus dem Nachbarkorps einen Brief, immer füllten ihn das gleiche, Berichte von der Ernte des Todes, von Mühsal und rauhestem Geschehen. Es ging ja hart auf hart seit Wochen, und den stärksten Männern spannten sich die Nerven, als wollten sie reißen.

Dann kamen einige ruhigere Wochen und ich erhielt eines Tages von einem meiner besten Freunde, den ich seit Beginn des Krieges aus den Augen verloren, einen merkwürdigen Brief. Er lautete:

»Ich muß dir ein Erlebnis bekennen. Wir lagen schon seit längerer Zeit hinter der Front der kämpfenden Truppen im Hause eines reichen Kaufmannes. Wohl hörten wir täglich den Donner der Geschütze, aber er kam gedämpft zu uns, man hätte glauben können, daß in der Ferne ein Sommergewitter über ein friedvolles Tal niedergehe und Segen bringe mit warmem Regen. Um unser Dorf wellen sich von dichtem Gehölz überwucherte Hügel, und fruchtbare Täler, von Bächen und kleinen Flüssen durchströmt, schmiegen sich zwischenhinein. Hin und wieder blinken bei Sonnenschein Dach und Fenster eines Herrenhauses aus Baumgruppen, und der Kirchturm eines Dorfes schaut neugierig über Wiesen und Felder.

Auf einem Tisch steht das Bild eines jungen Mädchens. Soll ich es beschreiben? Ihr würdet doch nur das Bild sehen, das ihr euch macht, und schließlich, was geht es euch an?

Meine Kameraden bewundern Züge und Augen des unbekanntes Mädchens wie ich. Aber freilich, das Geheimnis dieses Wesens enthüllt sich nur mir. Es liegt im Blick der Augen, im Lächeln der Lippen. Es sind Lippen, die küssen konnten und weinen mußten. Dies Wesen ist eine Zauberin. Lache nicht deines Dichters.

Eine Locke kastanienbraunen Haars war eingefügt zwischen Rahmen und Bild. So also ist ihr Haar. Ich nahm die Locke heraus. Der feine Duft schönen Frauenhaars stieg von ihr empor, sie lag mir weicher wie Seide in der Hand. Ich konnte nicht anders, ich drückte meine Lippen auf dieses Haar.

Und da geschah ein Wunder. Da durchfuhr es mein Herz wie Trunkenheit, da weckte es in mir alle Geister der Einbildungskraft. Dies braune, dies seidenweiche, dies duftende Haar, Gott, o Gott, es löste unnennbare Sehnsucht in mir aus, Sehnsucht nach jener Unbekannten.

Hat mich der Krieg um den Verstand gebracht? Ich weiß es nicht, und du, schilt mich meinethalben einen Narren, wenn's dich freut. Ihr kennt ja nicht eines Dichters Herz. Was ist euch ein Frauenhaar, was ist euch eine braune Locke?

Mir aber, o mir ist dies Haar ein Band, stärker als alle Ketten der Welt, und ist es auch so leicht, daß der Hauch meines Mundes es wegblasen könnte, so knüpft es uns doch zusammen für ewig.

Ich erkundigte mich bei dem alten Gärtner, der allein von den Bediensteten des Hausherrn vor den Deutschen nicht geflohen war, wen das Bild darstelle. Aus seinem Munde erfuhr ich, daß es Madeleine, eine Nichte seines Herrn sei, und wahrscheinlich

einmal dessen Erbin. Der alte Gärtner vermutete, das Mädchen, das vor kurzem zum Besuch dagewesen sei, möchte sich am Ende noch in der Nähe befinden. Der Krieg war ja so überraschend ins Land hereingebrochen, daß viele Frauen und Kinder keine Zeit zur Flucht gefunden hatten.

Wenn ich ihr doch einmal begegnete! Unruhige Sehnsucht trieb mich, zu Pferd oder zu Fuß die Wälder der Umgegend zu durchstreifen. Ich fragte hier und da Einwohner aus, sie gaben stets unklare Antworten. Der eine lächelte verständnisvoll und wollte sie kürzlich noch gesehen haben, ein anderer behauptete, die Schöne gar nicht zu kennen, ein dritter meinte bestimmt, sie sei längst entflohen, und wendete sich mürrisch ab. Es konnte mir keiner auf eine sichere Fährte helfen. Ich suchte trotzdem weiter. Doch überall, in den Dörfern, den Schlössern traf ich nur ältere Männer und grauhaarige Frauen oder unmündige Kinder. Noch einmal suchte ich den alten Gärtner zum Plaudern zu bringen, aber er schien sein Reden zu bedauern, denn er verriet nichts mehr. Vielleicht auch wußte er wirklich nichts.

Das Bild steht meinem Bett gegenüber. Mein erster Blick am Morgen, mein letzter am Abend gilt diesem feinen, zarten Geschöpf. Ich kenne es wohl, denn das

Bild, denn die braune Locke sind erfüllt von seinem Leben, von aller Süßigkeit seines Wesens.

Die Wochen kamen und gingen. Aus blutgedüngtem Boden sproßte üppig das Grün der Wiesen, das Land färbte sich mit der Buntheit von tausend Blumen. Die Schmetterlinge tanzten und taumelten über Gräbern Gefallener. Und eines Tages sprühte die Sonne ihre blitzenden Strahlen besonders verlockend herab, und der Boden warf sie zurück als flimmerndes, warmes Luftmeer. Es mußte herrlich sein, dort hineinzutauchen, wie hätte ich daheim sitzen können. Ich warf mein Gewehr über die Schulter und wanderte hinaus.

Ein Wald, vom Fluß durchströmt, dehnte sich mit seinen grünenden Bäumen weithin ins Land. Auf halb verwachsenen Pfaden, kreuz und quer durchstreifte ich die Holzung. Aber erst nach zweistündigem Herumlaufen gelang es mir, eine Fasanenhenne herabzuholen. Mit meiner Beute machte ich mich auf den Heimweg, da stieß ich unter dichten Bäumen unvermutet auf eine Lichtung, an deren Rand eine kleine Kapelle stand. Sie war dem Verfall preisgegeben, Dach und Fenster waren nur noch in wetterzerstörten Resten vorhanden, sie gaben Sonne, Regen und Wind den Weg ins Innere frei. Im Türmchen hielten verbogene Eisenbänder wohl noch

die Glocke fest, doch am morschen Glockenseil hatte gewiß schon lange kein Mesner mehr gezogen, der Wind hatte es zur Dachluke herausgeweht, daß es wie eine tote Schlange an der Mauer herabhing.

Durch die an rostigen Angeln kaum noch haftende Tür trat ich ins Innere. Außer der wurmstichigen und kopflosen Figur eines Heiligen war es leer. Nicht einmal von den Bänken war eine Spur zu sehen, die Stelle des Altars bezeichnete nur noch ein steinerner Unterbau. Vor diesem traurigen und verlassenem Gebäude aber wuchs weiches Gras, und da die Sonne gar so heiß glühte, ich obendrein müde geworden war, so warf ich den Fasan auf den kühlen Steinfußboden der Kapelle und streckte mich draußen auf der Waldwiese aus, indem ich die Arme unter dem Kopf kreuzte und die Augen schloß.

Ich hatte nicht lange gelegen, da raschelten im Laube leichte Schritte, gleich darauf teilte sich das Gesträuch mir gegenüber, ein Windhund sprang auf den Rasen und — — vor mir erschien Madeleine. Es war gar kein Zweifel möglich, ich erkannte sie auf den ersten Blick, viel zu tief hatte sich ihr Bild in meine Seele geprägt. Ich erkannte ihre Augen, ihr Haar, dies weiche, dies braune Haar. Sie schien nicht überrascht, als wir einander plötzlich gegenüberstanden, sie trat lächelnd auf mich zu und

begann unbefangen zu plaudern. Wie der alte Gärtner ganz richtig vermutet hatte, hielt sie sich in einem einsamen Jagdhaus verborgen, und sie erbot sich, mich dorthin zu führen.

Ohne irgend eine Gefahr oder List zu argwöhnen, ohne mir Gedanken über ihr seltsames Verhalten einem Fremden, ja einem Feinde gegenüber zu machen, folgte ich ihr. Wir waren wie die Kinder. Keiner von uns dachte an den Krieg, an Feindschaft, an das tausendfache Töten ringsum. Ich raubte meinem Fasan die schönste Feder und steckte sie an den Hut meiner Begleiterin. Die Sonne glitzerte auf dieser Feder wie auf geglättetem Metall. Im Laub und Geäst schimmerte das Gefieder eines Singvogels. Der Sänger schmetterte mit zitternder Kehle sein Lied über den Blument Teppich der Wiese und das Silberband des Baches, das durch ihn geflochten war. Tausend Blumen des Frühlings teilten dem Winde ihren Duft mit.

Wir wanderten am blitzenden Bande des Baches entlang, und wo dieser sich an einer Biegung des Tals in kleinen, mutwilligen Fällen zu tieferen Schluchten stürzte, entstieg einem blühenden Garten ein Türmchen, ein kleines Schloß. Die Terrasse davor war von Efeu umwuchert, und Madeleine geleitete mich in ihren heimlichen Schatten. Breitstufig senkte

sich die Treppe zu einem Kiesplatz hinab. Meine Begleiterin zeigte wie von der ersten Stufe aus die Blumenbeete ihres bunten Reichs, und wie es weiter draußen hinüberlief in die Linien der Landschaft, die vom fernen Hochbau einer Kathedrale gleichsam gekrönt wurde. Den Wald begrenzend schimmerte der Leib des Flusses an Feldern und Wiesen hin.

Ich weiß nicht, wie lange wir auf jener Terrasse standen und hinausschauten. Vielleicht war es lange. Allmählich woben sich zarte Schleier erster Dämmerung über die Gegend, der Himmel putzte sich mit seinem leuchtendsten Abendkleid. Die Blumen und Baumblüten dufteten stärker, das Plätschern des Baches klang lauter aus dem Schatten der Bosketts.

Was war mir die Schönheit dieses Lenzabends? Ich wendete mich von dem Bilde der Landschaft ab und tauchte meine Blicke in die ihren. Die braunen Augen mit den schwarzen Wimpern und den feingeschwungenen Brauen, ich vergaß über ihnen, daß ich ausgezogen war zu jagen, ich dachte nicht mehr an die Heimkehr. Ich sah nur das liebliche Kind vor mir, ich hörte sein Plaudern, in das sich Vogelgesang mischte. Da umfaßte ich ihr Haupt mit beiden Händen, bog mich zu ihr herab und küßte über dem schmalen Antlitz die schmale, weiße Mädchenstirn.

Auf meine Bitte schnitt sie mir aus der kastanienbraunen Fülle ihres Haars eine Locke. Wie war dieses Haar so weich, und wie fein war der Duft, der ihm entstieg. Mit dieser Locke gab sie mir ein Geschenk, köstlicher als der kostbarste Schmuck, den mir ein indischer Fürst hätte schenken mögen, gab sie mir einen Teil ihrer selbst. Diese Locke soll mich nie verlassen, ich möchte dieses Haares auch nicht eines verlieren, ich würde damit ein Stück meines Lebens, ein Stück wonnigsten Zaubers hingeben.

Lange, in seliger Versunkenheit lehnten wie Schulter an Schulter über dem schattenverhüllten Garten und schwiegen. Plötzlich sah mir das junge Mädchen dicht in die Augen, umspannte meine Rechte, preßte sie auf ihre Brust und flüsterte: ›Ich habe einen Kahn drunten, rudern Sie mich hinüber zu den Meinigen.‹

Sie wollte von mir, mich verlassen? Erschrocken, trotzig, niedergeschlagen wendete ich mich ab. Sie aber kniete nieder, faltete bittend die Hände und schwor mir zu, wiederzukommen. Da antwortete ich nicht, da überlegte ich nicht. Ich umschlang Madeleine noch einmal und trank die Süße, die Wonne ihrer Lippen. Dann eilten wir durch das Gebüsch nach dem Fluß hinab. Ein Kahn lag angekettet im Schilf, ich hob sie auf und trug sie

hinein. Wie gern trug ich so selige Last! Unfroh löste ich das Boot vom Pfahl und griff zum Ruder. Der Kahn glitt hinaus auf das ruhige Wasser, glitt weiter und weiter, hinüber, wo unsere Feinde lagen.

Zuweilen senkten sich die Äste von den Bäumen der Ufer weit herein und streiften uns im Vorbeifahren, als wollten sie uns aufhalten. Immer dunkler wurde das Land, Berg und Tal begleiteten uns wie eine finstere Mauer, die Sterne allein flimmerten, irrten, zuckten als Funken empor aus der Wasserfläche.

Die Flut trieb uns talab. Ich hatte die Ruder eingezogen, es dem Strom überlassend, uns hinauszufahren. Neben mir, umhüllt von einem weiten Mantel, saß Madeleine. Sie lehnte ihr Haupt an meine Schulter und sang leise ein provencalisches Liebeslied, eine schwermütige Klage, wie sie nächtlich die Haine der Provence umgluten soll. Ab und zu bog sie sich zu mir empor, lächelte und küßte mich. Seliger Rausch durchwogte mein Herz, helloderndes Entzücken jagte mir das Blut durch die Adern. In trunkener Wonne wünschte ich mir durch Stunden und Tage immerzu hinabzugleiten, sie an meiner Seite. Nach dem Gewirr und Getöse monatelanger Kämpfe, nach all der Arbeit in Schweiß und Blut entwachsen dem Atem der

Frühlingsnacht Zauber und Wunder erfüllter Sehnsucht.

»Wann wirst du wiederkommen?« fragte ich.

Wir machten allerlei törichte Pläne für die Zukunft. Wir bauten Luftschlösser, wie es Kinder tun. Wie dachten nicht an Krieg und Gefahr, die Gegenwart schien so sonnig und hell, daß wir nirgendwo Schatten sehen mochten.

Da, als wir um ein Knie des Flusses bogen, zeichneten sich plötzlich gegen den Sternhimmel Gestalten am Ufer ab. Deutsche? Franzosen? Es war nicht zu erkennen. Aber das Glück war uns hold, sie bemerkten uns nicht, Bäume breiteten schützend Finsternis über unseren Kahn. Unter ihrem weiten Mantel drückte mich Madeleine an sich, wir glitten geräuschlos vorüber.

Wenige hundert Schritte abwärts lenkte ich, auf einen leisen Wunsch meiner Begleiterin, unser Boot gegen das Ufer. Hier sollten wir uns trennen. Madeleine flüsterte liebe Worte des Dankes, Worte voll Versprechungen, dann sprang sie neben einem kleinen Erlenholz ans Land. Ich folgte ihr, sah ihr noch einmal in die dunklen Augen, liebte ihr braunes Haar, sie lehnte sich mir noch einmal in den Arm, schmiegte sich an mich und küßte mich zum

Abschied. Endlich aber huschte sie wie ein Schemen hinein ins Gehölz und verschwand.

Ich blieb stehen, bis ihre Schritte verklungen waren. Dann ruderte ich den Kahn zurück. Die Nacht schien mir kalt, das düstere Land drohte öde und unheimlich. Dicke Nebel ballten sich über dem Fluß, als könne nie wieder die helle Sonne vom Himmel scheinen.

Irgendwo unterwegs verließ ich das Boot und kehrte zum Walde zurück, an dessen Rand das Schlößchen lag. Wohl fand ich die einsame Terrasse, die Sterne überfunkelten sie, aber kein Vogellied klang mehr, und wo blieb der Duft der tausend Büsche und Blumen? Da sie es nicht belebte, lag das Haus wie ein Totenhaus unter den Bäumen, einsam und verlassen. Die Läden, die Pforten waren von unsichtbaren Händen geschlossen worden. Ich stieg die Treppe empor, wanderte über die Terrasse, meine Schritte hallten auf den Steinfliesen. Auch von dem wundervollen Windspiel war keine Spur mehr zu entdecken.

Die verschlossenen Türen wiesen mich ab. Doch ehe ich ins Dunkel des Waldes trat, wandte ich mich noch einmal um. Statt des efeuumspinnenen Schlößchens stand vor mir die zerfallene Waldkapelle, von weißem Mondlicht silberfein

umwoben. Ich verstand nicht, rieb mir die Augen und setzte mich auf, schaute um mich. Es war Abend geworden, aber der Mond schwebte über den Wipfeln, die Umgegend war genau zu erkennen, und an Stelle des Gartens, der Terrasse, der Blumen, des Schlößchens sah ich nur den Wald und die ruinenhafte Kapelle, in deren Schatten ich mich ausgestreckt hatte. Und neben mir lehnte mein Gewehr an der Mauer. Indem ich mich erhob, entsann ich mich des erlegten Fasans, er lag drinnen in dem kalten Raum.

Wäre alles andere nur Traum gewesen? Schmerzlich enttäuscht machte ich mich auf den Heimweg. Natürlich erzählte ich den Kameraden nicht von meinem Erlebnis, aber es verblaßte mir darum nicht. Dieser wonnige Traum verging nicht wie andere Träume. Seltsam, daß er es nicht tat. Ich behalte die Süßigkeit von Madeleines Lippen im Gedächtnis, als wenn sie mich in Wirklichkeit geküßt hätte. Ich atme den Duft ihres Haares, ich bin zuweilen nahe dran, die Melodie ihres Liedes wieder zu erhaschen.

Ist unser Leben nicht Traum, und sind unsre Träume nicht am Ende Leben?

Ich glaube, ach, ich glaube fest daran, daß ich Madeleine wirklich einmal in meinen Armen

gehalten habe. Ich trage ja ihre Locke bei mir. Auch am Dasein ihres Schließchens, ihres Gartens, ihrer Terrasse, an dem Windhund zweifele ich nicht mehr, kann ich nicht zweifeln, obgleich der alte Gärtner vorgibt, nichts von alledem zu wissen, und ich hundertmal vergeblich nach jenem Tälchen suchte, nach dem Garten, dem Bach, nach ihrem Schließchen.

Seit ich die braune Locke ihres Haares auf dem Herzen trage, brennt in mir der eine Wunsch, jene Kahnfahrt zu wiederholen, noch einmal im Dunkel auf den leisen Wassern dahinzugleiten. Und sollte auch nur ihr Traumbild an meiner Seite sitzen, ich nur ihren Schatten im Arm halten, ich muß, ich muß.

Sie wartet auf mich, sie, die es weiß, daß ich sie liebe.

Ewig fühle ich die Wärme, die ihrem Herzen entströmt in jedem Blick ihrer Augen, in jedem Ton ihrer Stimme. Sie ist eine gütige Fee, kein Mensch wie wir anderen, und ihre schmalen, weißen Hände gaben mir in einer Locke ein Geschenk, das ich nicht aufwiegen kann, und legte ich in eine Schale alles Gold der Welt und häufte ich hinzu alles Edelgestein der Erde. Die Schale wöge nicht auch nur eines ihrer Haare auf.

Was weiß ich, wie es kommen wird. Ich gehe nicht auf den Wegen, die ihr geht, ich sehe mich abseits

wandern, und mir leuchten die wonnigen Flammen, die in meinem Herzen aufsprangen beim Anblick jener Zauberin. Sie suche ich seitdem, sie suche ich in zehrender Sehnsucht.

Und sie kommt gewiß noch einmal und küßt mich noch einmal, wie damals im Wald, und singt mir ihre Lieder, und wir fahren hinaus in die Nacht, ins Ungewisse, in den Himmel unsrer Träume.

Unsrer Träume? Oh, ich zittere davor, daß es nur ein Klang gewesen sein könnte, ein Märchen aus seliger Kinderzeit. Gott, es war das schönste, das zarteste Liebeslied, das mir je gesungen wurde.« —

—
So weit das Schreiben. Ich verstand es nicht.

Einige Tage danach fuhr ich hin, meinen Freund zu besuchen. Ich sollte ihn nicht mehr lebend antreffen. Man hatte ihn ausgestreckt in einem Kahne am Ufer des Flusses erschossen gefunden. Er hatte sich wohl zu weit gegen die französischen Linien gewagt.

Wir betraten das Zimmer des Toten. Es war unberührt. Neben dem Bett stand noch immer das Bild des jungen Mädchens, um dessen Augen, um dessen braune Locken er starb.

Er trug auf der Stelle des Herzens in einer silbernen Kapsel eine Locke braunen Frauenhaars. Es

war getränkt mit seinem Herzblut. Wir haben es ihm in den Sarg mitgegeben.

Wer ist sie, die ihm die braune Locke gab? Niemand unter uns allen weiß es, nur sie, die sich das Haar vom Haupte schnitt. Sie aber schweigt um des wundersamen Geheimnisses willen, das sich die Liebe nennt.